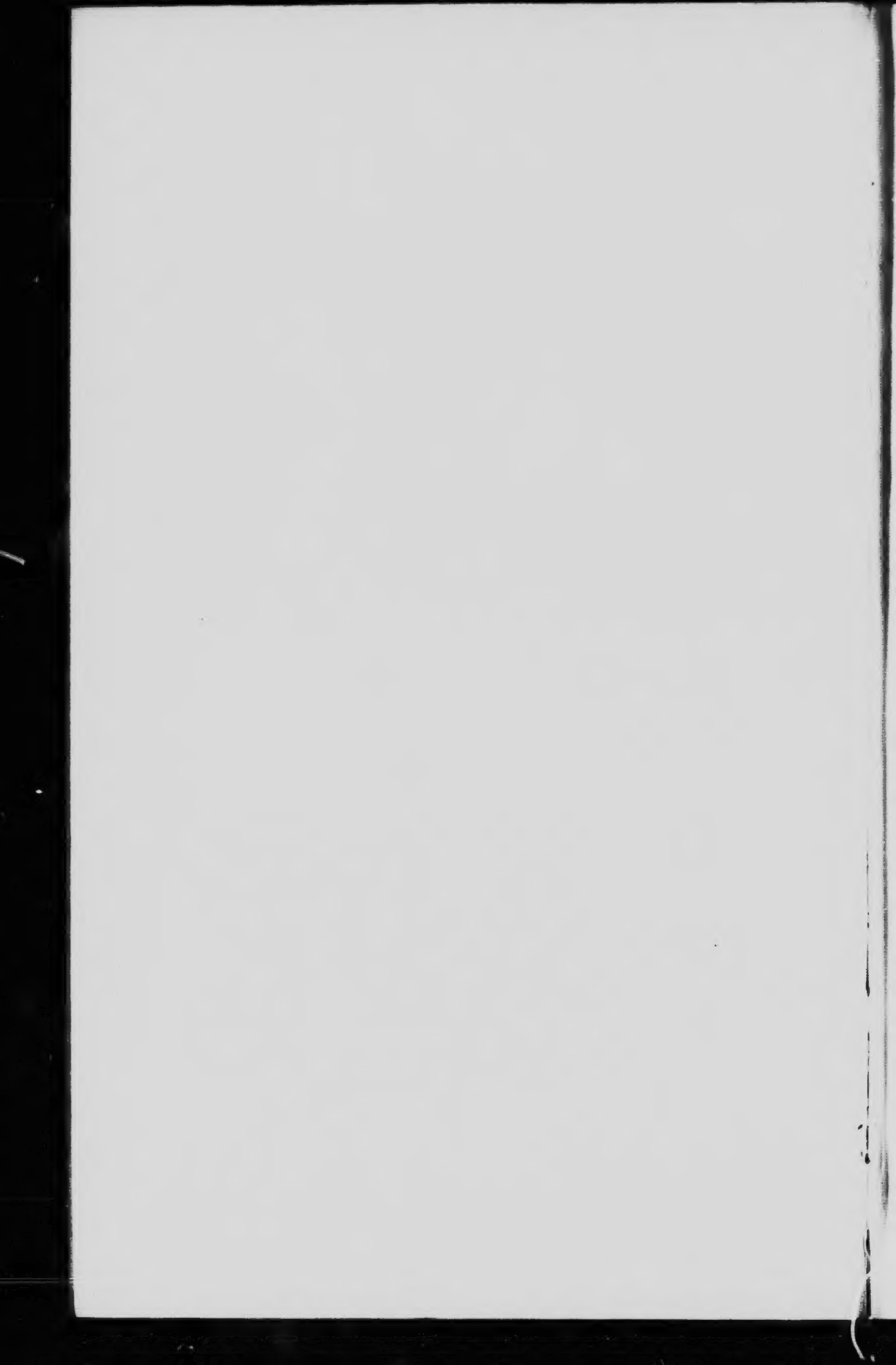


BALZAC'S

MENSCHLICHE KOMÖDIE

I. BAND





HONORÉ DE BALZAC

EIN JUNGGESELLEN-HEIM

LEIPZIG
IM INSELVERLAG · MCMVIII

EINLEITUNG
ZUR NEUEN BALZAC-AUSGABE
VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

MAN kennt diesen großen Autor nicht, wenn man von ihm nur dies oder jenes kennt. Es gibt nicht den einzelnen Band, der die Essenz seines dichterischen Daseins enthielte, wie „Faust“ oder die „Gedichte“ die Essenz von Goethes Dasein in sich fassen. Balzac will im breiten gelesen sein, und es bedarf keiner Kunst, ihn zu lesen. Es ist die selbstverständlichste Lektüre für Weltleute, das Wort in seinem weitesten Sinn genommen, vom Advokatenschreiber oder Kaufmannslehrling bis hinauf zum großen Herrn. Eher bedürfte es für Weltleute (ich rede von Männern aller Stände, von Politikern, Soldaten, von Geschäftsreisenden, von vornehmen und einfachen Frauen, von Geistlichen, von allen Menschen, die keine Literaten und keine Schöngeister sind, und von allen denen, die nicht aus Bildungsbedürfnis, sondern zur Belustigung ihrer Einbildungskraft lesen) von Fall zu Fall einer kleinen Anspannung, eines gewissen Übergangs, um Goethe zu lesen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich ihnen Goethe in den beschwerten und den verworrenen Momenten ihrer Existenz versagt; Balzac wird sich immer mit ihnen einlassen. Nicht im literarischen Sinn meine ich dies: denn bei Goethe wird der erste Vers, den sie aufschlagen, immer etwas Wundervolles sein, ein Geisterklang, ein Zauberspruch, und bei Balzac werden sie leicht auf drei oder vier langweilige, ermüdende Seiten stoßen, nicht bloß im Anfang einer Geschichte, sondern möglicherweise wo immer sie aufschlagen. Aber schon indem sie diese gleichgültigen und eher mühsamen Seiten mechanisch durchfliegen, wird etwas auf sie zu wirken beginnen, dem sich der wirkliche Leser, der lebendige menschliche Leser, niemals entzieht: eine große, namenlos substantielle Phantasie, die größte, substantiellste schöpferische Phantasie, die seit Shakespeare da war. Wo immer sie aufschlagen, bei einer Abschweifung über

Wechselrecht und die Praktiken der Wucherer, bei einem Exkurs über legitimistische oder liberale Gesellschaft, bei der Schilderung eines Kücheninterieurs, einer ehelichen Szene, eines Gesichtes oder einer Spelunke werden sie Welt fühlen, Substanz, die gleiche Substanz, aus der das Um und Auf ihres Lebens gebildet ist. Sie werden unmittelbar aus ihrem Leben in diese Bücher hinüberkönnen, ganz unvermittelt, aus ihren Sorgen und Widerwärtigkeiten heraus, ihren Lieblingsgeschichten und Geldaffären, ihren trivialen Angelegenheiten und Ambitionen. Ich bin dem Finanzier begegnet, der übergangslos nach seinen Sitzungen und Konferenzen zu seinem Balzac griff, in welchem er die letzten Notierungen der Börse als Lesezeichen liegen hatte, und der Weltdame, die in „les illusions perdues“ oder „la vieille fille“ die einzig mögliche Lektüre fand, um zu sich selbst zurückzufinden, abends, nachdem man unter Menschen war oder Menschen bei sich gesehen hat, die einzige Lektüre, die stark und rein genug ist, um die Phantasie von dem jähen und so zerrüttenden Fieber der Eitelkeit zu heilen, und alles Gesellschaftliche auf sein Menschliches zu reduzieren. Diese Funktion, mitten in das Leben des Menschen hineinzugreifen, das Gleiche mit dem Gleichen zu heilen, die Wirklichkeit mit einer erhöhten dämonischen Wirklichkeit zu besiegen — ich frage mich, welcher unter den großen Autoren, mit denen unser geistiges Leben rechnet, hierin mit Balzac rivalisieren könnte — es wäre denn Shakespeare. Aber Shakespeare so zu lesen, wie andere Generationen die Alten gelesen haben, ich meine, ihn so zu lesen, daß man das Ganze des Lebens aus ihm herausliest, ihn vom Standpunkt des Lebens zu lesen und die wahrsten Bedürfnisse seiner Wißbegierde an ihm zu befriedigen, ist nicht jedermanns Sache. Es ist nicht jedermanns Sache, seine Einbildungskraft so anzuspannen,

daß sie die Distanz von drei Jahrhunderten überfliegt, alle Verhüllungen einer prachtvollen, aber wildfremden Epoche durchdringt, und dahinter nur das ewig wahre Auf und Ab des menschlichen Tuns und Leidens wahrnimmt. Es ist nicht jedermanns Sache, ohne die Hilfe des Schauspielers, ohne eine ganz bestimmte Begabung der nachschaffenden Einbildungskraft, die genialste Verkürzung und Zusammendrängung, die jemals realisiert wurde, wieder in eine solche Breite des Weltbildes auszulösen, daß er in ihr sich selber und die vielfach verschlungenen Fäden des Daseins wiederfindet, deren Durchkreuzung seine Wirklichkeit bedeutet.

Goethe ist in gewissem Sinne leichter zu lesen, und wer liest ihn nicht? Obwohl er eine seiner tiefen und subtilen Einsichten aussprach, als er sagte, seine Schriften seien nicht geschaffen, populär zu werden, und ihr wahrer Gehalt werde immer nur einzelnen aufgehen, die ähnliches in sich durchgemacht hätten, so scheinen dieser Einzelnen heute so viele zu sein, daß die Wahrheit seines Wortes beinahe wieder aufgehoben ist. Aber wer sich eines seiner Werke aufs neue aneignen, wer „Hermann und Dorothea", den „Wilhelm Meister", die „Wahlverwandtschaften" genießen will, muß sich mit schon gereinigten Sinnen dem Buche nähern. Er muß viel von sich, von der Atmosphäre seines Lebens, draußen lassen. Er muß die Großstadt vergessen. Er muß zehntausend Fäden seines augenblicklichen Fühlens, Denkens und Wollens durchschneiden. Er muß sich auf seinen „verklärten Leib" besinnen, ich meine: auf sein Ewiges, sein Rein-Menschliches, sein Unbedingtes. Er muß der ewigen Sterne gedenken und sich durch sie heiligen. Dann freilich ist es beinahe gleichgültig, welches von Goethes Werken er aufschlägt: überall umfängt ihn die gleiche gesteigerte und verklärte Wirklichkeit. Ihn umgibt in Wahrheit eine Welt, ein Geist, der eine Welt

ist. Die Deutungen und die Gestalten, eine Idee oder die Beschreibung einer Naturerscheinung, ein Vers oder Mignon oder Ottilie, alles ist die gleiche göttliche, strahlende Materie. Hinter jeder Zeile fühlt er den Bezug auf ein Ganzes, auf eine erhabene Ordnung. Die ungeheure Ruhe eines ungeheuren Reichtums legt sich beinahe bedrückend auf seine Seele, um diese Seele dann grenzenlos beglückend emporzuheben. — Aber dieser Arm, der zu den Sternen heben kann, umschlingt nicht jeden. Auch der lebendige Goethe gab sich nur wenigen und diesen nicht zu jeder Stunde. Wer mit unruhiger Hand danach greift, dem verschließt sich ein Gebilde wie die „Wahlverwandtschaften", wie eine Muschel sich zuklappt. Solchen erscheint Goethe kühl, fremd, sonderbar. Er imponiert mehr, als er einnimmt. Sie verschieben es, ihn zu lesen — auf ruhigere Tage, oder auf eine Reise. Oder er macht, daß sie sich nach ihrer Jugend sehnen, nach einer höheren Empfänglichkeit. Er scheint ihnen künstlich, er, der die Natur selbst war, und kalt, er, dessen Liebesblick noch das starre Urgestein mit Wärme durchdrang. Sie suchen nach einer Vorbereitung, ihn zu genießen. Sie greifen nach einem Erklärer oder nach den wunderbaren Briefen und Gesprächen, in denen er sich selbst kommentiert, und erst auf diesem Umweg kommen sie wieder zu seinen Werken zurück. Nichts ist undenkbarer als ein Leser, der zu den Werken Balzacs auf einem indirekten Wege käme. Die wenigsten seiner zahllosen Leser wissen irgend etwas von seinem Leben. Die Literaten kennen über ihn einige kleine Anekdoten, die niemanden interessieren würden, wenn sie sich nicht auf den Autor der „Comédie humaine" bezögen, und den Briefwechsel mit einer Person, welcher fast nichts enthält als Bulletins über seine unaufhörliche, gigantische, mit nichts in der literarischen Welt zu vergleichende Arbeits-

leistung. Es ist der stärkste Beweis für die ungeheure Kraft seiner Werke, daß wir diese endlosen Bulletins mit einer ähnlichen Gespanntheit zu lesen vermögen wie einen Feldzugsbericht Napoleons, in dem es sich um Austerlitz, Jena und Wagram handelt. Seine Leser kennen seine Werke und nicht ihn. Sie sagen „Peau de chagrin“ und erinnern sich eines wachen Traumes, eines abenteuerlichen Erlebnisses, nicht der Leistung eines Dichters; sie denken an den alten Goriot und seine Töchter und besinnen sich nicht, wie der Verfasser heißt. Sie sind einmal in diese Welt hineingeraten und neunzig auf hundert von ihnen werden immer wieder zu ihr zurückkehren, nach fünf, nach zehn, nach zwanzig Jahren. Walter Scott, den einmal die reifen Menschen mit Entzücken lasen, ist die Lektüre der Knaben geworden. Balzac wird immer (oder sehr lange, denn wer darf von „immer“ sprechen) die Lektüre aller Lebensstufen bleiben, und der Männer ebensowohl wie der Frauen. Die Kriegsgeschichten und Abenteuer, die „Chouans“, „l'Auberge rouge“, „el Verdugo“, sind für die Phantasie eines Sechzehnjährigen die Ablösung der Indianergeschichten und des Kapitän Cook; die Erlebnisse der Rubempré und Rastignac sind die Lektüre des jungen Mannes; „le Lys dans la vallée“, „Savarus“, „Modeste Mignon“ der jungen Frau; Männer und Frauen, die um vierzig sind, die Reifen und noch nicht Verarmten, werden an das Reifste sich halten: an „Cousine Bette“, das grandiose Buch, das ich nicht finster nennen kann, obwohl es fast nur Häßliches, Trauriges und Schreckliches enthält, da es von Feuer, Leben und Weisheit glüht, — an „la vieille fille“, das eine über jedes Lob erhabene Plastik der Gestalten mit der profundesten Lebensweisheit vereinigt und dabei klein, rund, behaglich, heiter ist, in jedem Betracht ein unvergleichliches Buch, ein Buch, das stark genug wäre, für sich allein den Ruhm seines

Autors durch die Generationen zu tragen. Ich habe einen alten Herrn die „contes drôlatiques“ preisen hören und habe einen andern alten Herrn mit Rührung von der Geschichte des César Birotteau sprechen hören, diesem stetigen Aufstieg eines braven Mannes, von Jahr zu Jahr, von Bilanz zu Bilanz, von Ehre zu Ehre. Und wenn es Menschen gegeben hat, die aus dem „Wilhelm Meister“ die „Bekenntnisse der schönen Seele“ herausschnitten und das übrige verbrannten, so hat es sicher auch den Menschen gegeben, der aus der „Comédie humaine“ „Seraphitus-Seraphita“ herausschnitt und sich daraus ein Erbauungsbuch machte, und vielleicht war ein solcher jener Unbekannte, der in Wien in einem Konzertsaal auf Balzac zudrängte, um die Hand zu küssen, die „Seraphita“ geschrieben hatte.

Jeder findet hier so viel vom großen Ganzen des Lebens, als ihm homogen ist. Je reichlicher genährt eine Erfahrung, je stärker eine Einbildungskraft ist, desto mehr werden sie sich mit diesen Büchern einlassen. Hier braucht keiner etwas von sich draußen zu lassen. Alle seine Emotionen, ungereinigt wie sie sind, kommen hier ins Spiel. Hier findet er seine eigene innere und äußere Welt, nur gedrängter, seltsamer, von innen heraus durchleuchtet. Hier sind die Mächte, die ihn bestimmen, und die Hemmungen, unter denen er erlahmt. Hier sind die seelischen Krankheiten, die Begierden, die halb sinnlosen Aspirationen, die verzehrenden Eitelkeiten; hier sind alle Dämonen, die in uns wühlen. Hier ist vor allem die große Stadt, die wir gewohnt sind, oder die Provinz, in ihrem bestimmten Verhältnis zur großen Stadt. Hier ist das Geld, die ungeheure Gewalt des Geldes, die Philosophie des Geldes, in Gestalten umgesetzt, der Mythos des Geldes. Hier sind die sozialen Schichtungen, die politischen Gruppierungen, die mehr oder weniger noch die unseren sind.

hier ist das Fieber des Emporkommens, das Fieber des Gelderwerbs, die Faszination der Arbeit, die einsamen Mysterien des Künstlers, des Erfinders, alles, bis herab zu den Erbärmlichkeiten des kleinbürgerlichen Lebens, zur kleinen Geldmisere, zum mühsam und oft geputzten Handschuh, zum Dienstbotenklatsch.

Die äußere Wahrheit dieser Dinge ist so groß, daß sie sozusagen getrennt von ihrem Objekt sich zu erhalten und wie eine Atmosphäre zu wandern vermochte; das Paris von Louis Philipp ist weggeschwunden, aber gewisse Konstellationen, der Salon in der Provinz, in dem Rubempré seine ersten Schritte in die Welt tut, oder der Salon der Madame de Bargeton in Paris, sind heute von einer verblüffenden Wahrheit für Österreich, dessen sozialer und politischer Zustand vielleicht dem des Julikönigtums sehr ähnlich ist; und gewisse Züge aus dem Leben von Rastignac und de Marsay sind vielleicht heute für England wahrer als für Frankreich. Aber der Firnis dieser für uns greifbaren, aufregenden „Wahrheit“, — diese ganze erste große Glorie des „Modernen“ um dieses Werk wird vergehen: jedoch die innere Wahrheit dieser aus der Phantasie hervorgeschleuderten Welt (die sich nur einen Augenblick lang in tausend nebensächlichen Punkten mit der ephemeren Wirklichkeit berührte) ist heute stärker und lebendiger als je. Diese Welt, die kompletteste und vielgliedrigste Halluzination, die je da war, ist wie geladen mit Wahrheit. Ihre Körperhaftigkeit löst sich dem nachdenklichen Blick in ein Nebeneinander von unzähligen Kraftzentren auf, von Monaden, deren Wesen die intensivste, substantiellste Wahrheit ist. Im Auf und Ab dieser Lebensläufe, dieser Liebesgeschichten, Geld- und Machtintrigen, ländlichen und kleinstädtischen Begebenheiten, Anekdoten, Monographien einer Leidenschaft, einer seelischen Krankheit oder einer sozialen

Institution, im Gewirr von ungefähr dreitausend menschlichen Existenzen, wird ungefähr alles berührt, was in unserem bis zur Verworrenheit komplizierten Kulturleben überhaupt einen Platz einnimmt. Und fast alles, was über diese Myriaden von Dingen, Beziehungen, Phänomenen gesagt ist, strotzt von Wahrheit. Ich weiß nicht, ob man es schon unternommen hat (aber man könnte es jeden Tag unternehmen), ein Lexikon zusammenzustellen, dessen ganzer Inhalt aus Balzac geschöpft wäre. Es würde fast alle materiellen und alle geistigen Realitäten unseres Daseins erhalten. Es würden darin Küchenrezepte ebensowenig fehlen als chemische Theorien; die Details über das Geld- und Warengeschäft, die präzisesten, brauchbarsten Details würden Spalten füllen; man würde über Handel und Verkehr vieles erfahren, was veraltet, und mehreres, was ewig wahr und höchst sachgemäß ist, und daneben wären unter beliebige Schlagworte die kühnsten Ahnungen und Antizipationen von naturwissenschaftlichen Feststellungen späterer Jahrzehnte aufzunehmen; die Artikel, die unter dem Schlagwort „Ehe“ oder „Gesellschaft“ oder „Politik“ zusammenzufassen wären, wären jeder ein Buch für sich und jeder ein Buch, das unter den Publikationen der Weltweisheit des neunzehnten Jahrhunderts seinesgleichen nicht hätte. Das Buch, welches den Artikel „Liebe“ enthielte und in einem kühn gespannten Bogen von den unheimlichsten, undurchsichtigsten Mysterien (une passion dans le désert) durch ein strotzendes Chaos aller Menschlichkeiten zur seelenhaftesten Engelsliebe sich hinüberschwänge, würde das eine berühmte Buch gleichen Namens, das wir besitzen und das von der Hand eines Meisters ist, durch die Größe seiner Konzeption, durch den Umfang seiner Skala in den Schatten stellen. Aber schließlich existiert dieses Lexikon. Es ist in eine Welt von Gestalten, in ein Laby-

rinth von Begebenheiten versponnen, und man blättert darin, indem man dem Faden einer prachtvoll erfundenen Erzählung folgt. Der Weltmann wird in diesen Bänden die ganze Reihe der so scheinhaften und doch so wirklichen Situationen umgewandelt sehen, aus denen das Soziale besteht. Die tausend Nuancen, wie Männer und Frauen einen anderen gut und schlecht behandeln können; die unmerklichen Übergänge; die unerbittlichen Abstufungen, die ganze Skala des wahrhaft Vornehmen, zum Halbvornehmen, zum Gemeinen: dies alles abgewandelt und in der wundervollsten Weise vom Menschlichen, vom Leidenschaftlichen durchbrochen und für Augenblicke auf sein Nichts reduziert. Der Mensch des Erwerbs (und wer hat nicht zu erwerben oder zu erhalten oder zu entbehren?) hat seine ganze Welt da: alles in allem. Den großen Börsenmann, den verdienenden Arzt, den hungernden und den triumphierenden Erfinder, den großen und kleinen Faiseur, den emporkommenden Geschäftsmann, den Heereslieferanten, den Geschäfte vermittelnden Notar, den Wucherer, den Strohmann, den Pfandleiher, und von jedem nicht einen, sondern fünf, zehn Typen, und was für welche! und mit allen ihren Handwerksgriffen, ihren Geheimnissen ihrer letzten Wahrheit. Die Maler halten unter sich die Legende aufrecht, daß von Delacroix herrühren müsse, was im „chef d'œuvre inconnu“ an letzten Intimitäten über die Modellierung durch das Licht und den Schatten gesagt ist; diese Wahrheiten sind ihnen zu substantiell, als daß jemand sie gefunden haben dürfte, der nicht Maler, und ein großer Maler gewesen wäre. Der Denker, dem man „Louis Lambert“ in die Hand gegeben hat, als die Monographie über einen Denker, mag den biographischen Teil schwach finden und an der Realität der Figur zweifeln: aber sobald er zu dem in Briefen und Notizen übermittelten Gedankenmaterial kommt, so wird die

Konsistenz dieser Gedanken, die substantielle Kraft dieses Denkers so überzeugend, daß jeder Zweifel an der Figur weggeblasen ist. Dies sind Gedanken eines Wesens, dies Hirn hat funktioniert — man mag im übrigen die Gedanken, diese Philosophie eines spiritualistischen Träumers ablehnen oder nicht. Und der verheiratete Mann, dem in einer nachdenklichen Stunde die „Physiologie der Ehe“ in die Hand fällt, wird in diesem sonderbaren und vielleicht durch einen gewissen halbfrivolen Ton unter den Werken Balzacs ein wenig deklassierten Buch auf einige Seiten stoßen, deren Wahrheiten so zart als tief und beherzigenswert sind, wahrhafte Wahrheiten, Wahrheiten, die sich, wenn man sie in sich aufnimmt, gewissermaßen ausdehnen und mit einer sanften, strahlenden Kraft im Innern fortwirken. Allen diesen Wahrheiten haftet nichts Esoterisches an. Sie sind in einem weltlichen, manchmal in einem fast leichtfertigen Ton vorgetragen. Verflochten unter Begebenheiten und Schilderungen, bilden sie die geistigsten Elemente im Körper einer Erzählung, eines Romans. Sie sind uns entgegengebracht, wie das Leben selbst uns seinen Gehalt entgegenbringt: in Begegnungen, in Katastrophen, in den Entfaltungen der Leidenschaften, in plötzlichen Aussichten und Einsichten, blitzhaft sich auftuenden Durchschlägen durch den dichten Wald der Erscheinungen. Hier ist zugleich die leidenschaftlichste und vollständigste Malerei des Lebens und eine höchst überraschende, scharfsinnige Philosophie, die bereit ist, jedes noch so niedrig scheinende Phänomen des Lebens zu ihrem Ausgangspunkt zu machen. So ist durch das ganze große Werk, dessen Weltbild ebenso finster ist als das Shakespeares, und dabei um so viel wuchtender, trüber, schwerer durch seine eigene Masse, dennoch eine geistige Lebendigkeit ergossen, ja eine geistige Heiterkeit, ein tiefes Behagen: wie wäre es anders zu nennen, was

uns, wenn einer dieser Bände uns in die Hand gerät, immer wieder nach vorwärts, nach rückwärts blättern macht, nicht lesen, sondern blättern, worin eine subtilere, erinnerungsvolle Liebe liegt, — und was uns die bloße Aufzählung der Titel dieser hundert Bücher oder das Register der Figuren, die in ihnen auftreten, gelegentlich zu einer Art von summarischer Lektüre macht, deren Genuß komplex und heftig ist, wie der eines geliebten Gedichtes?

DIE Aufhäufung einer so ungeheuren Masse von substantieller Wahrheit ist nicht möglich ohne Organisation. Die anordnende Kraft ist ebensosehr schöpferische Kraft als die rein hervorbringende. Vielmehr sind sie nur verschiedene Aspekte einer und derselben Kraft. Aus der Wahrheit der Myriaden einzelner Phänome ergibt sich die Wahrheit der Verhältnisse zwischen ihnen: so ergibt sich eine Welt. Wie bei Goethe fühle ich mich hier in sicherem Bezug zum Gesamten. Ein unsichtbares Koordinatensystem ist da, an dem ich mich orientieren kann. Was immer ich lese, einen der großen Romane, eine der Novellen, eine der phantastisch-philosophischen Rhapsodien, und ob ich mich in die Geheimnisse einer Seele vertiefe, in eine politische Abschweifung, in die Beschreibung einer Kanzlei oder eines Kramladens, niemals falle ich aus diesem Bezug heraus. Ich fühle: um mich ist eine organisierte Welt. Es ist das große Geheimnis, daß diese lückenlos mich umschließende Welt, diese zweite, gedrängtere, eindringlichere Wirklichkeit nicht als eine erdrückende Last wirkt, als ein Alp, atemraubend. Sie wirkt nicht so: sie macht uns nicht stocken und starren, sondern ihr Anblick gießt Feuer in unsere Adern. Denn sie selber stockt nicht, sondern sie ist in Bewegung. In-

finitis modis, um das Kunstwort mittelalterlicher Denker zu brauchen, ist sie in Bewegung. Die Welt ist in dieser vollständigsten Vision, die seit Dante in einem Menschenhirn entstand, nicht statisch, sondern dynamisch erfaßt. Alles ist so deutlich gesehen, daß es eine lückenlose Skala ergibt, das ganze Gewebe des Lebens, von Faden zu Faden, ab und auf. Aber alles ist in Bewegung gesehen. Nie wurde die uralte Weisheit des *Παντα ϱει* grandioser erfaßt und in Gestalten umgesetzt. Alles ist Übergang. Hier scheint hinter diesen Büchern, deren Gesamtheit neben dem „Don Quixote" die größte epische Konzeption der modernen Welt bildet, die Idee der epischen Kunstform ihre Augen aufzuschlagen. Die Menschen zu schildern, die aufblühen und hinschwinden wie die Blumen der Erde. Nichts anderes tat Homer. Dantes Welt ist starr. Diese Dinge gehen nicht mehr vorüber, aber er selber wandert und geht an ihnen vorüber. Balzac sehen wir nicht. Aber wir sehen mit seinen Augen, wie alles übergeht. Die Reichen werden arm, und die Armen werden reich. César Birotteau geht nach oben und der Baron Hulot nach unten. Rubemprés Seele war wie eine unberührte Frucht, und vor unseren Augen verwandelt sie sich, und wir sehen ihn nach dem Strick greifen und seinem befleckten Leben ein Ende machen. Séraphita windet sich los und entschwebt zum Himmel. Jeder ist nicht, was er war, und wird, was er nicht ist. Hier sind wir so tief im Kern der epischen Weltanschauung, als wir bei Shakespeare im Kern der dramatischen sind. Alles ist fließend, alles ist auf dem Wege. Das Geld ist nur das genial erfaßte Symbol dieser infinitis modis vor sich gehenden Bewegung und zugleich ihr Vehikel. Durch das Geld kommt alles zu allem. Und es ist das Wesen der Welt, in dieser grandiosen und epischen Weise gesehen, daß alles zu allem kommt. Es sind überall Übergänge, und nichts als Übergänge, in

der sittlichen Welt so gut wie in der sozialen. Die Übergänge zwischen Tugend und Laster — zwei mythische Begriffe, die niemand recht zu fassen weiß — sind ebenso fein abgestuft und ebenso kontinuierlich wie die zwischen reich und arm. Es stecken in den auseinanderliegendsten und widerstreitendsten Dingen gewisse geheime Verwandtschaften, wodurch alles mit allem zusammenhängt. Zwischen einem Concierge in seiner Souterrainwohnung und Napoleon in St.-Cloud kann für einen Moment eine geheime Affinität aufblitzen, die unendlich viel mehr als ein bloßer Witz ist. In der Welt wirkt schlechtweg alles auf alles: wie sollte dies nicht durch die geheimnisvollsten Analogien bedingt sein? Alles fließt; nirgends hält sich ein starrer Block, weder im Geistigen, noch im äußeren Dasein. „Liebe" und „Haß" scheinen getrennt genug, und fest genug umschrieben: und ich kenne diese und jene Figur bei Balzac, in deren Brust das eine dieser Gefühle in das andere übergeht mit einer Allmählichkeit, wie die Farben des glühenden Eisens. Haßt Philomène den Albert Savarus oder liebt sie ihn? Am Anfang hat sie ihn geliebt, am Ende scheint sie ihn zu hassen; sie handelt unter einer Besessenheit, die vielleicht Haß und Liebe zugleich ist, und vermöchte man sie zu fragen, sie könnte keine Auskunft geben, welches von beiden Gefühlen sie martert. Hier sind wir durch einen Abgrund getrennt von der Welt des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren Begriffen, wie „Tugend", die fest, rund und dogmatisch sind, wohl geeignet, feste und theologische Begriffe zu ersetzen. Hier ist jede Mythologie, selbst die der Worte, aufgelöst. Und nirgends sind wir Goethe näher. Hier, ganz nahe, ja im gleichen Bette, rauscht der tiefe Strom seiner Anschauung. Aber es war die Grundgebärde seines geistigen Daseins, sich hier nach der entgegengesetzten Seite zu wenden. Die fließenden Kräfte seiner Natur

waren so gewaltig, daß sie ihn zu überwältigen drohten.
Er mußte ihnen das Beharrende entgegensetzen, die Natur, die Gesetze, die Ideen. Auf das Dauernde im Wechsel heftete er den Blick der Seele. So sehen wir sein Gesicht, so hat sich die Maske des betrachtenden Magiers geformt. Balzacs Gesicht sehen wir nicht als eine olympische Maske, über seinen Werken thronend. Nur in seinen Werken glauben wir es manchmal auftauchen zu sehen, visionär, hervorgestoßen von chaotischen Dunkelheiten, wirbelnden Massen. Aber wir vermögen nicht, es festzuhalten. Jede Generation wird es anders sehen, eine jede wird es als ein titanisches Gesicht sehen und wird auf ihre Weise daraus ein Symbol unaussprechlicher innerer Vorgänge machen. Wir wundern uns, daß wir es nicht von der Hand dessen besitzen, der das „Gemetzel auf Chios" und die „Barke des Dante" schuf. Er hätte den dreißigjährigen Balzac als den Titanen gemalt, der er war, als einen Dämon des Lebens, oder sein Gesicht als ein Schlachtfeld behandelt. Es ist eine überraschende Lücke, daß uns die Maske des Fünfzigjährigen dann nicht von Daumier überliefert ist. Sein wunderbarer Stift und sein gleich wunderbarer Pinsel hätten das grandios Faunische des Mannes aus dem Dunkel springen lassen und es n[illegible] der wilden Einsamkeit des Genies geadelt. Aber vielleicht waren ihm diese Generationen zu nahe, und es bedurfte der Distanz, die wir um ihn haben, damit etwas wie das Gebilde Rodins entstehen konnte, dieses völlig symbolgewordene, übermenschliche Gesicht, in welchem eine furchtbare Wucht der Materie sich mit einem namenlosen Etwas paart, einer dumpfen, schweren Dämonie, die nicht von dieser Welt ist, ein Gesicht, in dem die Synthese ganz verschiedener Welten vollzogen ist: das immerhin an einen gefallenen Engel erinnert und zugleich an die maßlos dumpfe Traurigkeit uralt griechischer Erd- und Meeresdämonen.

Jede Generation, die in sich selber aus dem Umgang mit dem Werk Balzacs die Vision dieses Gesichtes hervorbringt, wird darin eine ähnliche Synthese vollziehen zwischen der ganzen Lebensschwere in sich und dem geheimsten Drang nach Bewältigung dieser Schwere, nach Erlösung, nach Aufschwung. Das Dazugehören zur dumpfen, wuchtenden Masse des Lebens, die ewig sich selber befruchtet, und zugleich das Darüberhinauswollen, der tiefste Drang des Geistes nach Geist: das ist die Signatur dieses großen tragischen Gesichtes, das nicht wie Goethes Maske über uns hin ins Ewige zu schauen scheint, sondern durch uns hindurch, mitten durch die Schwere des Lebens. Diese ungeheure Welt, aufgebaut aus unserem Leben, dem Leben der Begierden, der Selbstsucht, der Irrtümer, der Grotesken, erhabenen und lächerlichen Leidenschaften, diese Welt, in deren Gemenge die Begriffe „Komödie" und „Tragödie" ebenso aufgelöst sind wie „Tugend" und „Laster", diese Welt ist im Tiefsten ganz Bewegung, ganz Drang, ganz Liebe, ganz Mysterium. Dieser scheinbare Materialist ist ein leidenschaftlicher Ahnender, ein Ekstatiker. Die Essenz seiner Figuren ist Aspiration. Alle Dulderkräfte, Liebeskräfte, Künstleranspannungen, Monomanien, diese Titanenkräfte, die großen Motoren seiner Welt, sind Aspiration: alle zielen sie auf ein Höchstes, Unnennbares. Vautrin, das Genie als Verbrecher, und Stenbock, das Genie als Künstler, Goriot der Vater, Eugénie Grandet, die Jungfrau, Frenhofer der Schöpfer, alle sind sie eingestellt auf ein Absolutes, das sich offenbaren wird, wie die vom nächtlichen Sturm umhergeworfenen Schiffe eingestellt sind auf das Dasein des Polarsternes, wenngleich Finsternis ihn verhüllt. In den Tiefen ihres Zynismus, in den Wirbeln ihrer Qualen, in den Abgründen der Entsagung suchen und finden sie Gott, ob sie ihn beim Namen nennen oder nicht.

Alle diese so körperhaften Figuren sind doch nichts als vorübergehende Verkörperungen einer namenlosen Kraft. Durch diese unendlichen Relativitäten bricht ein Absolutes; aus diesen Menschen blicken Engel und Dämonen. Jede Mythologie, selbst die letzte, zäheste, die der Worte, ist hier aufgelöst: aber eine neue, geheimnisvolle, höchst persönliche ist an die Stelle dieser anderen getreten. Ihre Konzeption ist großartig und in einer solchen Weise bestimmt und doch vag, daß Hunderttausende sie annehmen und sich aus ihr etwas wie den Mythos des modernen Lebens machen können. Alle diese Gestalten, die sich der Phantasie so sehr als „wirkliche" aufdrängen, erscheinen unter einem gewissen geisterhaften Licht, das von den Gipfeln dieses Werkes herabfällt, als gute und böse Genien, Wesen, in denen die irdischen Triebe vorübergehend inkarniert sind. Aber nichts an dieser Konzeption ist schematisch. Hier sind keine Dogmen statuiert, sondern Visionen. Taine, der genau vor einem halben Jahrhundert seinen großen Essay über Balzac schrieb, legt an diese Intuitionen, diese schwebenden Wahrheiten, die alle nur für einen Augenblick wahr sind und nur an der einen Stelle, wo sie stehen, einen Maßstab, den sie nicht vertragen. Einem Dichter kann man nichts einzelnes entwinden. Alles, was innerhalb einer Welt Wahrheit ist, ja mehr als Wahrheit — schrankenlose Ahnung —, wird eine mißgeborene Phantasmagorie, wenn man es aus dem Zusammenhang herausreißt. Es handelt sich um Formen des Sehens. Der Denker sieht Prinzipien, Abstraktionen, Formeln, wo der Dichter die Gestalt erblickt, den Menschen, den Dämon.

Immerhin ist hier, auch mit kaltem Blick betrachtet, die ungeheuerste Synthese vollzogen. Hier begegnet sich wirklich Novalis, der Magier, mit den titanischen Anfängen eines wahren Naturalismus; hier ist die Verbindung zwi-

schen Swedenborg und Goethe oder Lamarck. Hier ist, in gemessenem Sinn, das letzte Wort des Katholizismus und zugleich dringt die Ahnung der Entdeckungen Robert Mayers sternenhaft aus dem Nebel. Die Gewalt, die noch mehr als eine Generation unterjochen wird, liegt in der wundervollen Durchdringung dessen, was die Wirklichkeit des Lebens ist, der vraie vérité, bis herab zu den trivialsten Miseren des Lebens, mit Geist. Die Geistigkeit des neunzehnten Jahrhunderts, diese ganz ungeheure synthetische Geistigkeit, ist hier in die Materie des Lebens hineingepreßt wie ein alle Fasern durchdringender, glühender Dampf. Wo die Niederschläge dieses Dampfes sich stark und deutlich kristallisieren, wie in dem „Louis Lambert", in der „Recherche de l'absolu", im „Chef d'œuvre inconnu", dort ergeben sich Ketten von Gedanken, Ahnungen, Aphorismen, die sich mit nichts vergleichen lassen als mit den „Fragmenten" des Novalis. Aber diese Kristallisationen, die bei Novalis fast alles sind, was uns in den Händen geblieben ist, sind hier nur ein Nebenprodukt dieser geistig-organischen Vorgänge. Viel bewundernswerter noch ist das Phänomen, welches sich ergibt, wenn die eingepreßte Gewalt dieser Geistigkeit die lebende Materie vorwärts treibt, wenn Figuren entstehen, deren Getriebenheit uns das Walten des Geistigen mitten im Herzen des Lebens spüren läßt: so ist Claes, der rastlose Sucher des Unbedingten, so ist Louis Lambert, so ist Séraphita. Und so ist, über allem einzelnen, Balzacs Konzeption der Liebe. Seine „Liebe" ist die unvergleichlichste und individuellste Schöpfung. Sie ist ganz Aspiration und zugleich das Medium der geheimnisvollsten Synthese zwischen Geistigem und Sinnlichem. Sie ist ein geheimnisvolles Phänomen, das ich mit Worten nicht auflösen möchte. Sie nimmt keinen meßbar großen Raum ein in diesem wuchtigen Werk. Und dennoch scheint sie

mir das, was wärmt und leuchtet, und ich könnte diese schwere Masse, diese dunkle Menschenwelt, ohne sie mir nicht anders als furchtbar denken.

Hier ist eine Welt, wimmelnd von Gestalten. Es ist keine darunter, so gewaltig empfangen, so vollständig in sich selber, daß sie, gelöst von ihrem Hintergrunde, für sich allein zu bestehen vermöchte, in der unvergänglichen Vollständigkeit ihrer Geste, wie Don Quixote, wie der König Lear, wie Odysseus. Die Materie ist brüchiger, die Vision ist nicht von so strahlender Klarheit, daß Gestalten aus ihr hervorgehen könnten, so modelliert im reinsten, stärksten Licht, wie der Homerische Achilles, wie Nausikaa, oder im zartesten Halblicht, wie Mignon und Ottilie. Alles hängt zusammen, alles bedingt sich. Es ist ihm so unmöglich, das einzelne herauszulösen, als aus einem Gemälde von Rembrandt oder von Delacroix. Hier wie dort liegt das Großartige in einem stupenden Reichtum der Tonwerte, der ab und auf, infinitis modis, wie die Natur selber, eine lückenlose Skala ergibt. Jene Gestalten dort scheinen gelöste schreitende Götter: wie sie entstanden sein mögen, ist undurchdringliches Geheimnis; diese hier sind einzelne Noten einer titanischen Symphonie. Ihre Entstehung scheint uns begreiflicher, wir glauben in unserem Blut die Elemente zu tragen, aus denen ihre finsteren Herzen gebildet sind, und mit der Luft der großen Städte sie einzusaugen. Aber auch hier waltet ein Letztes, Höheres. Wie die Skala von Finsternis zur Helligkeit auf einem Rembrandt nur darin dem irdischen Licht und der irdischen Finsternis gleicht, daß sie lückenlos, überzeugend, absolut richtig ist: aber darüber hinaus ein Namenloses in ihr wirksam ist, das Walten einer großen Seele, die in jenen Visionen selber sich einem höchsten Wesen hingibt, so vibriert hier in den Myriaden kleiner Züge, mit denen eine wimmelnde

Welt hingemalt ist, ein kaum zu nennendes Letztes: die Plastik dieser Welt geht bis zum Überschweren, ihre Finsternis bis zum Nihilismus, die Weltlichkeit in der Behandlung bis zum Zynischen: aber die Farben, mit denen dies gemalt ist, sind rein. Mit nicht reinerem Pinsel ist ein Engelschor des Fra Angelico gemalt als die Figuren in „Cousine Bette". Diesen Farben, den eigentlichen Grundelementen des Seelischen, haftet nichts Trübes an, nichts Kränkelndes, nichts Blasphemisches, nichts Niedriges. Sie sind unverweslich, von keinem bösen Hauch zu kränken. Eine absolute Freudigkeit vibriert in ihnen, die unberührter ist von der Finsternis des Themas, wie die göttliche Freudigkeit der Töne in einer Beethovenschen Symphonie in keinem Moment von der Furchtbarkeit des musikalischen Ausdruckes verstört werden kann.

BALZAC'S VORREDE ZUR MENSCHLICHEN KOMÖDIE

WENN ich einem Werk, das vor nun bald dreizehn Jahren begonnen wurde, den Titel der „Menschlichen Komödie" gebe, so wird es nötig sein, daß ich seine Idee bestimme, von seiner Entstehung berichte und in Kürze seinen Plan auseinandersetze; und zwar muß ich versuchen, von diesen Dingen zu sprechen, als sei ich an ihnen ganz unbeteiligt. Das ist nicht so schwierig, wie der Leser vielleicht glaubt. Wer nur eine kleine Zahl von Werken aufzuweisen hat, wird äußerst eitel sein, wer auf viel Arbeit zurückblickt, ist unendlich bescheiden. Diese Beobachtung erklärt, daß Corneille, Molière und andere große Autoren ihre Werke so untersuchen konnten, wie sie es taten: wenn es unmöglich ist, ihnen in ihren schönen Eingebungen gleichzukommen, so kann man sich wenigstens in dieser Empfindung mit ihnen berühren.

Die erste Idee der „Menschlichen Komödie" tauchte mir wie ein Traum auf, wie einer jener ungeheuren Pläne, denen man liebevoll nachhängt und die man entfliegen läßt; wie eine Schimära, die lächelt, die ihr Frauengesicht zeigt, und die alsbald ihre Flügel entfaltet, um in einen phantastischen Himmel zurückzukehren. Aber die Schimära wandelt sich wie viele Schimären zur Wirklichkeit; sie übt eine Herrschaft und eine Tyrannei aus, der man gehorchen muß. Die Idee entsprang einem Vergleich zwischen dem Menschlichen und dem Tierischen.

Es wäre ein Irrtum, wollte man glauben, der große Streit, der sich vor einiger Zeit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire anspann, habe auf einer neuen wissenschaftlichen Entdeckung beruht. Der Gedanke der „Einheit in der Vielheit" hatte unter anderen Namen schon die größten Geister der beiden vorhergehenden Jahrhunderte beschäftigt. Wenn man die so außerordentlichen Werke der mystischen Schriftsteller durchliest, die sich mit den

Wissenschaften in ihren Beziehungen zum Unendlichen befassen, wie etwa Swedenborg, Saint-Martin und andere, und ferner die Schriften der großen naturwissenschaftlichen Genies, wie die eines Leibniz, eines Buffon, eines Charles Bonnet, so findet man in den Monaden des Leibniz, in den organischen Molekülen Buffons, in der „Einschachtelung" der ähnlichen Teile bei Charles Bonnet, der kühn genug war, schon 1760 zu schreiben: „Das Tier vegetiert wie die Pflanze"; dort, sage ich, findet man die Keime des schönen Gesetzes der Entwicklung, auf dem die „Einheit in der Vielheit" beruht. Es gibt nur ein Tier. Der Schöpfer hat sich für alle organischen Wesen nur einer einzigen Schablone bedient. Das Tier ist ein Grundwesen, das seine äußere Gestalt, oder genauer, die Unterschiede seiner Gestalt in den Umgebungen annimmt, in denen es sich zu entwickeln berufen wird. Aus diesen Unterschieden ergeben sich die zoologischen Arten. Dieses System, das übrigens mit unseren Begriffen von der göttlichen Macht im Einklang steht, verkündet und vertreten zu haben, wird ewig ein Ehrentitel Geoffroy Saint-Hilaires bleiben, der in dieser Streitfrage der Wissenschaft über Cuvier siegte und dessen Triumph durch den letzten Aufsatz begrüßt wurde, den der große Goethe schrieb.

Da ich von diesem System durchdrungen war, längst ehe es zu all den Streitigkeiten Anlaß gab, so erkannte ich, daß die Gesellschaft in dieser Hinsicht der Natur glich. Macht nicht auch die Gesellschaft aus dem Menschen je nach den Umgebungen, in denen sein Handeln sich entfaltet, ebenso viele verschiedene Menschen, wie es in der Zoologie Variationen gibt? Die Unterschiede zwischen einem Soldaten, einem Arbeiter, einem Verwaltungsbeamten, einem Advokaten, einem Müßiggänger, einem Gelehrten, einem Staatsmann, einem Kaufmann, einem Seemann, einem Dichter, einem Bettler und einem Priester sind, wenn auch

schwieriger zu definieren, so doch nicht minder beträchtlich als jene, die den Wolf, den Löwen, den Esel, die Krähe, den Hai, die Meerkuh, das Schaf und andere unterscheiden. Es hat also ewig soziale Gattungen gegeben und wird ihrer ewig geben, wie es zoologische Gattungen gibt. Wenn Buffon ein prachtvolles Werk schrieb, als er versuchte, das Gesamtbild der Zoologie in einem Buche darzustellen, war da nicht auch ein gleiches Werk über die Gesellschaft zu schaffen? Aber die Natur hat den tierischen Variationen Grenzen gesetzt, in denen sich die Gesellschaft nicht halten sollte. Wenn Buffon den Löwen geschildert hatte, so war er mit der Löwin nach ein paar Sätzen fertig; in der Gesellschaft dagegen zeigt sich die Frau nicht immer als das Weibchen des Männchens. Es können in einem Hause zwei gründlich verschiedene Wesen zusammenleben. Die Frau eines Händlers verdient bisweilen die eines Fürsten zu sein; und oft ist die eines Fürsten nicht so viel wert wie die eines Künstlers. Die soziale Stellung ist Zufällen unterworfen, wie die Natur sie sich nicht erlaubt, denn sie ergibt sich aus der Natur plus der Gesellschaft. Die Schilderung der sozialen Arten umfaßte also zum mindesten das Doppelte der tierischen Arten, wenn man nämlich auch nur auf die beiden Geschlechter Rücksicht nahm. Schließlich spielen sich zwischen den Tieren wenig Dramen ab; nie gerät Verwirrung unter sie; sie stellen sich gegenseitig nach, das ist alles. Auch die Menschen stellen sich freilich gegenseitig nach, aber ihre mehr oder minder große Intelligenz macht den Kampf ganz bedeutend komplizierter. Wenn einige Gelehrte immer noch nicht zugeben, daß das Tierische in einem ungeheuren Lebensstrom hinüberspielt ins Menschliche, so steht es fest, daß der Krämer manchmal Pair von Frankreich wird, während der Adlige zuweilen in die letzte soziale Reihe zurücksinkt. Dann fand Buffon das Leben bei den Tieren äußerst einfach. Das

Tier hat nur wenig Mobiliar, es kennt keine Künste und Wissenschaften; der Mensch dagegen strebt auf Grund eines noch zu erforschenden Gesetzes danach, seinen Sitten, seinem Denken und seinem Leben in all dem Ausdruck zu verschaffen, was er seinen Bedürfnissen anpaßt. Wenn auch Leuwenhoek, Swammerdam, Spalanzani, Réaumur, Charles Bonnet, Müller, Haller und andere geduldige Zoographen nachgewiesen haben, wie interessant die Sitten der Tiere sind, so bleiben doch die Gewohnheiten eines jeden einzelnen Tieres, wenigstens in unseren Augen, stets sich selber gleich, während die Gewohnheiten, die Kleidung, die Worte, die Wohnsitze eines Fürsten, eines Bankiers, eines Bürgers, eines Priesters und eines Bettlers völlig verschieden sind und sich je nach der Zivilisation wandeln müssen.

Daher mußte das Werk, das zu schaffen war, eine dreifache Gestalt haben: je nach den Männern, den Frauen und den Dingen, d. h. den Menschen und der äußeren Form, die sie ihrem Denken geben; kurz, nach dem Menschen und dem Leben.

Wer hat nicht bemerkt, wenn er den trockenen und abstoßenden Wortschatz der sogenannten historischen Berichte las, daß die Geschichtschreiber zu allen Zeiten, in Ägypten wie in Persien, in Griechenland wie in Rom, vergessen haben, uns die Geschichte der Sitten zu geben? Das Fragment des Petron über das Privatleben der Römer reizt unsere Neugier mehr, als daß es sie befriedigt. Als der Abbé Barthélemy bemerkt hatte, welche ungeheure Lücke hier auf dem Felde der Geschichte klaffte, widmete er sein ganzes Leben dem Wiederaufbau der griechischen Sitten in seinem „Anacharsis".

Aber wie sollte man das Drama mit drei- bis viertausend handelnden Personen, wie eine Gesellschaft es darstellt, interessant machen? Wie sollte man zugleich dem Dichter,

dem Philosophen und der Masse gefallen, die die Poesie und die Philosophie unter packenden Bildern verlangt? Waren mir die Bedeutung und die Poesie einer solchen Geschichte des menschlichen Herzens klar, so sah ich kein Mittel, sie auszuführen; denn bis auf unsere Zeit hatten die berühmtesten Erzähler ihr ganzes Talent darauf verwandt, eine oder zwei typische Gestalten zu schaffen, eine Seite des Lebens darzustellen. In diesem Gedanken las ich die Werke Walter Scotts. Walter Scott, dieser moderne „Finder“ (Troubadour), verlieh einer Dichtungsgattung, die man zu Unrecht zweitrangig nennt, den Schritt eines Riesen. Ist es nicht in Wahrheit schwieriger, mit der Wirklichkeit durch Schöpfungen zu wetteifern, wie es Daphnis und Chloe, Roland, Amadis, Panurg, Don Quixote, Manon Lescaut, Clarisse, Lovelace, Robinson Crusoe, Gil Blas, Ossian, Julie d'Etanges, Mein Onkel Tobias, Werther, René, Corinna, Adolphe, Paul und Virginie, Jeane Dean, Claverhouse, Ivanhoe, Manfred und Mignon sind, als Tatsachen aufzureihen, die bei fast allen Nationen die gleichen bleiben, nach dem Geist verschollener Gesetze zu forschen, Theorien aufzustellen, die die Völker in die Irre führen, oder wie gewisse Metaphysiker zu erklären, was ist? Zunächst leben all jene handelnden Personen, deren Dasein dauernder, verbürgter wird als das der Generationen, in deren Mitte man sie geboren werden läßt, nur unter der Bedingung, daß sie ein großes Gemälde der Gegenwart sind. Sie sind dem innersten Wesen ihres Jahrhunderts abgelauscht, und also regt sich unter ihrer Hülle das ganze menschliche Herz; es versteckt sich in ihnen oft eine ganze Philosophie. Walter Scott erhob also den Roman zu dem philosophischen Wert der Geschichte; jene Literaturgattung, die von Jahrhundert zu Jahrhundert unsterbliche Diamanten einfügt in die Krone der Dichtung jener Länder, in denen die schönen Künste gepflegt werden.

Er führte den Geist der alten Zeiten ein; er vereinigte in ihr das Drama, den Dialog, das Porträt, die Landschaft und die Schilderung; er wies dem Wunderbaren und dem Wahren seine Stellung in jenen Elementen der Epik, und bei ihm berührte sich die Poesie mit der Vertraulichkeit der niedrigsten Sprache. Aber da er weniger ein System ersonnen, als vielmehr im Feuer der Arbeit oder durch die Logik der Arbeit seine Manier gefunden hatte, so war ihm nie der Gedanke gekommen, seine Dichtungen miteinander zu verknüpfen, so daß durch die Nebeneinanderordnung eine vollständige Geschichte entstand, deren jedes Kapitel ein Roman war und jeder Roman eine Zeitgeschichte. Als ich diesen Mangel der Bindung erkannte, der übrigens die Größe des Schotten nicht schmälert, sah ich zugleich das System, das der Ausführung meines Werkes günstig war, und die Möglichkeit, es auszuführen. Wenn ich auch sozusagen geblendet war durch die überraschende Fruchtbarkeit Walter Scotts, der sich stets gleich und stets originell bleibt, so verzweifelte ich doch nicht, denn ich fand die Wurzel dieses Talentes in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Menschennatur. Der Zufall ist der größte Romandichter der Welt: um fruchtbar zu werden, braucht man nur zu studieren. Die französische Gesellschaft sollte der Historiker sein, ich nur ihr Sekretär. Wenn ich die Inventur der Laster und Tugenden aufnahm, wenn ich die hauptsächlichsten Daten der Leidenschaften sammelte, wenn ich die Charaktere schilderte, wenn ich die wichtigsten Ereignisse des sozialen Lebens auswählte, wenn ich durch die Vereinigung der Züge vieler gleichartiger Charaktere Typen schuf, so konnte es mir vielleicht gelingen, die von so vielen Historikern übersehene Geschichte zu schreiben: die der Sitten. Mit viel Geduld und großem Mut konnte ich über das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts jenes Buch zustande bringen, nach dem wir alle uns

I

sehnen, das uns Rom, Athen, Tyrus, Memphis, Persien und Indien unglücklicherweise über ihre Zivilisationen nicht hinterlassen haben, und das nach dem Beispiel des Abbé Barthélemy der mutige und geduldige Monteil für das Mittelalter zu schreiben unternahm, jedoch in wenig anlockender Form.

Aber diese Arbeit war noch nichts. Der Schriftsteller, der sich an eine solche genaue Wiedergabe hielt, konnte ein mehr oder minder treuer, mehr oder minder glücklicher, geduldiger oder mutiger Schilderer der menschlichen Typen, ein Erzähler der Dramen des Alltagslebens, ein Archäolog des Standesgeräts, ein Namengeber für die Berufe und ein Registrator des Guten und Bösen werden; um mir aber das Lob zu verdienen, nach dem jeder Künstler streben soll, mußte ich da nicht die Ursachen oder die Ursache für all diese sozialen Wirkungen studieren? Mußte ich nicht den verborgenen Sinn in dieser ungeheuren Häufung von Gestalten, Leidenschaften und Ereignissen erhaschen? Und wenn ich diese Ursache, diese treibende Kraft in der Gesellschaft, gesucht (ich sage nicht, gefunden) hatte, mußte ich da nicht über die natürlichen Prinzipien nachgrübeln und erforschen, worin sich die Gesellschaften von der ewigen Regel, vom Wahren und Schönen entfernen oder sich ihnen nähern? Trotz der Ausdehnung der Prämissen, die für sich allein schon ein Werk sein konnten, verlangte das Ganze, um ein Ganzes zu werden, einen Schluß. So geschildert, mußte die Gesellschaft den Sinn ihrer Bewegung in sich selber tragen.

Das Gesetz des Schriftstellers, das, was ihn zu einem solchen werden läßt, ja, ich scheue mich nicht zu sagen, was ihn dem Staatsmann gleich, wenn nicht gar überlegen macht, das ist eine irgendwie über alle menschlichen Dinge gefällte Entscheidung, eine absolute Hingabe an Prinzipien. Machiavelli, Hobbes, Bossuet, Leibniz, Kant, Montesquieu

sind die Wissenschaft, die die Staatsmänner anwenden. „Ein Schriftsteller muß in der Moral und in der Politik feste Anschauungen haben, er muß sich als einen Erzieher der Menschen betrachten; denn um zu zweifeln, bedürfen die Menschen keiner Lehrer", sagt Bonald. Ich habe mir diese großen Worte, die so gut das Gesetz des monarchischen Schriftstellers sind wie das des demokratischen, früh zur Richtschnur genommen. Und wenn man mich also mir selber entgegenhalten will, so wird es sich finden, daß man irgend eine Ironie falsch gedeutet hat oder daß man die Worte einer meiner Gestalten unsinnigerweise wider mich wendet: ein Verfahren, das den Verleumdern geläufig ist. Was den verborgenen Sinn, die Seele dieses Werkes angeht, so mögen diese Prinzipien, die ihm als Grundlage dienen, hier folgen.

Der Mensch ist weder gut noch böse; er wird mit Instinkten und Anlagen geboren; die Gesellschaft verdirbt ihn keineswegs, wie Rousseau es behauptet hat, sie vervollkommnet ihn, sie macht ihn besser; aber das Interesse entwickelt auch seine schlimmen Neigungen. Das Christentum, und besonders der Katholizismus, ist als ein vollständiges System der Unterdrückung aller entarteten Neigungen des Menschen, und als solches habe ich ihn im „Landarzt" dargestellt, die größte Kraft der sozialen Ordnung.

Wenn man die Schilderung der Gesellschaft, die gewissermaßen nach dem lebenden Körper mit all seinen Vorzügen und Schwächen abgegossen wurde, aufmerksam durchliest, so ergibt sich diese Lehre, daß der Gedanke oder die Leidenschaft, die Denken und Empfinden umschließt, wenn sie das bauende Element der Gesellschaft darstellt, doch auch zugleich ihr zerstörendes Element ist. Darin gleicht das soziale Leben dem menschlichen Leben. Man kann den Völkern nur dadurch ein langes Leben geben, daß

man ihre Lebenstätigkeit dämpft. Die Aufklärung, oder besser, die Erziehung durch religiöse Körperschaften ist also für die Völker das große Daseinsprinzip, das einzige Mittel, in der ganzen Gesellschaft die Summe des Bösen zu verringern und die Summe des Guten zu mehren. Das Denken, der Ursprung des Guten und Bösen, kann nur durch die Religion vorbereitet, gebändigt, gelenkt werden. Die einzige, mögliche Religion ist das Christentum. (Siehe im „Louis Lambert" den von Paris aus geschriebenen Brief, in dem der junge mystische Philosoph bei Gelegenheit von Swedenborgs Lehre auseinandersetzt, wieso es seit der Entstehung der Welt stets nur eine Religion gegeben hat.) Das Christentum hat die modernen Völker erschaffen, es wird sie auch erhalten. Daher zweifellos die Notwendigkeit des monarchischen Prinzips. Der Katholizismus und das Königtum sind zwei Zwillingsprinzipien. Was die Grenzen angeht, in denen diese beiden Prinzipien durch Gesetze einzuschließen sind, damit sie sich nicht bis ins Absolute entwickeln können, so wird ein jeder spüren, daß ein so gedrängtes Vorwort, wie dieses es sein muß, nicht zu einem politischen Traktat werden darf. Daher kann ich mich auch nicht auf die religiösen und politischen Streitfragen des Augenblicks einlassen. Ich schreibe beim Licht zweier ewiger Wahrheiten: der Religion und der Monarchie, zweier Notwendigkeiten, die die zeitgenössischen Ereignisse verkünden und zu denen jeder verständige Schriftsteller unser Land zurückzuführen versuchen muß. Ohne ein Gegner der Wahl zu sein (sie ist ein ausgezeichnetes Prinzip der Gesetzgebung), weise ich die Wahl als einziges soziales Hilfsmittel zurück, zumal wenn sie so schlecht organisiert ist wie heute, da sie imponierende Minoritäten, an deren Gedanken und Interessen eine monarchische Regierung denken würde, überhaupt nicht vertritt. Die Wahl gibt uns, wenn sie auf alles ausgedehnt

wird, die Regierung durch die Massen, die einzige, die nie verantwortlich ist und deren Tyrannei keine Grenzen kennt, denn sie nennt sich „das Gesetz“. Deshalb erscheint mir auch die Familie, nicht das Einzelwesen, als wahres Element der Gesellschaft. In dieser Hinsicht trete ich auf die Gefahr hin, als rückschrittlerischer Geist zu gelten, auf die Seite Bossuets und Bonalds, statt mich den modernen Neuerern anzuschließen. Da die Wahl zum einzigen Werkzeug der Gesellschaft geworden ist, so dürfte man, wenn ich selbst meine Zuflucht zu ihr nähme, daraus nicht auf den geringsten Widerspruch zwischen meinen Worten und meinen Handlungen schließen. Ein Ingenieur warnt davor, daß die und die Brücke einzustürzen droht, daß es gefährlich ist, sie zu benutzen, und er geht doch selbst hinüber, wenn sie die einzige Straße ist, auf der man in die Stadt kommt. Napoleon hatte die Wahl dem Geist unseres Landes trefflich angepaßt. Daher waren denn auch die geringsten Abgeordneten seiner Gesetzgebenden Körperschaft noch die berühmtesten Redner der Kammern unter der Restauration. Keine Kammer war so viel wert wie die Gesetzgebende Körperschaft, wenn man sie Mann für Mann verglich. Das Wahlsystem des Kaiserreichs ist also unstreitig das bessere.

Manche werden diese Erklärung hoffärtig und ruhmredig finden. Man wird mit dem Romandichter Zank suchen, weil er Geschichtschreiber sein will; man wird ihn zur Rede stellen über seine Politik. Ich komme hier einer Verpflichtung nach, das ist meine ganze Antwort. Das Werk, das ich unternommen habe, wird so lang wie eine Weltgeschichte, und ich war seinen noch verborgenen Sinn, seine Prinzipien und seine Moral schuldig.

Ich muß notwendigerweise jene Vorreden streichen, die geschrieben wurden, um wesentlich vergänglichen Kritiken zu entgegnen, und ich will aus ihnen nur eine Anmerkung erhalten.

Die Schriftsteller, die ein Ziel haben, und wäre es die Rückkehr zu den Prinzipien, die sich eben deshalb schon in der Vergangenheit finden, weil sie ewig sind, müssen stets erst das Gelände säubern. Wer nun seinen Stein in das Gebiet des Denkens trägt, wer einen Mißbrauch kennzeichnet, wer das Schlimme mit einem Merkmal versieht, damit es ausgemerzt werde, der gilt stets als unmoralisch. Der Vorwurf der Unmoralität, der keinem mutigen Schriftsteller je erspart blieb, ist übrigens der letzte, den man erheben kann, wenn man einem Dichter nichts mehr zu sagen hat. Wenn er in seinen Schilderungen wahr ist, wenn er vermöge täglicher und nächtlicher Arbeit dahin gelangt, daß er die schwerste Sprache der Welt zu schreiben versteht, so wirft man ihm das Wort „unmoralisch" ins Gesicht. Sokrates war unmoralisch, Jesus war unmoralisch: beide wurden im Namen der Gesellschaft, die sie umstürzten oder reformierten, verfolgt. Wenn man jemanden töten will, so beschuldigt man ihn der Unmoral. Dieses den Parteien vertraute Verfahren ist eine Schmach für die, die es anwenden. Luther und Calvin wußten genau, was sie taten, als sie sich der Verletzung materieller Interessen wie eines Schildes bedienten! Daher haben sie auch ihr Leben zu Ende leben können.

Wenn ich die ganze Gesellschaft kopierte, wenn ich sie in der Unendlichkeit ihrer Gärungen zu fassen suchte, so war es unausbleiblich, daß die eine Dichtung mehr des Bösen als des Guten bot, daß jener andere Teil des Freskos eine schuldbeladene Gruppe darstellte: und die Kritik schreit über Unmoral, ohne auf die Moralität eines dritten Teils aufmerksam zu machen, der bestimmt war, den vollständigen Gegensatz darzustellen. Da die Kritik von dem Gesamtplan nichts wußte, so verzieh ich ihr um so leichter, als man die Kritik so wenig wie das Auge, die Zunge und die Urteilskraft hindern kann, sich zu betätigen. Im

übrigen darf ein Autor, der sich nicht darein fügen kann, daß er das Feuer der Kritik wird zu ertragen haben, so wenig schreiben, wie ein Reisender sich auf den Weg machen darf, wenn er auf einen ewig heiteren Himmel zählt. In dieser Hinsicht muß ich nur noch darauf hinweisen, daß die gewissenhaftesten Moralisten sehr daran zweifeln, ob die Gesellscha[illegible] viel gute Handlungen aufweisen kann wie schlechte; in dem Gemälde aber, das ich entwerfe, finden sich mehr tugendhafte Persönlichkeiten als tadelnswerte. Schmähliche Handlungen, Fehltritte und Verbrechen finden von den leichtesten bis zu den schwersten stets ihre menschliche oder göttliche Strafe, die sie vor aller Welt oder im geheimen ereilt. Ich habe mehr getan als der Historiker, ich bin freier. Cromwell blieb hier auf Erden ohne andere Züchtigung als die, die ihm der Denker auferlegte. Und selbst die ist noch von Schule zu Schule strittig gewesen. Selbst Bossuet hat diesen großen Königsmörder geschont. Der Usurpator Wilhelm von Oranien, Hugo Capet, noch ein Usurpator, sterben hochbetagt, ohne mehr Argwohn oder Besorgnisse durchzumachen als Heinrich IV. und Karl I. Das Leben Katharinas II. und das Ludwigs XIV. würden, einander gegenübergestellt, gegen jede Moral sprechen, wenn man sie nämlich vom Standpunkt jener Moral aus beurteilt, die die Bürger regiert; denn für die Könige und die Staatsmänner gibt es, wie Napoleon gesagt hat, eine große und eine kleine Moral. Die „Szenen aus dem politischen Leben“ sind auf diesem schönen Gedanken aufgebaut. Die Geschichte untersteht nicht wie der Roman dem Gesetz des Strebens nach der idealen Schönheit. Die Geschichte ist oder sollte sein wie die Wirklichkeit; während der Roman nach dem Ausspruch der Madame Necker, eines der vornehmsten Geister des letzten Jahrhunderts, „die bessere Welt“ sein soll. Aber der Roman wäre ein Nichts, wenn es

in dieser erhabenen Lüge nicht die Wahrheit im einzelnen gäbe. Walter Scott war, da er sich den Begriffen eines wesentlich heuchlerischen Landes anpassen mußte, soweit das Menschliche in Betracht kommt, unwahr in der Schilderung der Frau; denn seine Vorbilder waren Schismatiker. Die protestantische Frau hat kein Ideal. Sie kann keusch, rein und tugendhaft sein, aber ihre Liebe, die keine Überschwenglichkeit kennt, wird stets ruhig und geordnet bleiben wie eine erfüllte Pflicht. Es könnte scheinen, als habe die Jungfrau Maria den Sophisten, die sie aus dem Himmel verbannten, sie mitsamt ihren Schätzen des Erbarmens, das Herz kalt gemacht. Im Protestantismus bleibt der Frau nach dem Fehltritt keinerlei Möglichkeit mehr, während in der katholischen Kirche die Hoffnung auf Vergebung sie erst erhaben macht. Deshalb gibt es für den protestantischen Schriftsteller nur eine einzige Frau, während der katholische Schriftsteller in jeder neuen Lage eine neue Frau entdeckt. Wäre Walter Scott Katholik gewesen, hätte er es sich zur Aufgabe gemacht, in aller Wahrheit die verschiedenen Gesellschaften zu schildern, die sich in Schottland gefolgt sind, so hätte vielleicht der Maler Effies und Alices (der beiden Charaktere, die geschildert zu haben er sich in seinen alten Tagen zum Vorwurf machte) die Leidenschaften mit ihren Fehltritten und ihren Strafen und mit den Tugenden, die die Reue ihnen zuweist, anerkannt. Die Leidenschaft umfaßt alles Menschliche. Ohne sie wären die Religion, die Geschichte, der Roman und die Kunst nutzlos.

Manche Leute sind, als sie sahen, wieviel Tatsachen ich anhäufte und genau so schilderte, wie sie sind, nämlich mit der Leidenschaft als Triebfeder, auf den Gedanken gekommen, und zwar sehr zu Unrecht, ich gehörte zu der sensualistischen oder materialistischen Schule, die beide nur zwei Seiten einer und derselben Anschauung bedeuten:

des Pantheismus. Aber vielleicht konnte man, mußte man sich täuschen. Ich teile, soweit es sich um Gesellschaften handelt, den Glauben an einen unendlichen Fortschritt nicht; ich glaube an den Fortschritt des Menschen über sich selbst hinaus. Jene, die bei mir die Absicht bemerken wollen, den Menschen als ein fertiges Geschöpf zu betrachten, sind also in einer merkwürdigen Täuschung befangen. Seraphita, die in Handlung umgesetzte Lehre des christlichen Buddha, scheint mir eine genügende Antwort auf diese übrigens ziemlich oberflächliche, anderswo erhobene Beschuldigung.

In gewissen Fragmenten dieses langen Werkes habe ich versucht, die erstaunlichen Tatsachen, ich kann wohl sagen, die Wunder der Elektrizität zu popularisieren, die sich beim Menschen in eine unberechenbare Kraft umsetzen; aber worin stören die Phänomene des Gehirns und der Nerven, die das Dasein einer neuen moralischen Welt beweisen, die gewissen und notwendigen Beziehungen zwischen den Welten und Gott? Wieso würden dadurch die katholischen Dogmen erschüttert? Wenn das Denken eines Tages durch unbestreitbare Tatsachen unter die Fluida eingereiht wird, die sich nur durch ihre Wirkungen offenbaren und deren Wesen sich unseren Sinnen entzieht, wenn sie auch durch noch so viel mechanische Hilfsmittel unterstützt werden, so wird es damit gehen wie mit der Kugelgestalt der Erde, die Kolumbus entdeckte, oder mit ihrer Drehung, die Galilei nachwies. Der tierische Magnetismus, mit dessen Wundern ich mich seit 1820 vertraut gemacht habe, die schönen Forschungen Galls, des Nachfolgers Lavaters, und all derer, die seit fünfzig Jahren das Denken erforschten, wie die Optiker das Licht erforscht haben (und beide Dinge sind ja fast das gleiche), beweisen sowohl für die Mystiker, jene Schüler des Apostels Johannes, wie für alle großen Denker, die die übersinnliche Welt

aufgebaut haben, jene Sphäre, in der sich die Beziehungen zwischen dem Menschen und Gott offenbaren.

Wenn man den Sinn dieser Dichtung recht erfaßt, so wird man erkennen, daß ich den ständigen, täglichen, geheimen oder offen zutage liegenden Tatsachen, den Handlungen des individuellen Lebens, ihren Ursachen und ihren Prinzipien die gleiche Bedeutung beilege, die bisher die Historiker den Ereignissen des öffentlichen Lebens der Nationen beigelegt haben. Die unbekannte Schlacht, die in einem Tal der Landschaft l'Indre Frau von Mortsauf der Leidenschaft liefert, ist vielleicht nicht minder groß als die berühmteste der bekannten Schlachten (Die Lilie im Tal). In der einen steht der Ruhm eines Eroberers auf dem Spiel; in der anderen handelt es sich um den Himmel. Das Unglück der Birotteaus, des Priesters und des Parfumeurs ist für mich das der Menschheit. Die Fosseuse (im „Landarzt") und Frau Graslin (im „Dorfpfarrer") sind mir fast die ganze Frau. Wir leiden so jeden Tag. Ich habe hundertmal tun müssen, was Richardson nur einmal getan hat. Lovelace hat tausend Gestalten, denn die soziale Verderbtheit nimmt die Farben all der Umgebungen an, in denen sie sich entwickelt. Clarisse dagegen, jenes schöne Bildnis der leidenschaftlichen Tugend, zeigt Linien von verzweifelter Reinheit. Um viele Jungfrauen zu schaffen, muß man ein Raffael sein. Die Literatur ist vielleicht in dieser Hinsicht der Malerei unterlegen.

Es war keine kleine Aufgabe, die zwei- oder dreitausend markanten Gestalten einer Zeit zu schildern; denn diese Summe von Typen enthält schließlich jede Generation, und auch die „Menschliche Komödie" wird sie umfassen. Diese Anzahl von Gestalten, von Charakteren, die Fülle von Existenzen verlangte Rahmen und, man verzeihe mir den Ausdruck, Galerien. Daher die so natürlichen, schon bekannten Einteilungen meines Werkes in Szenen aus dem

Privatleben, aus dem Provinzleben, aus dem Pariser Leben, aus dem Leben der Politik, aus dem Soldatenleben und dem Landleben. In diese sechs Bücher sind all die Sittenstudien verteilt, die die allgemeine Geschichte der Gesellschaft bilden, die Sammlung aller „facta und gesta", wie unsere Vorfahren gesagt hätten. Diese sechs Bücher entsprechen übrigens allgemeinen Ideen. Ein jedes hat seinen Sinn und seine Bedeutung, und es gestaltet eine Epoche des menschlichen Lebens. Ich will hier wiederholen, wenn auch in aller Kürze, was Felix Davin, ein junges Talent, das den schönen Künsten durch einen vorzeitigen Tod entrissen wurde, schrieb, nachdem er sich über meinen Plan erkundigt hatte. Die Szenen aus dem Privatleben geben die Kindheit und die Jugend mit ihren Fehltritten, wie die Szenen aus dem Provinzleben das Alter der Leidenschaften, der Berechnungen, der Interessen und des Ehrgeizes geben. Die Szenen aus dem Pariser Leben endlich zeigen das Gemälde der Neigungen, der Laster und all der Zügellosigkeiten, wie sie die den Hauptstädten eigenen Sitten entwickeln, denn dort begegnen sich der Gipfel des Guten und der Gipfel des Bösen. Jeder dieser drei Teile hat seine Lokalfarbe: Paris und die Provinz, dieser soziale Gegensatz hat ihre ungeheuren Hilfsquellen erschlossen. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Hauptereignisse des Lebens formulieren sich nach Typen. Es gibt Situationen, die in allen Existenzen wiederkehren, typische Entwicklungsphasen; und darin genau zu sein, gehört zu meinen am emsigsten erstrebten Zielen. Ich habe auch versucht, von den verschiedenen Gegenden unseres schönen Landes einen Begriff zu geben. Mein Werk hat seine Geographie, wie es seine Genealogie und seine Familien hat, seine Orte und seine Dinge, seine Personen und seine Tatsachen; wie es auch seine Heraldik besitzt, seine Adligen und seine Bürger, seine Handwerker

und seine Bauern, seine Politiker und seine Dandys und sein Heer, kurz, seine Welt.

'Nachdem ich in diesen drei Büchern das soziale Leben geschildert hatte, blieb mir noch übrig, die Ausnahmeexistenzen zu zeigen, die die Interessen mehrerer oder aller zusammenfassen, und die gewissermaßen außerhalb des allgemeinen Gesetzes stehen: daher die Szenen aus dem Leben der Politik. Und als dieses ungeheure Gemälde der Gesellschaft vollendet und beendigt war, mußte ich sie da nicht in ihrem gewalttätigsten Stande zeigen, wie sie aus sich heraustritt, sei es, um sich zu verteidigen, sei es, um zu erobern? Daher die Szenen aus dem Soldatenleben, der noch am wenigsten vollendete Teil meines Werkes, für den jedoch in dieser Ausgabe Platz gelassen wird, damit ich ihn einordnen kann, wenn er beendet ist. Schließlich sind gewissermaßen die Szenen aus dem Landleben der Abend dieses langen Tagewerks, wenn ich das soziale Drama so nennen darf. In diesem Buch finden sich die reinsten Charaktere und die Nutzanwendung der großen Prinzipien der Ordnung, der Politik und der Moral.

Das ist das Fundament voller Gestalten, voller Komödien und Tragödien, auf dem sich die Philosophischen Studien aufbauen, der zweite Teil des Werkes, in dem das soziale Werkzeug aller Wirkungen nachgewiesen wird, in dem, Empfindung für Empfindung, die Verheerungen des Denkens geschildert sind, und dessen erster Band, „Das Chagrinleder", die Sittenstudien gewissermaßen mit den Philosophischen Studien verbindet, und zwar durch das Bindeglied einer fast orientalischen Phantasie, die das Leben selber im Kampf mit der Begierde zeigt, einem Kampf, der das Prinzip jeder Leidenschaft ist.

Über ihnen sollen die Analytischen Studien stehen, von denen ich nichts sagen will, da erst eine einzige veröffentlicht worden ist: Die Physiologie der Ehe.

In der nächsten Zeit werde ich zwei weitere Werke dieser Art liefern. Zunächst die „Pathologie des sozialen Lebens", dann die „Physiologie der Lehrkörper" und die „Monographie über die Tugend".

Vielleicht wird man mir beim Anblick dessen, was noch zu tun bleibt, sagen, was meine Verleger schon gesagt haben: „Gott gebe Ihnen ein so langes Leben!" Ich wünsche mir nur, daß ich nicht weiter so von den Menschen und den Dingen gefoltert werde, wie ich gefoltert worden bin, seit ich diese furchtbare Arbeit unternommen habe. Ich habe eins für mich gehabt und danke Gott dafür: die größten Talente unserer Zeit, die schönsten Charaktere und aufrichtige Freunde, die im Privatleben so groß sind wie jene im öffentlichen Leben, haben mir die Hand gedrückt und zu mir gesprochen: „Mut!" Und weshalb sollte ich es nicht eingestehen, daß diese Freundschaften und die hie und da von Unbekannten erhaltenen Ermutigungen mir in meiner Laufbahn geholfen haben, und zwar sowohl gegen mich selbst wie gegen ungerechte Angriffe, gegen die Verleumdung, die mich so oft verfolgte, gegen die Entmutigung und gegen jene allzu lebhafte Hoffnung, deren Worte für die einer übertriebenen Eitelkeit gelten? Ich hatte beschlossen, Angriffen und Schmähungen stoische Unerschütterlichkeit entgegenzusetzen; aber in zwei Fällen machten feige Verleumdungen die Verteidigung notwendig. Wenn jene, die da verlangen, daß man Beleidigungen verzeiht, bedauern müssen, daß ich mein Geschick in der literarischen Fechtkunst zeigte, so sind doch auch manche Christen der Meinung, daß wir in einer Zeit leben, in der man beweisen sollte, daß das Schweigen auch der Großmut entspringen kann.

Bei dieser Gelegenheit muß ich darauf aufmerksam machen, daß ich mich nur zu solchen Werken bekenne, die meinen Namen tragen. Außer der „Menschlichen Komödie"

sind von mir nur die „Hundert spaßhaften Schwänke“, zwei Theaterstücke und vereinzelte Artikel vorhanden, die übrigens meine Unterschrift tragen. Ich mache hier Gebrauch von einem unbestreitbaren Recht. Aber die Ableugnung wird mir, selbst wenn sie Werke treffen sollte, an denen ich mitgearbeitet habe, weniger durch die Eitelkeit als die Wahrheit auferlegt. Wenn man mir weiterhin Bücher zuschreiben sollte, die ich, literarisch gesprochen, nicht als die meinen anerkenne, aber deren Eigentumsrechte mir anvertraut wurden, so würde ich hinfort nicht mehr widersprechen, und zwar aus demselben Grunde, aus dem ich den Verleumdern das Feld einräume.

Die Unermeßlichkeit eines Planes, der zugleich die Geschichte und die Kritik der Gesellschaft, die Analyse ihrer Übel und die Erörterung ihrer Prinzipien umfaßt, berechtigt mich, so scheint es mir, meinem Werk den Titel zu gebcn, unter dem es heute erscheint: „Die Menschliche K[illegible]ödie“. Ist es ehrgeizig, ist es nur gerecht? Darüber wi[illegible], wenn das Werk beendet ist, das Publikum entscheiden.

Paris, Juli 1842.

EIN JUNGGESELLENHEIM



IM Jahre 1792 besaß die Bürgerschaft von Issoudun einen Arzt namens Rouget, der als ein von Grund aus boshafter Mann galt. Wenn man den verwegenen Behauptungen einiger Leute glauben kann, so hatte er seine Frau recht unglücklich gemacht, obgleich sie das schönste Weib der Stadt war. Vielleicht war sie ein wenig dumm. Allen forschenden Freunden, allem Klatsch der Gleichgültigen und aller Verleumdung der Neider zum Trotz erfuhr man nur wenig von den inneren Verhältnissen dieses Hauses. Doktor Rouget gehörte zu jenen Leuten, von denen man mit familiärer Redensart sagt: „Er ist ein ungemütlicher Mensch.“ Daher bewahrte man denn auch zu seinen Lebzeiten Schweigen über ihn und zeigte ihm ein freundliches Gesicht. Seine Frau, eine geborene Descoings, die schon als Mädchen ziemlich kränklich gewesen war — und man hatte darin für den Arzt nur einen Grund mehr gesehen, sie zu heiraten —, gebar zunächst einen Sohn und dann eine Tochter, die zufällig zehn Jahre nach dem Bruder kam, und die, wie man stets behauptete, der Doktor keineswegs erwartet hatte, obwohl er Arzt war. Die spät geborene Tochter hieß Agathe. All das sind so einfache, so gewöhnliche Tatsachen, daß den Historiker nichts zu rechtfertigen scheint, wenn er sie an den Eingang einer Erzählung setzt; aber wären sie nicht bekannt, so müßte man einen Mann von der Art des Doktor Rouget für einen unnatürlichen Vater, für ein Ungeheuer halten, während er doch nichts anderes tat, als daß er gewissen schlimmen Neigungen gehorchte, die viele Leute unter den Schutz der furchtbaren Forderung stellen: „Ein Mann muß Charakter haben!“ Dieser männliche Satz hat das Unglück gar vieler Frauen verschuldet.

Die Descoings, der Schwiegervater und die Schwiegermutter des Doktors, waren als Agenten des Wollhandels gleichermaßen beflissen, die goldenen Vliese der Landschaft

Berri für die Landwirte zu verkaufen, wie sie für die Kaufleute einzuhandeln; so bezogen sie von beiden Seiten eine Provision. Durch diesen Beruf wurden sie reich und geizig: die Moral sehr vieler Existenzen. Descoings' Sohn, dem jüngeren Bruder der Frau Rouget, gefiel es nicht in Issoudun. Er ging, um sein Glück zu suchen, nach Paris und ließ sich als Krämer in der Rue Saint-Honoré nieder. Das wurde ihm zum Verderben. Aber was wollt Ihr? Den Krämer zieht es mit einer Anziehungskraft zu seinem Beruf, die der Abneigung gleich ist, wie sie einen Künstler von ihm abstößt. Man hat die sozialen Kräfte, durch die sich die verschiedenen Berufe füllen, noch nicht genügend studiert. Es wäre interessant, zu untersuchen, was einen Menschen bestimmt, lieber Papierhändler zu werden als Bäcker, vorausgesetzt, daß die Söhne nicht wie bei den Ägyptern notwendig dem Beruf des Vaters folgen. Bei Descoings war dem inneren Beruf die Liebe zu Hilfe gekommen. Er hatte sich gesagt: „Auch ich will Krämer werden!" weil er sich beim Anblick seiner Brotherrin, eines recht schönen Geschöpfes, in das er sterblich verliebt war, ganz andere Dinge sagte. Ohne daß ihm etwas anderes helfen konnte als die Geduld und ein wenig Geld, das Vater und Mutter ihm schickten, heiratete er die Witwe des Herrn Bixiou, seines Vorgängers. 1792 stand Descoings in dem Rufe, ausgezeichnete Geschäfte zu machen.

Die alten Descoings lebten damals noch. Sie hatten den Wollhandel aufgegeben und benutzten ihr Kapital zum Ankauf während der Revolution konfiszierter Güter: wieder ein goldenes Vlies! Ihr Schwiegersohn, der so gut wie sicher war, daß er bald seine Frau würde zu beweinen haben, schickte seine Tochter nach Paris zu seinem Schwager, einerseits, damit sie die Hauptstadt kennen lernte, und anderseits, weil er sich seine durchtriebenen Gedanken machte. Descoings hatte keine Kinder. Frau

Descoings, die um zwölf Jahre älter war als ihr Mann, ging es freilich vortrefflich; aber sie war dick wie eine Drossel nach der Weinernte, und der schlaue Rouget verstand genug von der Medizin, um vorauszusehen, daß Herr und Frau Descoings, entgegen der Moral der Feenmärchen, stets glücklich sein und keine Kinder haben würden. Die Descoings konnten sich also leidenschaftlich für Agathe erwärmen. Nun wollte Doktor Rouget seine Tochter enterben, und er schmeichelte sich in dem Gedanken, er werde sein Ziel erreichen, wenn er sie zunächst aus der Stadt entfernte. Das junge Ding, damals das schönste Mädchen in Issoudun, glich weder ihrem Vater noch ihrer Mutter. Ihre Geburt hatte einen ewigen Streit zwischen Doktor Rouget und seinem intimen Freund, Herrn Lousteau, dem ehemaligen Subdelegierten, der Issoudun eben verlassen hatte, zur Folge. Wenn eine Familie aus einer Gegend fortzieht, so haben die Bewohner eines so reizenden Ortes, wie Issoudun es war, wohl das Recht, nach den Gründen einer so unerhörten Handlungsweise zu forschen. Wenn man einigen scharfen Zungen glauben kann, so hatte Herr Rouget, ein rachsüchtiger Mensch, den Ausruf getan, Lousteau werde nur von seiner Hand sterben. Ein solches Wort hatte im Munde eines Arztes die Durchschlagskraft einer Kanonenkugel. Als also die Nationalversammlung das Amt der Subdelegierten aufhob, zog Lousteau fort, um nie nach Issoudun zurückzukehren. Seit der Abreise dieser Familie brachte Frau Rouget ihre ganze Zeit bei der leiblichen Schwester des ehemaligen Subdelegierten zu, einer Frau Hochon, die ihre Tochter aus der Taufe gehoben hatte und der allein sie ihre Nöte anvertraute. Daher ging auch das Wenige, was die Stadt Issoudun je von der schönen Frau Rouget erfuhr, auf diese gute Dame zurück, und auch sie verriet es erst nach dem Tode des Doktors.

Frau Rougets erstes Wort, als ihr Gatte davon sprach, Agathe nach Paris zu schicken, war dieses: „Ich werde meine Tochter nicht wiedersehen!“ „Und sie hatte leider recht,“ fügte die ehrenwerte Frau Hochon hinzu. Die arme Mutter wurde nun gelb wie eine Quitte, und ihr Zustand widersprach denen nicht, die da behaupteten, Rouget töte sie auf langsamem Folterfeuer. Das Wesen ihres Sohnes, eines großen Tropfes, mußte diese ungerechterweise angeschuldigte Mutter vollends unglücklich machen. Wenig beherrscht, vielleicht gar noch von seinem Vater ermutigt, verriet dieser in jeder Hinsicht bornierte Bursche weder die Gesinnung noch die Ehrerbietung, die ein Sohn seiner Mutter schuldig ist. Jean Jacques Rouget glich seinem Vater, aber im Schlimmen, und schon dieser war weder physisch noch moralisch viel wert.

Die Ankunft der reizenden Agathe Rouget brachte ihrem Onkel Descoings kein Glück. Noch in derselben Woche, oder vielmehr in der Dekade, denn die Republik war proklamiert, wurde er auf ein Wort Robespierres Fouquier-Tinville gegenüber in Haft genommen. Descoings, der unvorsichtig genug war, die Hungersnot für erlogen zu halten, war auch dumm genug, seine Meinung — er glaubte, es herrschte Meinungsfreiheit — mehreren seiner Kunden und Kundinnen mitzuteilen, wenn er sie bediente. Die Citoyenne Duplay, die Frau jenes Schreiners, bei dem Robespierre wohnte und die dem großen Bürger die Wirtschaft besorgte, beehrte zu Descoings' Unheil den Laden des Berrichonen mit ihrer Kundschaft. Diese Citoyenne sah in des Krämers Meinung eine Beleidigung Maximilians I. Ohnehin schon wenig zufrieden mit der Art und Weise des Hauses Descoings, hielt dies berühmte Strickweib des Jakobinerklubs die Schönheit der Citoyenne Descoings für eine Art Aristokratie. Sie goß noch Gift in die Reden der Descoings, als sie sie ihrem guten und sanften Herrn

wiederholte. Der Krämer wurde unter der gewöhnlichen Anklage des Kornwuchers verhaftet. Sowie Descoings im Gefängnis saß, begann seine Frau sich zu regen, um ihm die Freiheit wieder zu verschaffen; aber die Schritte, die sie unternahm, waren so ungeschickt, daß ein Beobachter, der ihr zugehört hätte, wenn sie mit den Persönlichkeiten sprach, die über dieses Schicksal zu entscheiden hatten, hätte glauben können, sie wolle sich auf anständige Weise von ihm befreien. Frau Descoings kannte Bridau, den einen der Sekretäre Rolands, des Ministers der inneren Angelegenheiten, die rechte Hand all derer, die sich auf dem Posten dieses Ministeriums folgten. Sie schickte Bridau ins Feld, um den Krämer zu retten. Der höchst unbestechliche Bureauvorsteher, einer jener tugendhaften Tölpel, die in ihrer Uneigennützigkeit stets so bewunderungswert sind, hütete sich wohl, die Leute, von denen Descoings' Schicksal abhing, zu bestechen: er versuchte, sie aufzuklären! Die Leute jener Zeit aufklären wollen! Ebensogut hätte man sie bitten können, die Bourbonen wieder einzusetzen. Der Girondistenminister, der eben damals gegen Robespierre zu kämpfen hatte, sagte zu Bridau: „In was für Dinge mischst du dich?" Alle, an die der ehrliche Bureauvorsteher sich wandte, wiederholten ihm diesen furchtbaren Satz: „In was für Dinge mischst du dich?" Bridau riet Frau Descoings klugerweise, sich ruhig zu verhalten; aber statt sich die Achtung der Wirtschafterin Robespierres zu gewinnen, spie sie Feuer und Flamme gegen diese Denunziantin; sie suchte ein Mitglied des Konvents auf, einen Mann, der für sich selber zitterte und der ihr erwiderte: „Ich werde mit Robespierre darüber reden."

Auf dieses Wort legte die schöne Krämerin sich schlafen, und natürlich bewahrte der neue Beschützer das tiefste Schweigen. Ein paar Zuckerhüte, ein paar Flaschen guten Likörs hätten Descoings gerettet, wenn sie sie der Citoyenne

Duplay geschenkt hätte. Dieser kleine Zwischenfall zeigt, daß es in der Revolution ebenso gefährlich ist, ehrliche Leute zu seiner Rettung aufzubieten wie Halunken: man darf nur auf sich selber zählen. Wenn Descoings den Tod fand, so genoß er wenigstens den Ruhm, in Gesellschaft André de Chéniers aufs Schafott zu steigen. Dort umarmten sich zweifellos zum erstenmal Dichtkunst und Krämerei in Person; denn heimliche Beziehungen zueinander hatten sie damals und werden sie stets unterhalten. Der Tod Descoings' erregte viel mehr Aufsehen als der André de Chéniers. Um zu erkennen, daß Frankreich mit dem Tode Chéniers mehr verloren hatte als mit dem Descoings', waren dreißig Jahre nötig. Robespierres Maßregel aber hatte ein Gutes, daß sich nämlich 1830 die verängstigten Krämer nicht mehr in die Politik einmischten. Descoings' Laden lag hundert Schritte von Robespierres Wohnung entfernt. Der Nachfolger des Krämers machte schlechte Geschäfte. César Birotteau, der berühmte Parfumeur, ließ sich dort nieder. Aber, als hätte das Schafott den unerklärlichen Keim des Unglücks gesät, ruinierte sich nun auch der Erfinder der ‚Double Pâte des sultanes' und der ‚Eau carminative'. Die Lösung solcher Rätsel geht die okkulten Wissenschaften an.

Während der wenigen Besuche, die der Bureauvorsteher Bridau der Frau des unglücklichen Descoings machte, fiel ihm die ruhige, kühle, reine Schönheit Agathe Rougets auf. Als er kam, um die Witwe zu trösten, die so untröstlich war, daß sie das Gewerbe ihres zweiten Verstorbenen nicht fortführte, heiratete er schließlich noch in derselben Dekade dies reizende Mädchen, sowie nämlich der Vater, der nicht auf sich warten ließ, eingetroffen war. Der Arzt eilte voller Entzücken, daß alles noch weit besser ging, als er es sich hätte wünschen können, da seine Frau nun die einzige Erbin der Descoings war, nach Paris, weniger um Agathes

Hochzeit beizuwohnen, als vielmehr, damit der Vertrag ganz nach seinem Willen abgefaßt würde. Die Uneigennützigkeit und die überschwengliche Liebe des Citoyen Bridau ließen der Hinterlist des Arztes freies Spiel, und er beutete die Verblendung seines Schwiegersohns aus, wie es der Verlauf dieser Erzählung zeigen wird. Frau Rouget, oder genauer der Arzt, erbte also den ganzen Besitz, den beweglichen wie den unbeweglichen, des Herrn und der Frau Descoings, des Vaters und der Mutter, die beide in zweijährigem Abstand voneinander starben. Schließlich wurde Rouget auch mit seiner Frau noch fertig, denn sie starb gleichfalls zu Beginn des Jahres 1799. Nun erwarb er Weingärten, kaufte Pachthöfe, erstand Eisenhütten, nun legte er sich Wolle zu, die er verkaufen konnte! Sein vielgeliebter Sohn verstand sich auf nichts; aber er bestimmte ihn für den Beruf des Grundbesitzers, und er ließ ihn in Reichtum und Dummheit emporwachsen, überzeugt, dies Kind werde darin immerhin ebensoviel verstehen wie die Gelehrtesten, daß es eben lebte und starb. Schon im Jahre 1799 schrieben die Rechner in Issoudun Rouget, dem Vater, dreißigtausend Franken Rente zu. Nach dem Tode seiner Frau führte er stets ein ausschweifendes Leben; aber er regelte es gewissermaßen und beschränkte es unter Ausschluß der Öffentlichkeit auf sein Haus. Dieser charaktervolle Arzt starb im Jahre 1805. Gott weiß, wieviel die Bürgerschaft von Issoudun nun auf Kosten dieses Mannes klatschte, und wieviel Anekdoten über sein furchtbares Privatleben umliefen! Jean Jacques Rouget, den sein Vater schließlich, als er seine Dummheit erkannte, strenger gehalten hatte, blieb aus ernsten Gründen, deren Darlegung einen wichtigen Bestandteil dieser Geschichte ausmacht, Junggeselle. Wie man später sehen wird, trug die Schuld an seiner Ehelosigkeit zum Teil sein Vater.

Es wird jetzt notwendig, die Wirkungen der Rache zu untersuchen, die der Vater gegen seine Tochter übte, weil er sie nicht für sein Kind hielt, obwohl man ruhig glauben kann, daß sie es rechtmäßig war. Niemand hatte in Issoudun einen jener wunderlichen Zufälle bemerkt, die aus der Zeugung einen Abgrund machen, in dem die Wissenschaft sich verliert. Agathe glich der Mutter des Doktor Rouget. Ähnlich wie nach einer verbreiteten Beobachtung die Gicht bisweilen eine Generation überspringt und sich vom Großvater auf den Enkel vererbt, so ist es auch nicht selten, daß sich in der Familienähnlichkeit das gleiche zeigt wie bei der Gicht. Das ältere der Kinder Agathes zum Beispiel glich äußerlich seiner Mutter, innerlich aber dem Doktor Rouget, seinem Großvater. Überweisen wir die Lösung auch dieses Problems dem zwanzigsten Jahrhundert, zusammen mit einer schönen Nomenklatur der Aufgußtierchen, und vielleicht werden unsere Enkel über diese dunkle Frage ebensoviel Dummheiten schreiben, wie unsere gelehrten Körperschaften schon darüber geschrieben haben.

Agathe Rouget empfahl sich der öffentlichen Bewunderung durch eins jener Gesichter, die wie das Marias, der Mutter Gottes, bestimmt scheinen, stets jungfräulich zu bleiben, selbst nach der Heirat. Ihr Bildnis, das noch im Atelier Bridaus vorhanden ist, zeigt ein vollkommenes Oval und, trotz ihres Goldhaars, ein unbeflecktes Weiß ohne das geringste rote Korn. Mehr als ein Künstler fragt heute, wenn er die reine Stirn betrachtet, diesen klugen Mund, diese feine Nase, die hübschen Ohren, die langen Wimpern und die tiefblauen, unendlich zärtlichen Augen, kurz, dies Gesicht voller Sanftmut, unseren großen Maler: „Ist das die Kopie eines Kopfes von Raffael?“ Nie hatte ein Mann eine bessere Eingebung als dieser Bureauvorsteher, da er dies junge Mädchen heiratete. Agathe ver-

wirklichte das Ideal der Hausfrau, die in der Provinz aufgewachsen war und ihre Mutter nie verlassen hatte. Fromm, ohne pietistisch zu sein, hatte sie keine andere Bildung empfangen, als die Kirche sie den Frauen gibt. Sie war also im gewöhnlichen Sinne eine vollkommene Gattin, denn ihre Unwissenheit in den Dingen des Lebens hatte mehr als ein Unheil zur Folge. Die Grabschrift einer berühmten Römerin: ‚Sie stickte und hütete das Haus' gibt diese reine, einfache und ruhige Dasein wunderbar wieder.

Schon zur Zeit des Konsulats hing Bridau sich fanatisch an Napoleon, der ihn 1804 zum Abteilungschef ernannte, ein Jahr vor dem Tode Rougets. Da er ein Gehalt von zwölftausend Franken und außerdem schöne Gratifikationen erhielt, so kümmerte Bridau sich sehr wenig um die schmählichen Ergebnisse der Abrechnung, die in Issoudun stattfand und durch die Agathe nichts erhielt. Sechs Monate vor seinem Tode hatte der alte Rouget seinem Sohn einen Teil seines Besitzes überlassen, dessen Rest Jean Jacques mehr in Form einer Schenkung als in Form der Erbschaft zugesprochen wurde. Ein Erbschaftsvorschuß von hunderttausend Franken, der Agathe bei ihrem Ehevertrag gewährt worden war, stellte ihren Anteil an der Hinterlassenschaft ihrer Mutter und ihres Vaters dar. Da Bridau den Kaiser anbetete, so diente er mit wahrem Sklaveneifer den gewaltigen Gedanken dieses modernen Halbgotts, der in Frankreich, wo er alles zerstört fand, alles organisieren wollte. Nie sagte der Abteilungschef: Genug! Pläne, Denkschriften, Berichte, Studien — er nahm die schwersten Lasten auf sich, so glücklich war er, dem Kaiser helfen zu können. Er liebte ihn als Menschen, er betete ihn als Herrscher an, und er duldete nicht die geringste Kritik seiner Handlungen oder seiner Pläne.

Von 1804 bis 1808 wohnte der Abteilungschef in einer großen, schönen Wohnung am Quai Voltaire, ganz in

der Nähe seines Ministeriums und der Tuilerien. Eine Köchin und ein Kammerdiener bildeten selbst zur Zeit des Glanzes der Frau Bridau die ganze Bedienung des Haushalts. Agathe, die stets als erste aufstand, ging, von ihrer Köchin begleitet, in die Markthalle. Während der Diener die Zimmer ordnete, überwachte sie das Frühstück. Bridau ging immer erst gegen elf Uhr ins Ministerium. Solange ihre Verbindung dauerte, fand seine Frau stets das gleiche Vergnügen darin, ihm ein köstliches Frühstück zu bereiten, die einzige Mahlzeit, die Bridau mit Genuß zu sich nahm. Zu jeder Jahreszeit, und welches Wetter auch herrschte, sobald Bridau aufbrach, sah Agathe ihrem Gatten durchs Fenster nach, wenn er ins Ministerium ging, und sie zog den Kopf erst zurück, wenn er in die Rue du Bac eingebogen war. Dann deckte sie selbst ab und warf einen Blick in die Zimmer; schließlich zog sie sich an, spielte mit ihren Kindern, führte sie spazieren oder empfing ihre Besuche, während sie Bridaus Heimkehr erwartete. Wenn der Abteilungschef dringende Arbeiten mit nach Hause brachte, setzte sie sich in seinem Arbeitszimmer neben seinen Tisch, und, stumm wie eine Statue, strickte sie, indem sie ihm bei der Arbeit zusah; und sie blieb auf, solange er wachte, um erst ein paar Augenblicke vor ihm zu Bett zu gehen. Bisweilen besuchten die Gatten in der Ministeriumsloge das Schauspiel. An solchen Tagen nahm die Familie das Diner in einem Restaurant; und die Unterhaltung, die der Aufenthalt bei dem Restaurateur darbot, machte Frau Bridau stets jenes lebhafte Vergnügen, das es all denen macht, die Paris nicht kennen. Da sie oft gezwungen war, Einladungen zu den förmlichen Diners anzunehmen, die man dem Abteilungschef gab, der einen Teil des Ministeriums der inneren Angelegenheiten leitete, und die Bridau anständig erwiderte, so folgte Agathe dem damaligen Luxus der Toiletten; aber wenn sie heimkehrte,

so warf sie mit Freuden diesen äußeren Reichtum ab und wurde im Hause wieder die einfache Provinzialin. Einmal in der Woche, am Donnerstag, empfing Bridau seine Freunde. Schließlich gab er am Fastnachtsdienstag einen großen Ball.

In diesen wenigen Worten ist die Geschichte dieses ganzen Ehelebens enthalten, das nur drei große Ereignisse kannte: die Geburt zweier Kinder, die in dreijährigem Abstand erfolgte, und den Tod Bridaus. Er starb im Jahre 1808, getötet durch seine nächtliche Arbeit, in eben dem Augenblick, als der Kaiser ihn zum Generaldirektor, zum Grafen und Staatsrat ernennen wollte. Um diese Zeit widmete Napoleon sich besonders den inneren Angelegenheiten, er überhäufte Bridau mit Arbeiten und ruinierte dem unerschrockenen Bureaukraten vollends die Gesundheit. Napoleon, den Bridau nie um etwas gebeten hatte, erkundigte sich nach seinem Lebenswandel und seinen Vermögensverhältnissen. Als er erfuhr, daß dieser ergebene Mann nichts besaß als seine Stellung, erkannte er in ihm eine jener unbestechlichen Seelen, die seiner Verwaltung Glanz und moralisches Ansehen verliehen, und er wollte Bridau durch blendenden Lohn überraschen. Der Wunsch, eine ungeheure Arbeitslast vor dem Aufbruch des Kaisers nach Spanien zu erledigen, tötete den Abteilungschef, der an einem hitzigen Fieber starb. Bei seiner Rückkehr sagte der Kaiser, der nur nach Paris kam, um in wenigen Tagen den Feldzug von 1809 vorzubereiten, als er von diesem Verlust erfuhr: „Es gibt Leute, die man nie ersetzen kann!“ Betroffen über eine Hingebung, die keins jener glänzenden Zeugnisse erwarten konnte, wie sie seinen Soldaten vorbehalten waren, beschloß der Kaiser, einen reichdotierten Orden für das Zivil zu gründen, wie er für das Militär die Ehrenlegion gegründet hatte. Der Eindruck, den Bridaus Tod auf ihn

machte, gab ihm den Gedanken an den Orden der Réunion ein; aber er hatte nicht die Zeit, diese aristokratische Schöpfung zu vollenden, die so vollständig vergessen ist, daß die meisten Leser sich bei dem Namen dieses Eintagsordens fragen werden, welches sein Abzeichen war: man trug ein blaues Band. Der Kaiser nannte diesen Orden ‚La Réunion‘, weil er daran dachte, den Orden vom goldenen Vlies des spanischen Hofes mit dem Orden vom goldenen Vlies am Hofe von Österreich zu vereinigen. „Die Vorsehung“, hat ein preußischer Diplomat gesagt, „wußte die Entweihung zu verhindern.“ Der Kaiser ließ sich über die Lage der Frau Bridau Bericht erstatten. Die beiden Kinder erhielten jedes eine volle Freistelle im kaiserlichen Lyzeum, und der Kaiser nahm alle Kosten ihrer Erziehung auf seine Schatulle. Ferner gewährte er Frau Bridau eine Pension von viertausend Franken, indem er es sich ohne Zweifel vorbehielt, über das Glück ihrer beiden Söhne zu wachen.

Seit ihrer Verheiratung hatte Frau Bridau bis zum Tode ihres Mannes nicht die geringsten Beziehungen mit Issoudun unterhalten. Sie stand im Begriff, mit ihrem zweiten Sohn niederzukommen, als sie ihre Mutter verlor. Sie wußte, daß ihr Vater sie wenig liebte, und als er starb, handelte es sich gerade um die Weihe des Kaisers, und die Krönung machte Bridau so viel Arbeit, daß sie ihren Gatten nicht verlassen wollte. Ihr Bruder Jean Jacques Rouget hatte ihr seit ihrer Abreise aus Issoudun kein Wort mehr geschrieben. Wenn Agathe sich auch über die stillschweigende Ablehnung von seiten ihrer Familie Kummer machte, so dachte sie schließlich doch nur noch sehr selten an die, die an sie überhaupt nicht dachten. Jahr für Jahr erhielt sie einen Brief von ihrer Patin, der Frau Hochon, der sie mit Banalitäten antwortete, ohne die Ratschläge, die diese ausgezeichnete und fromme Frau ihr in ver-

steckten Worten gab, zu ergründen. Einige Zeit vor dem Tode Doktor Rougets schrieb Frau Hochon ihrer Patentochter, sie würde von ihrem Vater nichts erhalten, wenn sie nicht Herrn Hochon ihre Vollmacht schickte. Es widerstrebte Agathe, ihren Bruder zu foltern. Sei es, daß Bridau begriff, wie sehr diese Beraubung dem Recht und der Sitte der Landschaft Berri entsprach, sei es, daß dieser reine, gerechte Mann die Seelengröße und die Gleichgültigkeit seiner Frau in Geldsachen teilte, er wollte nicht auf seinen Notar Roguin hören, der ihm riet, seine Stellung auszunutzen und die Akte anzufechten, durch die es dem Vater gelungen war, seine Tochter um ihren Pflichtteil zu bringen. Die Gatten hießen gut, was damals zu Issoudun geschah. Immerhin aber hatte Roguin bei dieser Gelegenheit bewirkt, daß der Abteilungschef über die gefährdeten Vermögensverhältnisse seiner Frau nachzudenken begann. Dieser hervorragende Mann erkannte, daß seine Frau, wenn er stürbe, ohne Vermögen zurückbleiben würde. Er kam zu dem Entschluß, seinen Besitzstand zu untersuchen, und er entdeckte, daß seine Frau und er zwischen den Jahren 1793 und 1805 gezwungen gewesen waren, von den fünfzigtausend Franken in bar, die der alte Rouget seiner Tochter mitgegeben hatte, etwa dreißigtausend aufzunehmen. Die übrigen zwanzigtausend Franken legte er in Staatspapieren an. Staatsschuldscheine standen damals auf vierzig; Agathe besaß also etwa zweitausend Franken Staatsrente. Als Witwe konnte demnach Frau Bridau mit ihren sechstausend Franken Rente anständig leben. Da sie immer noch Provinzialin war, so wollte sie Bridaus Diener verabschieden, nur ihre Köchin behalten und die Wohnung wechseln; aber ihre intime Freundin, die sich beharrlich ihre Tante nannte, Frau Descoings, verkaufte ihr Mobiliar, gab ihre Wohnung auf und zog zu Agathe, indem sie aus des verstorbenen Bridau Arbeitszimmer ein Schlafzimmer

machte. Die beiden Witwen taten ihre Einkünfte zusammen und sahen sich einer Rente von zwölftausend Franken gegenüber. Dies Verfahren scheint einfach und natürlich. Aber nichts verlangt im Leben mehr Vorsicht als die Dinge, die natürlich scheinen; dem Ungewöhnlichen mißtraut man stets von selber. Daher auch sieht man, wie Leute der Erfahrung: Anwälte, Richter, Ärzte, Priester, den einfachsten Dingen die größte Bedeutung beilegen; man findet sie zaghaft. Die Schlange unter den Blumen ist einer der schönsten Mythen, die uns das Altertum als Richtschnur für unser Handeln vermacht hat. Wie oft rufen nicht die Dummköpfe, um sich in ihren eigenen Augen und in denen der anderen zu entschuldigen: „Es war so einfach, daß alle Welt darauf hereingefallen wäre!“

1809 war Frau Descoings, die ihr Alter nie verriet, fünfundsechzig Jahre alt. Hatte man sie einst ‚die schöne Krämerin‘ genannt, so war sie jetzt eine jener so seltenen Frauen, vor denen die Zeit halt macht, und sie verdankte einer ausgezeichneten Konstitution das Vorrecht, sich eine Schönheit zu bewahren, die freilich einer ernsthaften Prüfung nicht standhielt. Sie war von mittlerer Größe, stark und frisch, und hatte schöne Schultern und einen leicht rosigen Teint. Ihr blondes Haar, das ins Kastanienbraune schimmerte, zeigte trotz der Katastrophe mit Descoings noch nicht den geringsten Wechsel in der Farbe. Als sehr leckere Frau liebte sie es, sich kleine gute Gerichte zu bereiten. Abwiewohl sie den Eindruck machte, als denke sie gar viel an die Küche, so schwärmte sie doch auch für das Theater und pflegte ein Laster, das sie ins tiefste Geheimnis hüllte: sie spielte in der Lotterie. Sollte nicht das der Abgrund sein, den die Mythologie uns im Faß der Danaiden darstellt? Die Descoings — so muß man eine Frau nennen, die in der Lotterie spielte — gab vielleicht wie alle Frauen, die das Glück haben, lange jung zu bleiben, ein wenig zuviel für

Toiletten aus; aber, abgesehen von diesen kleinen Fehlern, war sie eine Frau, mit der sich aufs angenehmste leben ließ. Da sie stets der Meinung aller anderen war und niemandem widersprach, so gefiel sie durch eine sanfte und mitteilsame Heiterkeit. Sie besaß vor allem eine pariserische Eigenschaft, die alle ehemaligen Kaufleute und alle Kommis, die sich zur Ruhe gesetzt haben, bezaubert: sie verstand Scherz! ... Wenn sie sich nicht zum drittenmal verheiratete, so lag das sicherlich an der ganzen Zeit. Während der Kriege des Kaiserreichs fan[illegible] die Männer, die zu verheiraten waren, gar zu le[illegible]t schöne und reiche junge Mädchen, als daß sie sic[illegible] Frauen von sechzi[illegible] Jahren kümmern sollen. [illegible]ings wollte nun Fra[illegible] Bridau aufheitern; sie [illegible] in [illegible] Theater und in Wage[illegible] ihr au[illegible]gezei[illegible] [illegible]ine [illegible]rs zusammen und versuchte sogar [illegible] mit [illegible]rem Sohn B[illegible]ou zu verheiraten. Ach [illegible]! Sie [illegible]and [illegible]r das furchtbare Geheimnis, da[illegible] sons[illegible] [illegible] de[illegible] [illegible]erstorbene Descoings und ihr Notar streng gehütet h[illegible] Die junge, die elegante Descoing[illegible] die sich für eine Frau von sechsunddreißig Jahren aus[illegible] hat[illegible] einen So[illegible] von fünfunddreißig Jahren [illegible] Bixi[illegible] der sc[illegible] [illegible]itwer und Major im 21. Linienregi[illegible] war; er st[illegible] [illegible] Oberst in Dresden, indem er ein[illegible] einzigen So[illegible] [illegible]nterli[illegible] Die Descoings, die ihren Enk[illegible] stets nur h[illegible]n sah, gab ihn als den Sohn einer ersten Fra[illegible] ihres Gatten aus. Ihr Vertrauen war ein Akt der Klugheit [illegible] Soh[illegible] des Obersten, der mit den beiden Söhnen [illegible]ida[illegible] [illegible]m kaiserlichen Lyzeum erzogen wurde, erhielt dort [illegible] halbe Freistelle. Dieser Bursche, der schon auf dem Lyzeum [illegible]hlau und boshaft war, machte sich später als Zeichner [illegible] [illegible]nn von Geist einen großen Namen.

Agathe [illegible]e in der ganzen Welt nur noch ihre Kinder, und sie wollte auch nur noch für sie leben. Sie lehnte sowohl aus Vernunft wie auch aus Treue jede zweite

Heirat ab. Aber es ist leichter für eine Frau, eine gute Gattin zu sein als eine gute Mutter. Eine Witwe hat zwei Aufgaben, deren Pflichten sich widersprechen: sie ist Mutter, und sie soll die väterliche Gewalt ausüben. Wenige Frauen sind stark genug, um diese doppelte Rolle zu begreifen und zu spielen. So wurde denn auch die arme Agathe trotz ihrer Tugenden zur unschuldigen Ursache vielen Unglücks. Da sie so wenig Geist besaß und alle schönen Seelen sich daran gewöhnen, allen zu vertrauen, so wurde sie das Opfer der Frau Descoings, die sie in furchtbares Unglück stürzte. Die Descoings spielte Ternen, und die Lotterie gab ihren Aktionärinnen keinen Kredit. Da sie im Hause regierte, so konnte sie das für den Haushalt bestimmte Geld für ihre Einsätze verwenden, so daß jener allmählich in Schulden geriet; dabei hoffte sie, ihren Enkel Bixiou, ihre teure Agathe und die kleinen Bridaus plötzlich reich zu machen. Als die Schulden auf zehntausend Franken stiegen, erhöhte sie nur ihre Einsätze, denn immer hoffte sie noch, ihre Lieblingsterne, die seit neun Jahren nicht mehr gezogen worden war, würde den Abgrund des Defizits ausfüllen. Von da an stiegen die Schulden rasch. Als sie auf zwanzigtausend Franken gestiegen waren, verlor die Descoings den Kopf, da ihre Terne noch immer nicht gewann. Nun wollte sie ihr Vermögen verpfänden, um ihre Nichte schadlos zu halten; aber Roguin, ihr Notar, bewies ihr, daß diese ehrliche Absicht unausführbar war. Der verstorbene Rouget hatte beim Tode seines Schwagers Descoings dessen Erbschaft angetreten, indem er Frau Descoings durch eine Leibrente entschädigte, die auf dem Besitz Jean Jacques lastete. Kein Wucherer würde einer Frau von fünfundsechzig Jahren auf eine Leibrente von ungefähr viertausend Franken hin zwanzigtausend Franken leihen, und noch dazu in einer Zeit, da man sein Geld oft genug zu zehn

Prozent anlegen konnte. Eines Morgens warf sich die Descoings ihrer Nichte zu Füßen und bekannte schluchzend, wie es stand. Frau Bridau machte ihr keinen Vorwurf; sie verabschiedete den Diener und die Köchin, verkaufte ihr überflüssiges Mobiliar, verkaufte auch noch drei Viertel ihrer Staatspapiere, bezahlte alles und kündigte ihre Wohnung.

Einer der furchtbarsten Winkel von Paris ist sicherlich jener Teil der Rue Mazarine zwischen der Rue Guénégaud und der Stelle, wo sie hinter dem Palace des Instituts einmündet in die Rue de Seine. Die hohen grauen Mauern des Kollegs und der Bibliothek, die der Kardinal Mazarin der Stadt Paris schenkte, und in der eines Tages die französische Akademie ihre Stätte finden sollte, werfen eisige Schatten auf diesen Teil der Straße; die Sonne zeigt sich selten, und der Nordwind weht dort oft. Die arme ruinierte Witwe nahm eine Wohnung im dritten Stock eines der Häuser, die in diesem feuchten, schwarzen und kalten Winkel liegen. Vor dem Hause erheben sich die Gebäude des Instituts, wo sich damals die Klausurzimmer der wilden Tiere befanden, die bei den Bürgern unter dem Namen Künstler und in den Ateliers unter dem von Farbenreibern bekannt sind. Man trat als Farbenreiber ein und konnte als Regierungsstipendiat für Rom daraus hervorgehen. Diese Wandlung vollzog sich um die Zeiten des Jahres, in denen man die Wettbewerber in diese Kammern einschloß, nicht ohne ungeheuren Lärm. Um den Preis zu erhalten, mußten sie in gegebener Zeit als Bildhauer in Ton das Modell einer Statue, als Maler eins der Bilder, die man in der Schule der Schönen Künste sehen kann, als Musiker eine Kantate und als Architekt den Entwurf eines Monuments gemacht haben. In dem Augenblick, in dem ich diese Zeilen schreibe, hat man diese Menagerie aus jenen düsteren und kalten Gebäuden in den eleganten Palast der Schönen Künste überführt, der nur wenige

Schritte von dort entfernt ist. Aus den Fenstern der Frau Bridau tauchte der Blick hinab auf diese vergitterten Klausurzimmer: eine äußerst traurige Aussicht. Im Norden wird der Blick durch die Kuppel des Instituts versperrt. Wenn die Augen die Straße hinaufgleiten, finden sie als einzige Erholung die Droschkenreihe, die oben in der Rue Mazarine steht. Daher setzte die Witwe schließlich auch in ihre Fenster drei Kästen voll Erde, in denen sie einen jener luftigen Gärten anlegte, die die Polizeiverordnungen bedrohen und deren Wachstum Licht und Luft fortnimmt. Dieses Haus hat, da es sich an ein anderes anlehnt, dessen Front auf die Rue de Seine blickt, notwendigerweise nur eine geringe Tiefe, und die Treppe dreht sich um sich selber. Das dritte Stockwerk ist das höchste. Drei Fenster, drei Zimmer: ein Speisezimmer, ein kleiner Salon, ein Schlafzimmer; und gegenüber, auf der anderen Seite des Treppenabsatzes, eine kleine Küche; darüber zwei Dienstbotenzimmer und ein ungeheurer Boden ohne besondere Bestimmung. Frau Bridau wählte diese Wohnung aus drei Gründen: aus Sparsamkeit, sie kostete nur vierhundert Franken, weshalb sie auch einen Vertrag auf neun Jahre schloß; dann wegen der Nähe des Kollegs, sie lag nicht weit vom kaiserlichen Lyzeum; und schließlich blieb sie in dem Viertel, an das sie sich gewöhnt hatte. Das Innere der Wohnung stand mit dem Hause im Einklang. Das Eßzimmer, das eine gelbe, grüngeblümte Tapete hatte und dessen roter Fußboden nicht gebohnert war, enthielt nur das unbedingt Notwendige: einen Tisch, zwei Büfetts und sechs Stühle, alles der verlassenen Wohnung entnommen. Der Salon hatte als Zierat einen Teppich aus Aubusson, den man Bridau geschenkt hatte, als im Ministerium das Mobiliar erneuert wurde. Die Witwe stellte eins jener gewöhnlichen Mobiliare aus Mahagoni mit ägyptischen Aufsätzen hinein, wie Jakob

Desmalter sie 1806 im großen herstellte; es war bezogen mit einem grünen Seidenstoff, der weiße Rosetten zeigte. Über dem Sofa zog das von befreundeter Hand in Pastell gemalte Bildnis Bridaus sogleich die Blicke an. Obgleich die Kunst an ihm zu tadeln gefunden hätte, erkannte man recht wohl an der Stirn die Festigkeit dieses unbekannten großen Bürgers. Die Heiterkeit seiner Augen, die zugleich sanft und stolz waren, war gut getroffen. Der Scharfsinn, von dem seine klugen Lippen zeugten, und das offene Lächeln, die Miene dieses Mannes, von dem der Kaiser gesagt hatte: justum et tenacem, waren trefflich wiedergegeben, und wenn auch nicht mit Talent, so doch mit Genauigkeit. Wenn man dies Bild ansah, so wußte man, daß der Mann stets seine Pflicht getan hatte. Seine Züge gaben jener Unbestechlichkeit Ausdruck, die man mehreren unter der Republik beschäftigten Männern nachsagt. Gegenüber glänzte über einem Tisch das farbige Bild des Kaisers von Vernet, auf dem Napoleon, von seinem Gefolge begleitet, rasch vorübersprengt. Agathe leistete sich zwei große Vogelkäfige, den einen voller Kanarienvögel, den anderen voll indischer Vögel. Seit ihrem Verlust, der für sie wie für viele unersetzlich war, gab sie sich dieser kindlichen Liebhaberei hin. Das Zimmer der Witwe war schließlich nach drei Monaten, was es bis zu dem verhängnisvollen Tage bleiben sollte, an dem sie gezwungen war, es zu verlassen: ein Wirrwarr, in den keine Schilderung Ordnung bringen könnte. Dort richteten sich die Katzen auf den Sesseln ein; die Kanarienvögel, die sie manchmal frei fliegen ließ, warfen ihre Kommas auf alle Möbel. Die arme gute Witwe stellte an mehreren Orten Hirse und Vogelmiere für [illegible]. Die Katzen fanden in abgestoßenen Untertasse[illegible]kerbissen vor. Kleidungsstücke lagen umher. Dieses [illegible]mmer roch nach Provinz und Treue. Alles, was dem verstorbenen Bridau gehört hatte, wurde dort sorg-

fältig aufbewahrt. Seinen Bureaugeräten wurde dieselbe Aufmerksamkeit zuteil, die ehedem die Witwe eines Paladins dessen Waffen erwiesen hätte. Ein jeder wird den rührenden Kultus, den diese Frau trieb, nach einer einzigen Einzelheit begreifen. Sie hatte eine Feder eingewickelt und versiegelt und die Inschrift auf die Hülle gesetzt: ‚Letzte Feder, mit der mein teurer Gatte geschrieben hat'. Die Tasse, aus der er seinen letzten Schluck getrunken hatte, stand unter Glas auf dem Kaminsims. Hauben und falsche Haare thronten später auf den Glasglocken, die diese kostbaren Reliquien schützten. Seit Bridaus Tode gab es bei dieser jungen Witwe von fünfunddreißig Jahren keine Spur von Koketterie mehr, und ebensowenig auch nur frauenhafte Sorgfalt. Von dem einzigen Manne, den sie gekannt, geachtet, geliebt hatte und von dem ihr nicht die geringste Erinnerung eines Kummers blieb, getrennt, hatte sie sich nicht mehr als Frau gefühlt, alles war ihr gleichgültig geworden: sie zog sich nicht mehr festlich an. Nie war etwas einfacher oder vollständiger als dieser Abschied vom ehelichen Glück und von der Koketterie. Gewisse Wesen empfangen durch die Liebe die Kraft, ihr Ich in einen anderen zu übertragen, und wird ihnen der genommen, so wird ihnen auch das Leben unmöglich. Agathe, die nur noch für ihre Kinder leben konnte, sah mit unendlicher Trauer, wieviel Entbehrungen ihr Ruin ihnen auferlegen würde. Seit ihrem Einzug in die Rue Mazarine zeigten ihre Züge einen Hauch der Melancholie, der ihnen etwas Rührendes gab. Wohl zählte sie ein wenig auf den Kaiser, aber der Kaiser konnte im Augenblick nicht mehr tun, als er schon tat. Seine Schatulle gab jährlich für jedes Kind außer der Freistelle sechshundert Franken.

Die glänzende Descoings ihrerseits hatte im zweiten Stock eine Wohnung, die der ihrer Nichte glich. Sie hatte Frau Bridau eine Anweisung über jährlich dreitausend Franken

ausgestellt, die ihr ein Pfandrecht auf ihre Leibrente verlieh. Roguin, der Notar, hatte das für Frau Bridau in Ordnung gebracht; aber es waren sieben Jahre nötig, um das Unheil durch diese langsame Rückzahlung wieder gut zu machen. Roguin, der die fünfzehnhundert Franken Rente wieder herzustellen hatte, zog jeweils die so zurückbehaltenen Summen ein. Die Descoings, der nur noch zwölfhundert Franken Rente blieben, lebte kümmerlich mit ihrer Nichte zusammen. Diese beiden ehrlichen, aber schwachen Geschöpfe nahmen sich nur für den Morgen eine Aufwärterin. Die Descoings, die gern kochte, bereitete das Essen. Abends kamen ein paar Freunde, Beamte des Ministeriums, denen ehemals Bridau ihre Stellungen verschafft hatte, um mit den beiden Witwen Karten zu spielen. Die Descoings spielte immer noch ihre Terne, die sich halsstarrig, wie sie sagte, nicht ziehen ließ. Sie hoffte, auf einmal zurückgeben zu können, was sie ihrer Nichte mit Gewalt abgeliehen hatte. Sie liebte die beiden kleinen Bridaus mehr als ihren Enkel Bixiou, so sehr empfand sie ihr Unrecht ihnen gegenüber, und so sehr bewunderte sie die Güte ihrer Nichte, die ihr in ihren größten Leiden nie den geringsten Vorwurf machte. Man wird sich also denken können, daß Joseph und Philipp von der Descoings verzogen wurden. Darin allen Leuten gleich, die sich ein Laster zu verzeihen haben, bereitete ihnen die alte Teilhaberin der kaiserlich französischen Lotterie kleine, mit Leckerbissen überladene Diners. Später konnten dann Joseph und Philipp ihrer Tasche mit größter Leichtigkeit einiges Geld entlocken, der jüngere für Reißkohle, Bleistifte, Papier und Kupferstiche, der ältere für Apfeltörtchen, Steinkügelchen, Bindfaden und Messer. Ihre Leidenschaft hatte sie so weit gebracht, daß sie sich für ihre sämtlichen Ausgaben mit monatlich fünfzig Franken begnügte, um den Rest verspielen zu können.

Aus mütterlicher Liebe ließ auch Frau Bridau ihre Ausgaben auf keine höhere Summe steigen. Um sich für ihre Vertrauensseligkeit zu strafen, beschnitt sie sich heroisch ihre kleinen Genüsse. Wie viele furchtsame Geister von beschränkter Intelligenz führte sie ein einziges verletztes Gefühl, vereint mit dem geweckten Mißtrauen, dahin, einem Fehler so weiten Spielraum zu lassen, daß er ganz das Ansehen einer Tugend gewann. Der Kaiser, sagte sie sich, konnte vergessen, er konnte in einer Schlacht umkommen, ihre Pension würde mit ihr erlöschen. Sie zitterte, wenn sie die Möglichkeit sah, daß ihre Kinder ohne Vermögen zurückbleiben könnten. Außerstande, Roguins Berechnungen zu verstehen, wenn er ihr nachzuweisen suchte, daß die Pfändung von dreitausend Franken auf Frau Descoings Leibrente ihr in sieben Jahren die verkauften Renten wieder ersetzen müßte, glaubte sie weder dem Notar, noch ihrer Tante, noch dem Staat; sie zählte nur noch auf sich und auf ihre Entbehrungen. Wenn sie jedes Jahr von ihrer Pension tausend Taler beiseite legte, so würde sie nach zehn Jahren dreißigtausend Franken besitzen, die schon für eins ihrer Kinder fünfzehnhundert Franken Rente ergeben mußten. Da sie erst sechsunddreißig Jahre alt war, so konnte sie mit Recht glauben, noch zwanzig Jahre zu leben. Und wenn sie an diesem System festhielt, so konnte sie beiden wenigstens das Notwendige geben. So waren diese beiden Witwen aus einem trügerischen Überfluß in ein freiwilliges Elend geraten; die eine unter der Leitung eines Lasters, die andere unter den Zeichen der reinsten Tugend. Nichts von all diesen kleinen Dingen ist für die tiefe Lehre entbehrlich, die sich aus dieser Geschichte ergeben wird; sie ist aus den alltäglichsten Lebensinteressen geschöpft, aber ihre Tragweite wird deshalb vielleicht nur um so größer sein. Der Anblick der Klausurzimmer, das Geschwirr der Farbenreiber auf der Straße, der Zwang, zum Himmel

aufzublicken, wenn man sich über die furchtbaren Aussichten hinwegtrösten wollte, die diesen feuchten Winkel umgaben, der Anblick des Bildnisses Bridaus, das trotz der Mache des dilettantischen Malers noch voller Seele und Größe war, der Anblick der reichen, aber verblaßten und harmonisch gewordenen Farben dieses stillen und ruhigen Interieurs, das Wachstum der Kastengärten, die Armut dieses Haushalts, die Vorliebe der Mutter für ihren Ältesten, ihr Widerstand gegen die Neigung des Jüngeren, kurz, das Gesamtbild der Tatsachen und Verhältnisse, das dieser Geschichte als Vorspiel dient, enthält vielleicht die zeugenden Keime, denen wir Joseph Bridau, einen der großen Maler der heutigen französischen Schule, verdanken.

Philipp, das ältere der beiden Kinder Bridaus, glich seiner Mutter auffallend. Obgleich er ein blonder Junge mit blauen Augen war, hatte er ein lärmendes Wesen, das man leicht für Lebhaftigkeit und Mut halten konnte. Der alte Claparon, der zu gleicher Zeit wie Bridau ins Ministerium eingetreten war, einer der treuen Freunde, die abends kamen und mit den beiden Witwen Karten spielten, sagte zwei- oder dreimal im Monat zu Philipp, indem er ihm die Wange klopfte: „Das ist mir ein kleiner Kerl, der vor nichts Angst haben wird.“

Das Kind nahm auf solche Anregungen hin aus Prahlerei eine Art Entschlossenheit an; und als seinem Charakter einmal diese Richtung gegeben war, wurde er in allen Leibesübungen geschickt. Dadurch, daß er sich im Lyzeum viel schlug, erwarb er sich jene Kühnheit und jene Verachtung des Schmerzes, die die militärische Tapferkeit erzeugen; aber natürlich war die Folge die größte Abneigung gegen das Studium, denn der öffentliche Unterricht wird niemals das schwierige Problem der gleichzeitigen Entwicklung des Körpers und des Intellekts lösen. Agathe schloß aus ihrer rein physischen Ähnlichkeit mit Philipp auf eine

moralische Übereinstimmung, und sie glaubte fest daran, eines Tages in ihm ihre Zartheit der Empfindung wiederzufinden, nur durch die männliche Kraft ins Große gesteigert. Philipp war fünfzehn Jahre alt, als seine Mutter in die traurige Wohnung der Rue Mazarine zog, und die Anmut der Kinder in diesem Alter bestärkte damals den Glauben der Mutter. Joseph, der um drei Jahre jünger war, glich seinem Vater, aber im Schlimmen. Zunächst war sein volles schwarzes Haar stets schlecht gekämmt, was er auch mit ihm begann, wogegen sein Bruder trotz seiner Lebhaftigkeit immer hübsch aussah. Ferner konnte Joseph, niemand wußte infolge welchen Verhängnisses — aber ein allzu hartnäckiges Verhängnis wird zur Gewohnheit —, keinen Anzug sauber halten; zog man ihm neue Kleider an, so machte er alsbald alte Kleider daraus. Der Ältere hielt aus Eitelkeit auf seine Sachen. Unmerklich gewöhnte die Mutter sich an, Joseph zu schelten und ihm seinen Bruder als Vorbild hinzustellen. Agathe zeigte also ihren Kindern nicht immer das gleiche Gesicht, und wenn sie sie abholte, sagte sie von Joseph: „Wie wird er mir wieder seine Sachen zugerichtet haben!"

Diese kleinen Dinge trieben ihr Herz auf die schiefe Ebene der mütterlichen Bevorzugung. Niemand unter den gewöhnlichen Persönlichkeiten, die die Gesellschaft der beiden Witwen bildeten, bemerkte Josephs Hang zur Beobachtung: weder Du Bruel Vater, noch der alte Claparon, noch Desroches Vater, noch selbst der Abbé Loraux, Agathes Beichtvater. Von seinem Geschmack beherrscht, achtete der künftige Kolorist auf nichts, was ihn anging, und während seiner Kindheit schon glich diese Neigung so sehr geistiger Stumpfheit, daß sein Vater sich Sorge um ihn machte. Der außerordentliche Umfang des Kopfes, die Höhe der Stirn legten anfangs die Besorgnis nahe, das Kind werde einen Wasserkopf bekommen. Sein durchwühltes Gesicht,

dessen Originalität in den Augen derer, die den moralischen Sinn einer Physiognomie nicht kennen, als Häßlichkeit gelten konnte, nahm während seiner Jugend einen ziemlich mürrischen Ausdruck an. Die Züge, die sich später entfalteten, waren wie zusammengezogen, und die tiefe Aufmerksamkeit, die das Kind den Dingen entgegenbrachte, machte sie noch krauser. Philipp schmeichelte also der ganzen Eitelkeit seiner Mutter, der Joseph nicht das geringste Kompliment eintrug. Josephs Bestimmung für die Kunst wurde durch den alltäglichsten Zufall entwickelt: als er in den Osterferien des Jahres 1812 mit seinem Bruder und Frau Descoings von einem Spaziergang in den Tuilerien nach Hause kam, sah er, wie ein Schüler die Karikatur irgendeines Lehrers auf die Mauer zeichnete, und die Bewunderung nagelte ihn vor dieser Kreidezeichnung, die von Bosheit sprühte, auf dem Pflaster fest. Am folgenden Tage stellte das Kind sich ans Fenster und sah zu, wie die Schüler durch das Tor der Rue Mazarine einzogen; er schlich sich verstohlen hinab und glitt in den langen Hof des Instituts, wo er die Statuen, die Büsten, die begonnenen Skulpturen, die Tonfiguren und die Gipsabgüsse sah, die er fiebernd betrachtete, denn sein Instinkt offenbarte sich, und sein Beruf erregte ihn. Er trat in einen unteren Saal, dessen Tür nur angelehnt war, und sah dort etwa zehn junge Leute, die eine Statue zeichneten und für die er die Zielscheibe von tausend Scherzen wurde.

„Kleiner! Kleiner!“ rief der erste, der ihn bemerkte, indem er ein wenig Brot nahm und ihn mit der Krume bewarf. „Wem gehört das Kind?“ „Gott! wie häßlich er ist!“

Kurz, Joseph ertrug eine volle Viertelstunde hindurch die Angriffe im Atelier des großen Bildhauers Chaudet; aber als die Schüler sich weidlich über ihn lustig gemacht hatten, fiel ihnen seine Beharrlichkeit und seine Physiognomie auf, und sie fragten ihn, was er wollte. Joseph sagte,

er möchte gern zeichnen lernen, und nun begannen alle, ihn zu ermutigen. Das Kind, das auf diesen freundschaftlichen Ton hineinfiel, erzählte, er sei der Sohn der Frau Bridau. „Oh! Wenn du der Sohn der Frau Bridau bist,“ rief man aus allen Winkeln des Ateliers, „so kannst du noch ein großer Mann werden. Es lebe der Sohn der Frau Bridau!“ „Ist sie hübsch, deine Mutter? Nach dem Muster deiner Fratze zu schließen, muß sie famos sein.“ „Ah! Du willst Künstler werden?“ fragte der älteste der Schüler, indem er seinen Platz verließ und auf Joseph zutrat, um ihn zu verulken; „aber weißt du auch, daß man da ein Kerl sein muß und allerhand Elend durchzumachen hat? Ja, da gibt es Prüfungen, daß man Arme und Beine brechen kann. All diese Kröten, die du da siehst, unter denen ist nicht einer, der nicht seine Prüfungen durchgemacht hat. Sieh mal, der da, der hat sieben Tage lang nichts mehr gegessen. Laß sehen, ob du Künstler werden kannst!“ Und er ergriff seinen einen Arm und hob ihn senkrecht in die Luft; dann gab er dem anderen eine Stellung, als sollte Joseph jemandem einen Faustschlag versetzen. „Das nennen wir die Telegraphenprobe,“ fuhr er fort. „Wenn du eine Viertelstunde so stehen bleiben kannst, ohne die Arme zu senken und ohne die Haltung deiner Glieder zu verändern, dann hast du bewiesen, daß du ein fixer Kerl bist.“ „Na, Kleiner, Mut!“ riefen die anderen. „Verdammt! Man muß leiden, wenn man Künstler werden will.“

In der Treuherzigkeit seiner dreizehn Jahre blieb Joseph etwa fünf Minuten so stehen, und all die Schüler sahen ihm ernsthaft zu. „Oh! Du läßt sie sinken!“ sagte der eine. „Was! Haltung, zum Henker!“ rief der andere. „Der Kaiser Napoleon ist einen Monat lang so stehen geblieben, wie du ihn da siehst,“ sagte ein dritter, indem er auf die schöne Statue Chaudets zeigte. Der Kaiser hielt stehend das Zepter in der Hand. Diese Statue wurde

1814 von der Säule heruntergeschlagen, der sie einen so schönen Abschluß gab.

Nach zehn Minuten perlte Joseph der Schweiß auf der Stirn, und in diesem Augenblick trat ein kleiner, blasser und kränklicher Mensch ein. Sofort herrschte das ehrerbietigste Schweigen im Atelier. „Nun, Burschen, was treibt ihr?“ sagte er, indem er den Märtyrer des Ateliers ansah. „Der Kleine steht Modell,“ sagte der große Schüler, der Joseph seine Stellung gegeben hatte. „Schämt ihr euch nicht, ein kleines Kind so zu quälen?“ sagte Chaudet, indem er Josephs Arme hinunterdrückte. „Wie lange stehst du schon da?“ fragte er Joseph, indem er ihm einen freundschaftlichen kleinen Schlag auf die Wange gab. „Seit einer Viertelstunde.“ „Und wer hat dich hergebracht?“ „Ich möchte gern Künstler werden.“ „Und woher bist du? Woher kommst du?“ „Von Mama.“ „Ah! Von Mama!“ riefen die Schüler. „Ruhe vorm Karton!“ rief Chaudet. „Was treibt deine Mama?“ „Meine Mama ist Frau Bridau. Mein Papa ist tot; der war ein Freund des Kaisers. Und wenn Sie mich zeichnen lehren, dann bezahlt der Kaiser alles, was Sie wollen.“ „Sein Vater war Abteilungschef im Ministerium des Innern,“ rief Chaudet, dem eine Erinnerung aufstieg. „Und du willst schon Künstler werden?“ „Ja.“ „Komm nur her, so oft du willst, wir werden dich amüsieren! Geben Sie ihm einen Karton, Bleistifte und Papier, und lassen Sie ihn. Sie müssen wissen, Sie Schelme, daß sein Vater mir einmal gefällig gewesen ist. Komm, Galgenstrick, hole Kuchen, Leckereien und Bonbons,“ sagte er, indem er dem Schüler, der Joseph verulkt hatte, Geld gab. „Wir werden schon an der Art, wie du das Gemüse kaust, sehen, ob du ein Künstler bist,“ fuhr Chaudet fort, indem er Joseph unterm Kinn streichelte.

Dann sah Chaudet die Arbeiten seiner Schüler durch, wobei das Kind ihn, zusehend und horchend, begleitete, indem

es zu verstehen versuchte. Die Leckereien kamen. Das ganze Atelier, das Kind und sogar der Bildhauer selbst kosteten von ihnen. Jetzt wurde Joseph ebensosehr geliebkost, wie man ihn zuvor zum besten gehabt hatte. Diese Szene, in der sich der Humor und das Herz der Künstler offenbarten, machte einen ungeheuren Eindruck auf das Kind. Das Auftreten des Bildhauers Chaudet, den ein frühzeitiger Tod hinwegraffte und dem die Gönnerschaft des Kaisers großen Ruhm zu verbürgen schien, war für Joseph etwas wie eine Vision. Das Kind sagte seiner Mutter von diesem Seitensprung nichts; aber jeden Sonntag und jeden Donnerstag verbrachte er drei Stunden in Chaudets Atelier. Die Descoings, die die Launen der beiden Kinder begünstigte, gab Joseph hinfort Zeichenstifte, Rötel, Kupferstiche und Skizzenpapier. Im kaiserlichen Lyzeum karikierte der künftige Maler seine Lehrer, er zeichnete seine Kameraden, er skizzierte die Schlafräume, und er war in der Zeichenstunde von erstaunlichem Eifer. Lemire, der Professor am kaiserlichen Lyzeum, staunte nicht nur über Josephs Anlagen, sondern auch über seine Fortschritte, und deshalb ging er zu Frau Bridau, um sie über den Beruf ihres Sohnes aufzuklären. Agathe, die als Provinzialin von den Künsten so wenig verstand, wie sie viel von der Leitung eines Haushalts wußte, war entsetzt. Als Lemire fort war, begann die Witwe zu weinen.

„Ach!" sagte Agathe, als die Descoings kam, „ich bin verloren! Joseph, aus dem ich einen Beamten machen wollte, dem sein Weg im Ministerium des Innern fertig vorgeschrieben war, denn da hätte ihn der Schatten seines Vaters beschützt und er wäre mit fünfundzwanzig Jahren Bureauchef geworden, ja, der will Maler werden! So ein Hungerleiderberuf! Ich habe es ja immer gesagt, daß mir dies Kind nur Sorge machen würde!" Frau Descoings gab zu, daß sie Josephs Leidenschaft seit mehreren Monaten

begünstigt hatte, und daß sie Sonntags und Donnerstags seinen Ausflügen ins Institut Vorschub leistete. Es war fast ein Wunder gewesen, mit welcher Aufmerksamkeit der kleine Kerl im Salon, wohin sie ihn mitgenommen hatte, die Gemälde betrachtete! „Wenn er mit dreizehn Jahren Gemälde versteht, meine Liebe," sagte sie, „so wird dein Joseph ein Genie!" „Ja, sieh doch, wohin das Genie seinen Vater geführt hat! Dahin, daß er mit vierzig Jahren, von der Arbeit aufgerieben, starb!"

In den letzten Herbsttagen, als Joseph eben in sein vierzehntes Jahr eintreten wollte, stieg Agathe trotz der Bitten der Descoings zu Chaudet hinab, um dagegen zu protestieren, daß man ihr ihren Sohn verdarb. Sie fand Chaudet in blauer Bluse vor, wie er an seiner letzten Statue modellierte. Er empfing die Witwe des Mannes, der ihm einst in einem ziemlich kritischen Augenblick einen Dienst geleistet hatte, beinahe unfreundlich; aber, schon bis ins Innerste getroffen, wehrte er sich mit jenem Feuer, dem man es verdankt, daß man in wenigen Augenblicken fertig bringt, was in einigen Monaten auszuführen schon schwierig ist; er hatte etwas gefunden, wonach er lange gesucht hatte, und er arbeitete mit seinem Modellierholz und seinem Ton in stoßweisen Bewegungen, die Agathe als die eines Irren erschienen. In jeder anderen Stimmung hätte Chaudet herausgelacht; aber als er jetzt diese Mutter hörte, die den Künsten fluchte, sich über das Schicksal beklagte, das man ihrem Sohn auferlegte, und verlangte, daß man ihn nicht mehr in das Atelier ließe, geriet er in heilige Wut.

„Ich habe Verpflichtungen gegen Ihren verstorbenen Gatten, ich wollte ihm entgelten, indem ich seinen Sohn ermutigte und die ersten Schritte Ihres kleinen Joseph in der größten aller Karrieren überwachte!" rief er. „Ja, gnädige Frau, erfahren Sie es, wenn Sie es noch nicht wissen: ein großer Künstler ist ein König, ist mehr als ein

König; zunächst ist er glücklich, er ist unabhängig, er lebt, wie es ihm behagt; und dann herrscht er in der Welt der Phantasie. Nun hat Ihr Sohn die schönste Zukunft vor sich! Eine Begabung wie die seine ist selten; so früh hat sie sich nur bei einem Giotto, einem Raffael, einem Tizian, einem Rubens, einem Murillo offenbart; denn mir scheint, er wird eher Maler werden müssen als Bildhauer. Herrgott! Wenn ich einen solchen Sohn hätte, ich wäre so glücklich, wie der Kaiser es war, als ihm der König von Rom geschenkt wurde! Nun, Sie haben ja das Schicksal Ihres Kindes in der Hand. Machen Sie immerhin einen Dummkopf aus ihm, gnädige Frau! Einen Menschen, der nur marschiert, wenn er marschiert, einen elenden Papierkratzer: dann haben Sie einen Mord begangen! Ich hoffe freilich, er wird trotz Ihrer Bemühungen immer Künstler bleiben. Der Beruf ist stärker als alle Hindernisse, die man seinen Wirkungen entgegenstellt! Der Beruf! Das Wort heißt Berufung, nun, das ist das Auserwähltsein von Gott! Nur werden Sie Ihr Kind unglücklich machen!" Er warf den Ton, den er nicht mehr brauchte, in einen Zuber und sagte zu seinem Modell: „Genug für heute."

Agathe hob die Augen und sah in einem Winkel des Ateliers, in den ihr Blick noch nicht gedrungen war, eine nackte Frau auf einem Schemel sitzen; dies Schauspiel trieb sie grauenerfüllt hinaus.

„Sie werden den kleinen Bridau hier nicht mehr hereinlassen," sagte Chaudet zu seinen Schülern; „es ist seiner Frau Mutter nicht recht." „Huh!" schrien die Schüler, als Agathe die Tür schloß. „Und dahin ist Joseph gegangen!" sagte sich die arme Mutter, beängstigt von dem, was sie gesehen und gehört hatte.

Seit die Schüler der Bildhauer und Maler erfahren hatten, daß Frau Bridau ihren Sohn nicht Künstler werden lassen wollte, bestand ihr ganzes Glück nur noch darin, Joseph zu

sich hereinzulocken. Trotz des Versprechens, das seine Mutter ihm abnahm, nicht mehr ins Institut zu gehen, schlich sich das Kind oft in das Atelier, das Regnauld dort inne hatte, und man ermutigte ihn, Leinwand zu besudeln. Als die Witwe sich beklagen wollte, sagten ihr Chaudets Schüler, Herr Regnauld sei nicht Chaudet; sie habe ihnen außerdem ihren Herrn Sohn nicht zur Bewachung übergeben; und so machten sie tausend andere Scherze. Diese furchtbaren Farbenreiber dichteten und sangen ein Lied in hundertsiebenunddreißig Versen auf Frau Bridau.

Am Abend jenes traurigen Tages weigerte Agathe sich, zu spielen; und sie blieb, von so tiefer Trauer überwältigt, daß sie bisweilen Tränen in den schönen Augen hatte, in ihrem Sessel sitzen. „Was haben Sie, Frau Bridau?" fragte der alte Claparon. „Sie glaubt, ihr Sohn wird sein Brot betteln müssen, weil er Begabung zum Malen hat," sagte die Descoings; „ich dagegen mache mir nicht die geringste Sorge um die Zukunft meines Stiefsohns, des kleinen Bixiou; und der ist auch versessen aufs Zeichnen. Die Männer sind dazu geschaffen, sich durchzusetzen." „Die gnädige Frau hat recht," sagte der trockene und harte Desroches, der es trotz seiner Talente nie bis zum stellvertretenden Vorsteher hatte bringen können. „Ich habe zum Glück nur einen einzigen Sohn; denn was hätte wohl aus mir werden sollen, bei meinen achtzehnhundert Franken und mit einer Frau, die durch ihren Stempelpapierverschleiß knapp zwölfhundert Franken verdient? Ich habe meinen kleinen Jungen als Schreiber zu einem Advokaten getan; da hat er fünfundzwanzig Franken im Monat und das Frühstück; ich gebe ihm ebensoviel; essen und schlafen kann er zu Hause: und das ist alles, es muß schon gehen, und er wird seinen Weg finden! Ich gebe dem Schlingel mehr Arbeit auf, als wenn er auf der Schulbank säße; und eines Tages wird er Advokat. Wenn ich ihm einmal das

Theater bezahle, so ist er glücklich wie ein König, dann küßt er mich. O, ich halte ihn streng; er muß mir Rechenschaft ablegen, wozu er sein Geld gebraucht. Sie sind zu gut gegen Ihre Kinder. Wenn Ihr Sohn sich die Hörner ablaufen will, so lassen Sie ihn doch; er wird schon etwas werden." „Ich", sagte Du Bruel, ein alter Abteilungschef, der eben seinen Abschied genommen hatte, „ich habe einen Jungen von sechzehn Jahren; seine Mutter betet ihn an; aber ich würde nicht auf einen Beruf hören, der sich so früh zeigt. Da ist das alles noch bloße Laune, eine vorübergehende Neigung! Meiner Meinung nach tut es not, daß man die Knaben lenkt . . ." „Sie sind reich, Herr Du Bruel, Sie sind ein Mann, und Sie haben nur einen Sohn," versetzte Agathe. „Meiner Treu," sprach Claparon, „die Kinder sind unsere Tyrannen. (Cœur.) Meiner hat mich rasend gemacht, er hat mich aufs Stroh gebracht; ich kümmere mich überhaupt nicht mehr um ihn. (Solo.) Na, er ist nur um so glücklicher, und ich auch. Der Schlingel ist zum Teil am Tode seiner Mutter schuld. Er ist Reisender geworden und hat wohl sein Schicksal gefunden. Kaum war er zu Hause, so wollte er schon wieder fort; er konnte nie irgendwo bleiben; er hat auch nichts lernen wollen. Ich flehe nur um eins zu Gott, daß ich einmal sterbe, ohne daß er meinen Namen entehrt hat! Wer keine Kinder hat, dem bleiben viele Freuden verschlossen, aber ihm bleiben auch viele Leiden erspart." „So sind die Väter!" sagte Agathe, indem sie von neuem zu weinen begann. „Was ich Ihnen sage, meine liebe Frau Bridau, soll Ihnen zeigen, daß Sie Ihren Sohn Maler werden lassen müssen; Sie würden nur Ihre Zeit verlieren . . ." „Wenn Sie imstande wären, ihn Mores zu lehren," begann der bittere Desroches von neuem, „so würde ich Ihnen raten, sich seinem Hang zu widersetzen; aber ich sehe ja, wie schwach Sie gegen ihn sind, und also lassen Sie ihn sudeln und kritzeln." „Verloren!" sagte

Claparon. „Wieso verloren?“ rief die arme Mutter. „Nun ja, mein Cœur-Solo; gegen das Streichholz Desroches verliere ich immer.“ „Tröste dich, Agathe,“ sagte die Descoings, „Joseph wird ein großer Mann.“

Nach dieser Diskussion, die allen menschlichen Diskussionen gleicht, einigten sich die Freunde der Witwe auf den gleichen Rat, und dieser Rat machte ihrer Ratlosigkeit kein Ende. Man riet ihr, Joseph seinem Berufe folgen zu lassen. „Wenn er kein Genie ist,“ sprach Du Bruel, der Agathe den Hof machte, „können Sie ihn immer noch in die Verwaltung stecken.“

Als die Descoings die drei alten Beamten hinausführte, nannte sie sie oben auf der Treppe die Weisen Griechenlands. „Sie quält sich zu sehr,“ sagte Du Bruel. „Sie ist nur zu glücklich, daß ihr Sohn irgend etwas will,“ fügte Claparon hinzu. „Wenn Gott uns den Kaiser erhält,“ sagte Desroches, „so wird Joseph übrigens einen Gönner haben! Worüber macht sie sich also Sorgen?“ „Sie hat vor allem Angst, wenn es sich um ihre Kinder handelt,“ erwiderte die Descoings.

„Nun, gute Kleine,“ fuhr die Descoings fort, als sie wieder ins Zimmer trat, „du siehst, sie sind einer Meinung; weshalb weinst du da noch?“ „Ja, wenn es sich um Philipp handelte, da hätte ich keine Angst. Du weißt nicht, wie es in den Ateliers zugeht! Da haben die Künstler nackte Frauen!“ „Aber sie heizen doch hoffentlich,“ versetzte die Descoings.

Ein paar Tage darauf kam das Unheil des Moskauer Rückzugs zum Ausbruch. Napoleon kehrte zurück, um neue Streitkräfte zu organisieren und neue Opfer von Frankreich zu fordern. Da war die Mutter ganz anderen Sorgen preisgegeben. Philipp, dem es im Lyzeum nicht gefiel, wollte durchaus in den Dienst des Kaisers treten. Eine Truppenschau in den Tuilerien, die letzte, die Napo-

leon dort abhielt und der Philipp beiwohnte, hatte ihn fanatisiert. Um jene Zeit [illegible] der militärische Prunk, der Anblick der Uniforme[illegible]hen der Epauletten auf gewisse junge Leute e[illegible]erstehliche Anziehung aus. Philipp glaubte, er habe die Begabung für den Dienst, wie sie sein Bruder für die Künste verriet. Ohne Vorwissen seiner Mutter schrieb er eine also abgefaßte Bittschrift an den Kaiser: „Majestät, ich bin der Sohn Ihres Bridau; ich bin achtzehn Jahre alt, fünf Fuß sechs Zoll groß, habe gute Beine, eine gute Konstitution und den Wunsch, zu Ihren Soldaten zu gehören. Ich bitte Sie um die Gunst, in Ihr Heer eintreten zu dürfen“ usw.

Der Kaiser schickte Philipp innerhalb vierundzwanzig Stunden vom kaiserlichen Lyzeum nach Saint-Cyr, und sechs Monate darauf, im November 1813, ließ er ihn als Unterleutnant in ein Kavallerieregiment eintreten. Philipp blieb einen Teil des Winters hindurch in der Reserve; aber sobald er reiten konnte, brach er voll Eifer auf. Während des französischen Feldzugs wurde er bei einem Treffen der Vorhut, in dem sein Ungestüm den Oberst rettete, Leutnant. In der Schlacht von La Fère-Champenoise ernannte der Kaiser Philipp zum Hauptmann und nahm ihn zum Ordonnanzoffizier. Angefeuert durch eine solche Beförderung, verdiente Philipp sich bei Montereau das Kreuz. Als Zeuge von Napoleons Abschied zu Fontainebleau, durch dieses Schauspiel fanatisiert, weigerte sich der Hauptmann Philipp, den Bourbonen zu dienen.

Als er im Juli 1814 zu seiner Mutter zurückkehrte, fand er sie ruiniert vor. In den Ferien entzog man Joseph seine Freistelle, und Frau Bridau, deren Pension aus der Schatulle des Kaisers geflossen war, wurde vergeblich vorstellig, daß man sie auf das Ministerium des Innern überschreiben möchte. Joseph fühlte sich mehr denn je als Maler, und entzückt von diesen Ereignissen, bat er seine Mutter, ihn zu

Herrn Regnauld gehen zu lassen, indem er versprach, er würde sich seinen Lebensunterhalt verdienen können. Er sagte, er sei als Schüler der Sekunda tüchtig genug, um sein Examen entbehren zu können. Philipp, der mit neunzehn Jahren Hauptmann war und das Kreuz trug, nachdem er dem Kaiser auf zwei Schlachtfeldern als Adjutant gedient hatte, schmeichelte der Eitelkeit seiner Mutter ungeheuer; und wiewohl er ungeschliffen und lärmend und ohne andere Verdienste als die gewöhnliche Tapferkeit des Haudegens war, wurde er für sie das Genie, während ihr Joseph, der klein, mager, leidend war, die Stirn eines Wilden hatte und den Frieden und die Ruhe liebte, da er vom Ruhm des Künstlers träumte, ihrer Meinung nach nur Qual und Sorge machen würde. Der Winter 1814 bis 1815 war Joseph günstig, denn, heimlich von der Descoings und von Bixiou, dem Schüler Gros', begönnert, ging er, um dort zu arbeiten, in dieses berühmte Atelier, aus dem so viele verschiedene Talente hervorgegangen sind und in dem er sich aufs engste mit Schinner verband. Der 20. Mai brach an; der Hauptmann Bridau, der in Lyon zum Kaiser stieß und ihn bis zu den Tuilerien begleitete, wurde zum Schwadronschef bei den Gardedragonern ernannt. Nach der Schlacht von Waterloo, in der er, wenn auch nur leicht, verwundet wurde, und in der er sich das Offizierskreuz der Ehrenlegion gewann, geriet er zum Marschall Davout in Saint-Dénis und trat nicht in die Loirearmee ein; daher wurde ihm auf die Fürsprache des Marschalls Davout sein Offizierskreuz und sein Rang belassen; aber man pensionierte ihn. Joseph, der sich um die Zukunft Sorge machte, studierte während dieser Zeit mit solchem Eifer, daß er mitten in diesem Wirbelsturm der Ereignisse mehrmals erkrankte. „Das ist der Farbengeruch," sagte Agathe zu Frau Descoings; „er sollte einen Beruf, der seiner Gesundheit so unzuträglich ist, aufgeben."

Alle Ängste Agathes galten damals ihrem Sohn, dem Oberstleutnant; sie sah ihn 1816 wieder, und da war er von den etwa neuntausend Franken Gehalt, die ein Schwadronschef der Dragoner bei der kaiserlichen Garde erhielt, auf dreihundert Franken Pension im Monat gesunken; sie ließ ihm die Mansarde über der Küche einrichten und verwandte einige Ersparnisse darauf. Philipp wurde einer der emsigsten Bonapartisten des Café Lemblin, eines wahren konstitutionellen Böotien; er nahm dort die Gewohnheiten, die Manieren, den Stil und das Leben pensionierter Offiziere an; und wie es jeder junge Mann von einundzwanzig Jahren getan hätte, übertrieb er sie, gelobte den Bourbonen feierlichst tödlichen Haß und schloß sich ihnen nicht an; ja, er wies sogar die Gelegenheiten ab, die sich boten, in seinem Rang als Oberstleutnant in der Linie beschäftigt zu werden. In den Augen seiner Mutter entfaltete Philipp offenbar Charaktergröße. „Der Vater hätte es nicht besser machen können," sagte sie.

Philipp genügte die Pension, er kostete den Haushalt nichts, während Joseph den beiden Witwen vollständig zur Last fiel. In diesem Augenblick verriet sich Agathes Vorliebe für Philipp. Bisher war die Bevorzugung ein Geheimnis gewesen; aber die Verfolgung, die sich gegen einen treuen Soldaten des Kaisers richtete, die Erinnerung an die Verwundung, die dieser geliebte Sohn erlitten, sein Mut im Unglück, das für sie, wiewohl freiwillig, ein edles Unglück war, brachten Agathes Zärtlichkeit zum Aufblühen. Dieses Wort: „Er ist unglücklich!" rechtfertigte alles. Joseph, dessen Charakter jene Einfalt zeigte, die zu Beginn des Lebens in der Seele des Künstlers übergroß zu sein pflegt, und der im übrigen emporgewachsen war in einer gewissen Bewunderung seines großen Bruders, rechtfertigte die Vorliebe seiner Mutter, statt sich über sie zu entrüsten, indem er an dem Kultus mit dem Helden, der in

zwei Schlachten die Befehle Napoleons überbracht hatte, mit dem bei Waterloo Verwundeten teilnahm. Wie hätte er auch die Überlegenheit dieses großen Bruders, den er in der schönen grün und goldenen Uniform der Gardedragoner auf dem Maifeld seine Schwadron hatte befehligen sehen, in Zweifel ziehen sollen! Trotz ihrer Vorliebe zeigte Agathe sich übrigens als ausgezeichnete Mutter: sie liebte Joseph, aber sie liebte ihn nicht blind; sie verstand ihn nicht, das war alles. Joseph betete seine Mutter an, während Philipp sich von ihr anbeten ließ. Immerhin milderte der Dragoner ihr gegenüber seine soldatische Brutalität; aber seine Verachtung für Joseph verbarg er kaum, wenn er ihr auch auf freundschaftliche Weise Ausdruck verlieh. Wenn er diesen Bruder sah, den sein mächtiger Kopf ganz beherrschte und den mit siebzehn Jahren hartnäckige Arbeit ganz mager, kränklich und verkümmert gemacht hatte, so nannte er ihn ‚die Göre!' Seine Manieren, die stets gönnerhaft waren, wären verletzend gewesen, wenn der Künstler, der im übrigen an die bei den Soldaten unter der brutalen Außenseite versteckte Güte glaubte, auf irgend etwas geachtet hätte. Joseph, das arme Kind, wußte noch nicht, daß wirklich begabte Militärs sanft und höflich sind wie alle hervorragenden Leute. Das Genie bleibt sich in allen Dingen gleich.

„Der arme Kerl!" sagte Philipp zu seiner Mutter; „man darf ihn nicht quälen, laß ihn sich amüsieren." Und diese Geringschätzung erschien in den Augen der Mutter als ein Zeichen brüderlicher Zärtlichkeit. „Philipp wird seinen Bruder stets lieben und beschützen," dachte sie.

Im Jahre 1816 erhielt Joseph von seiner Mutter die Erlaubnis, den an die Mansarde anstoßenden Bodenraum in ein Atelier zu verwandeln, und die Descoings gab ihm ein wenig Geld, damit er sich die für ‚den Malerberuf' unentbehrlichen Dinge kaufen könnte; denn in den Augen der

beiden Witwen war die Malerei nur ein Beruf. Mit dem Geist und dem Eifer, die den wahren Beruf stets begleiten, ordnete Joseph in seinem ärmlichen Atelier alles selber. Der Hauswirt ließ auf Bitten der Frau Descoings das Dach öffnen und ein großes Fenster einlegen. Dieser Bodenraum wurde zu einem ungeheuren Saal, den Joseph schokoladenfarben anstrich. An die Wände hängte er einige Skizzen; Agathe stellte, nicht ohne Bedauern, einen kleinen gußeisernen Ofen hinein, und Joseph konnte auch zu Hause arbeiten, ohne deshalb den Unterricht in den Ateliers von Gros und Schinner zu versäumen.

Die konstitutionelle Partei setzte damals, unterstützt vor allem von den pensionierten Offizieren und den Bonapartisten, im Namen der Verfassung, die niemand wollte, rings um die Kammer Tumulte ins Werk und zettelte allerlei Verschwörungen an. Philipp, der sich da hineinmengte, wurde verhaftet, aber wegen mangelnder Beweise wieder freigelassen; nur entzog das Kriegsministerium ihm seine Pension, indem es ihn in einen Truppenkörper versetzte, den man ein Strafbataillon nennen konnte. Frankreich war nicht mehr zu halten; Philipp würde schließlich in eine Falle gehen, die ihm die von der Polizei entsandten Aufwiegler stellten. Von diesen Aufwieglern und Spitzeln sprach man damals viel. Während Philipp in verdächtigen Cafés Billard spielte, seine Zeit totschlug und es sich angewöhnte, kleine Gläschen mit allerlei Likören zu befeuchten, schwebte Agathe in Todesängsten um den großen Mann der Familie. ‚Die drei Weisen aus Griechenland‘ hatten sich zu sehr daran gewöhnt, jeden Abend denselben Weg zu machen, die Treppe zu den beiden Witwen hinaufzusteigen und sie wartend vorzufinden, bereit, die Eindrücke des Tages auszutauschen, als daß sie sie je hätten verlassen können: sie kamen immer noch, um in dem kleinen grünen Salon ihr Spielchen zu machen. Das

Ministerium des Innern hatte, als es den Säuberungen des Jahres 1816 ausgeliefert wurde, Claparon behalten; er war einer jener Zitterer, die die Depeschen des ‚Moniteur' flüsternd wiedergaben, indem sie hinzufügten: „Stellen Sie mich nicht bloß!" Desroches, der bald nach dem alten Du Bruel verabschiedet worden war, stritt noch um seine Pension. Diese drei Freunde, die Zeugen der Verzweiflung Agathes, gaben ihr den Rat, den Obersten auf Reisen zu schicken.

„Man spricht von Verschwörungen, und bei seinem Charakter wird Ihr Sohn noch das Opfer irgendeiner Geschichte; denn Verräter gibt es immer." „Zum Henker! Er ist aus dem Holz, aus dem sein Kaiser die Marschälle machte," sagte Du Bruel mit leiser Stimme, indem er sich umblickte; „und er darf seinen Stand nicht aufgeben! Lassen Sie ihn im Orient Dienste nehmen, in Indien . . ." „Und seine Gesundheit?" sagte Agathe. „Weshalb nimmt er keine Stellung an?" fragte der alte Desroches. „Es bilden sich so viele private Unternehmungen! Ich meinerseits trete als Bureauchef in eine Versicherungsgesellschaft ein, sobald die Sache mit meiner Pension geregelt ist." „Philipp ist Soldat, er liebt nur den Krieg," sagte die kriegerische Agathe. „Dann sollte er verständig sein und darum bitten, daß man ihn in den Dienst einstellt . . ." „Bei diesen? Oh! Ich werde ihm das nie raten!" „Sie haben unrecht," erwiderte Du Bruel. „Mein Sohn hat eben durch den Herzog von Navarreins eine Stellung erhalten. Die Bourbonen sorgen vortrefflich für die, die sich ihnen aufrichtig anschließen. Ihr Sohn würde in irgendeinem Regiment zum Oberstleutnant ernannt werden." „Man will nur noch Adlige in der Kavallerie, und er wird es nie bis zum Oberst bringen," rief die Descoings.

Agathe bat Philipp in ihrer Angst, ins Ausland zu gehen und bei irgendeiner Macht Dienste zu nehmen; einen

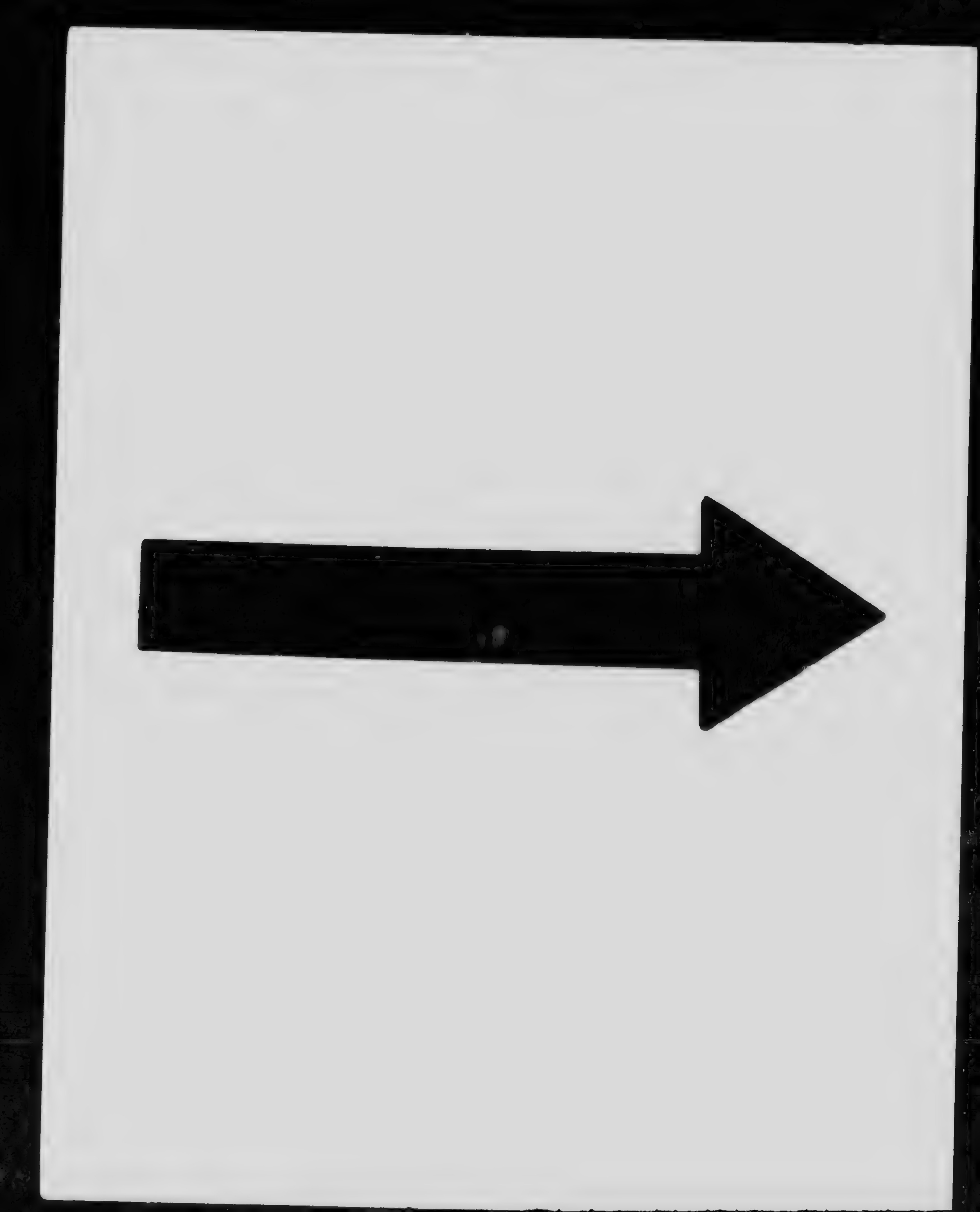
Ordonnanzoffizier des Kaisers würde man stets aufs freundlichste empfangen. „Ausländern dienen? . . .“ rief Philipp entsetzt. Agathe umarmte ihren Sohn überströmend, indem sie sagte: „Ganz sein Vater!“ „Er hat recht,“ sprach Joseph; „der Franzose ist zu stolz auf seine Fahne, um anderswo unter die Fahnen zu treten. Vielleicht kommt übrigens Napoleon noch einmal wieder!“

Um seiner Mutter einen Gefallen zu tun, kam Philipp jetzt der großartige Gedanke, sich dem General Lallemand in den Vereinigten Staaten anzuschließen und bei der Gründung der großen Freistätte, des ‚Champ d'Asile‘ mitzuwirken, einer der furchtbarsten Mystifikationen, die unter dem Namen nationaler Subskriptionen bekannt sind. Agathe gab zehntausend Franken her, die sie von ihren Ersparnissen abhob, und wandte tausend Franken auf, um ihren Sohn nach Le Havre zu bringen und dort einzuschiffen. Ende des Jahres 1817 brachte Agathe es fertig, von den sechshundert Franken, die ihre Staatspapiere abwarfen, zu leben; dann legte sie, einer glücklichen Eingebung folgend, auf der Stelle die zehntausend Franken an, die ihr von ihren Ersparnissen noch blieben, und die ihr weitere siebenhundert Franken Rente einbrachten. Joseph wollte an diesem Werk der Hingabe mitwirken: er ging angezogen wie ein Büttel; er trug grobe Stiefel und blaue Strümpfe; er versagte sich Handschuhe und brannte Steinkohlen; er lebte von Brot, Milch und Rahmkäse. Das arme Kind erhielt Ermutigungen nur von der alten Descoings und von Bixiou, seinem Schulkameraden, der jetzt sein Ateliergenosse war und damals seine wundervollen Karikaturen zeichnete, während er zugleich seine kleine Stellung in einem Ministerium ausfüllte. „Mit welchem Vergnügen sah ich 1818 den Sommer kommen!“ sagte Bridau oft, wenn er von seinem damaligen Elend erzählte. „Die Sonne machte den Kauf der Kohlen überflüssig.“

Da er in der Farbe schon ganz so sicher war wie Gros, so sah er seinen Lehrer nur noch, wenn er ihn um Rat fragen wollte. Er dachte damals daran, den Klassizisten den Fehdehandschuh hinzuwerfen, die griechischen Konventionen und die Schranken zu durchbrechen, in die man eine Kunst einschloß, der doch die Natur gehört, so wie sie ist: in der ganzen Allmacht ihrer Schöpfungen und Launen. Joseph bereitete sich auf seinen Kampf vor, der von dem Tage an, als er 1823 im Salon erschien, nicht mehr aufhörte. Das Jahr war furchtbar. Roguin, der Notar der Frau Descoings und der Frau Bridau, verschwand, indem er die seit sieben Jahren von der Leibrente einbehaltenen Summen, die schon zweitausend Franken Rente abwerfen sollten, mitnahm. Drei Tage nach dieser Unheilsbotschaft kam aus New York ein Wechsel über tausend Franken, den der Oberst Philipp auf seine Mutter gezogen hatte. Der arme Bursche hatte, getäuscht wie so viele, bei der großen Freistätte alles verloren. Dieser Brief, bei dessen Lektüre Agathe, die Descoings und Joseph in Tränen ausbrachen, sprach von Schulden, die er in New York gemacht hatte, wo Unglücksgefährten für den Obersten bürgten.

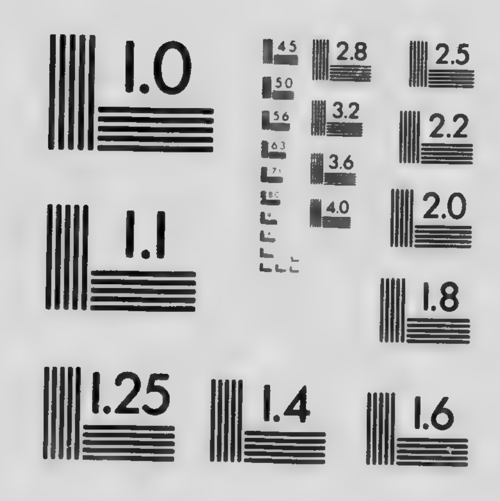
„Und ich habe ihn auch noch gezwungen, sich einzuschiffen!" rief die arme Mutter aus, die stets erfinderisch war, wenn es galt, Philipps Fehler zu rechtfertigen. „Ich rate dir nicht," sagte die alte Descoings zu ihrer Nichte, „ihn oft auf solche Reisen zu schicken!"

Frau Descoings war heroisch. Sie gab Frau Bridau immer noch tausend Taler, aber sie spielte auch immer noch dieselbe Terne, die seit 1799 nicht mehr gezogen worden war. Um diese Zeit begann sie an der Ehrlichkeit der Verwaltung zu zweifeln. Sie erhob Anklagen gegen die Regierung und hielt sie für ganz imstande, die drei Nummern in der Urne auszulassen, um von seiten der Spieler wütende Einsätze zu provozieren. Nach einer schnellen Prüfung der



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)





Hilfsmittel schien es unmöglich, tausend Franken aufzutreiben, ohne daß man einen Teil der Rente verkaufte. Die beiden Frauen sprachen davon, das Silber, einen Teil der Wäsche und alle überflüssigen Möbel zu verpfänden. Joseph, den diese Vorschläge beängstigten, suchte Gérard auf und setzte ihm seine Lage auseinander; der große Maler verschaffte ihm durch das Ministerium des königlichen Haushalts den Auftrag auf zwei Kopien eines Bildnisses Ludwigs XVIII. zum Preise von je fünfhundert Franken. Obgleich Gros nicht gern gab, führte er doch seinen Schüler zu einem Farbenhändler, dem er sagte, er solle alles, was Joseph brauchen würde, auf seine Rechnung schreiben. Aber die tausend Franken sollten erst gezahlt werden, wenn die Kopien geliefert waren. Da malte Joseph in zehn Tagen vier Staffeleibilder, verkaufte sie an Händler und brachte seiner Mutter die tausend Franken, so daß sie den Wechsel honorieren konnte. Acht Tage darauf kam ein neuer Brief, in dem der Oberst seine Mutter von seiner Abreise auf einem Paketboot benachrichtigte, dessen Kapitän ihn auf sein Ehrenwort mitnahm. Philipp meldete, daß er bei der Landung in Le Havre mindestens weitere tausend Franken nötig haben würde.

„Gut!“ sagte Joseph zu seiner Mutter; „dann habe ich meine Kopien fertig, und du bringst ihm die tausend Franken.“ „Mein lieber Joseph!“ rief Agathe unter Tränen, indem sie ihn küßte. „Du liebst ihn also doch, diesen armen Verfolgten! Er ist unser Ruhm und unsere ganze Zukunft. So jung, so tapfer und so unglücklich! Alles ist gegen ihn; wenigstens wollen wir drei für ihn sein!“ „Du siehst, daß die Malerei doch zu etwas gut ist,‘ sagte Joseph, glücklich, daß er von seiner Mutter endlich die Erlaubnis erhielt, ein großer Maler zu werden.

Frau Bridau eilte ihrem geliebten Sohn, dem Obersten Philipp, entgegen. In Le Havre angekommen, ging sie

jeden Tag bis über den von Franz I. erbauten runden Turm hinaus, um das amerikanische Paketboot zu erwarten, und von Tag zu Tag erfand sie sich die grausamsten Sorgen. Nur Mütter wissen, wie sehr solche Leiden das Gefühl der Mutterschaft beleben. Das Postschiff traf eines schönen Morgens im Oktober 1819 ohne alle Havarie ein; es hatte nicht die geringste Bö gehabt. In dem rohesten Menschen ruft die Luft der Heimat und der Anblick einer Mutter immer noch eine gewisse Wirkung hervor, zumal nach einer Reise voller Entbehrungen. Philipp gab sich also einem Überschwang von Empfindungen hin, so daß Agathe dachte: „Ah! wie der mich liebt, der!" Ach! Der Offizier liebte nur noch ein einziges Wesen auf der Welt, und dies Wesen war der Oberst Philipp. Sein Unglück in Texas, sein Aufenthalt in NewYork, einer Stadt, wo die Spekulation und der Individualismus auf die Spitze getrieben sind, wo die Brutalität der Interessen zum Zynismus wird, wo der wesentlich isolierte Mensch sich gezwungen sieht, sich nur an die eigene Kraft zu halten und sich jeden Augenblick in eigener Sache zum Richter zu machen, und wo die Höflichkeit nicht vorhanden ist, kurz, die geringsten Ereignisse dieser Reise hatten bei Philipp die schlimmen Neigungen des Kriegsknechts entwickelt: er war brutal geworden, ein Trinker, ein Raucher, persönlich und unhöflich; das Elend und die physischen Leiden hatten ihn verdorben. Im übrigen sah der Oberst sich als verfolgt an. Es ist bei Leuten ohne Intelligenz die Wirkung eines solchen Glaubens, daß sie selbst unduldsame Verfolger werden. Für Philipp begann das Weltall bei seinem Kopf, und es endete mit seinen Füßen; die Sonne schien nur für ihn. Kurz, das Schauspiel NewYorks hatte diesem Mann der Tat, von ihm selbst gedeutet, die letzten Bedenken in Dingen der Moral benommen. Für solche Menschen gibt es nur zwei Arten der Existenz: sie glauben oder sie glauben

nicht; sie haben alle Tugenden des Ehrenmannes, oder sie überlassen sich allen Erfordernissen der Not; und dann gewöhnen sie sich daran, ihre geringsten Interessen und jeden momentanen Wunsch ihrer Leidenschaften zur Notwendigkeit zu erheben. Mit diesem System kann man weit kommen. Der Oberst hatte, wenigstens dem Anschein nach, die Ungezwungenheit, die Offenheit, das Sichgehenlassen des Militärs bewahrt. Daher war er äußerst gefährlich; er schien harmlos wie ein Kind; aber da er nur an sich zu denken hatte, so tat er nichts, ohne sich ebensosehr überlegt zu haben, was er tun sollte, wie ein schlauer Advokat sich einen Taschenspielerstreich überlegt; Worte kosteten ihn nichts, ihrer gab er so viel, wie nur irgend Glauben fanden. Wenn jemand es sich zu seinem Unglück etwa einfallen ließ, die Erklärungen, durch die er die Widersprüche zwischen seinem Verhalten und seinen Reden rechtfertigte, nicht gelten zu lassen, so war der Oberst, der ausgezeichnet mit der Pistole schoß, der den geschicktesten Fechtkünstler fordern konnte und der die Kaltblütigkeit all jener besaß, denen das Leben gleichgültig ist, sofort bereit, für das geringste scharfe Wort Rechenschaft zu fordern; inzwischen aber schien er ganz der Mann, sich Tätlichkeiten hinzugeben, nach denen eine gütliche Beilegung nicht mehr möglich war. Seine imposante Figur hatte eine gewisse Rundung angenommen, sein Gesicht hatte sich in Texas gebräunt, und er behielt die kurze Redeweise und den schneidenden Ton des Mannes bei, der sich inmitten der Bevölkerung New Yorks Achtung zu verschaffen gezwungen gewesen war. Bei diesem Bau und in seiner einfachen Kleidung erschien Philipp, zumal sein Körper durch die überstandenen Beschwerden sichtlich gestählt war, seiner Mutter wie ein Held; aber er war einfach das geworden, was das Volk ziemlich energisch einen ‚Schnapphahn' nennt. Entsetzt über die Verlumptheit ihres Lieblings-

sohnes, kaufte Frau Bridau ihm in Le Havre eine vollständige Garderobe. Während sie den Bericht über seine Leiden anhörte, hatte sie nicht die Kraft, ihn zu hindern, daß er trank, aß und sich amüsierte, wie ein Mann trinken und sich amüsieren mußte, der von der großen Freistätte heimkam. Es war gewiß ein schöner Gedanke, mit den Resten der kaiserlichen Armee Texas zu erobern; aber er scheiterte weniger an den Verhältnissen als an den Menschen, denn heute ist Texas eine Republik, die eine Zukunft hat. Diese Erfahrung des Liberalismus unter der Restauration beweist mit aller Kraft, daß seine Interessen rein egoistische und keineswegs nationale waren, wenigstens wo die Macht saß, anderswo nicht. Weder die Menschen noch die Gegend, weder der Gedanke noch die Hingabe versagten, wohl aber die Taler und die Hilfe jener heuchlerischen Partei, die über ungeheure Summen verfügte und dennoch nichts gab, als es sich darum handelte, ein Kaiserreich wieder zu finden. Hausfrauen von der Art Agathes haben den Klarblick, der sie hinter solche politischen Betrügereien schauen läßt. Die arme Mutter erkannte damals nach den Berichten ihres Sohnes die Wahrheit; denn im Interesse des Verbannten hatte sie während seiner Abwesenheit den prunkvollen Anzeigen der konstitutionellen Blätter gelauscht und den Verlauf dieser berühmten Subskription verfolgt, die kaum hundertundfünfzigtausend Franken abwarf, als fünf bis sechs Millionen nötig waren. Die Führer des Liberalismus hatten rasch bemerkt, daß sie für Ludwig XVIII. arbeiteten, wenn sie die glorreichen Trümmer unserer Heere aus Frankreich ausführten, und sie ließen die Ergebensten, die Eifrigsten, die Begeistertsten im Stich: jene, die sich als erste vorgewagt hatten. Nie konnte Agathe ihrem Sohn klarmachen, daß er viel eher sich hatte täuschen lassen, als daß er verfolgt wurde. In ihrem Glauben an ihr Idol warf sie sich selber Unwissenheit

vor und beklagte die unglücklichen Zeiten, die Philipp mittrafen. Er war ja wirklich bis jetzt an all diesem Elend weniger schuld gewesen, und er war vielmehr das Opfer seines schönen Charakters, seiner Energie, des kaiserlichen Sturzes, der Doppelzüngigkeit der Liberalen und der Erbitterung der Bourbonen gegen die Bonapartisten. Sie wagte während dieser in Le Havre verlebten Woche, einer furchtbar kostspieligen Woche, nicht, ihm vorzuschlagen, daß er sich mit der königlichen Regierung versöhnen und sich auf dem Kriegsministerium vorstellen möchte: sie hatte genug zu tun, um ihn aus Le Havre fortzubringen und nach Paris zurückzuführen, als sie nur noch das Reisegeld besaß. Die Descoings und Joseph, die den Verbannten bei seiner Ankunft im Hof der königlichen Post erwarteten, erschraken über die Veränderung in Agathes Gesicht.

„Deine Mutter ist in zwei Monaten um zehn Jahre gealtert," sagte die Descoings zu Joseph, während man mitten unter den Umarmungen die beiden Koffer ablud. „Guten Tag, Mutter Descoings," das war das zärtliche Wort des Obersten an die alte Krämerin, die Joseph liebevoll ‚Mama Descoings' nannte. „Wir haben kein Geld für die Droschke mehr," sagte Agathe mit leidender Stimme. „Ich habe welches," erwiderte der junge Maler. „Mein Bruder hat eine wundervolle Farbe!" rief er bei Philipps Anblick aus. „Ja, ich bin braun geworden wie eine Pfeife. Aber du hast dich nicht verändert, Kleiner."

Joseph war damals einundzwanzig Jahre alt, und da er im übrigen von einigen Freunden geschätzt wurde, die ihn in diesen Tagen der Prüfung aufrecht erhielten, so spürte er im Bewußtsein seines Talentes seine Kraft; er vertrat die Malerei in einem Kreise von jungen Leuten, deren Leben den Wissenschaften, der Literatur, der Politik und der Philosophie gewidmet war; ihn verletzte also der Ausdruck der Geringschätzung, die sein Bruder noch durch eine

Geste verriet: Philipp drehte ihm wie einem Kinde das Ohr zwischen den Fingern. Agathe merkte, daß bei der Descoings und bei Joseph der überströmenden Zärtlichkeit eine gewisse Kühle folgte; aber sie machte alles wieder gut, indem sie ihnen von den Leiden erzählte, die Philipp während seiner Verbannung erduldet hatte. Die Descoings, die aus der Heimkehr des Sohnes, den sie, wenn auch ganz leise, den ‚verlorenen‘ nannte, einen Festtag machen wollte, hatte das schönste Diner bereitet, das sie nur bereiten konnte, und der alte Claparon und Desroches-Vater waren dazu eingeladen. Abends sollten alle Freunde des Hauses kommen, und sie kamen. Joseph hatte Léon Giraud, D'Arthez, Michel Chrestien, Fulgence Ridal und Bianchon gebeten, die Freunde aus seinem Kreise. Die Descoings sagte Bixiou, ihrem angeblichen Stiefsohn, man würde unter den jungen Leuten Ecarté spielen. Auch der jüngere Desroches, der auf den strengen Willen seines Vaters hin Lizentiat der Rechte geworden war, erschien. Du Bruel, Claparon, Desroches und der Abbé Loraux beobachteten den Verbannten, dessen rohe Manieren und Haltung, dessen durch den Genuß des Alkohols veränderte Stimme und dessen vulgäre Ausdrucksweise sie entsetzten. So umringten denn, während Joseph die Spieltische aufstellte, die Treuesten Agathe und fragten sie: „Was denken Sie mit Philipp zu beginnen?“ „Ich weiß es nicht,“ erwiderte sie; „aber den Bourbonen will er immer noch nicht dienen.“ „Es wird schwer sein, in Frankreich eine Stellung für ihn zu finden. Wenn er nicht wieder ins Heer eintritt, wird er in der Verwaltung nicht so bald unterkommen,“ sagte der alte Du Bruel. „Man braucht ihn nur zu hören, um einzusehen, daß ihm nicht wie meinem Sohn die Möglichkeit bleibt, mit Theaterstücken sein Glück zu machen.“

An der Bewegung der Augen, mit der Agathe antwortete, erkannte ein jeder, wie sehr Philipps Zukunft sie beun-

ruhigte; und da ihr keiner ihrer Freunde Auskunftsmittel zu nennen hatte, so bewahrten alle Schweigen. Der Geächtete, der jüngere Desroches und Bixiou spielten Ecarté, ein Spiel, das damals Furore machte. „Mama Descoings, mein Bruder hat kein Geld zum Spielen," flüsterte Joseph der guten, ausgezeichneten Frau ins Ohr. Die Teilhaberin der königlichen Lotterie holte zwanzig Franken und gab sie dem Künstler, der sie seinem Bruder heimlich in die Hand gleiten ließ. Alle Gäste trafen ein. Man spielte an zwei Tischen Boston, und die Gesellschaft wurde lebhaft. Philipp zeigte sich als schlechter Spieler. Nachdem er zunächst viel gewonnen hatte, begann er zu verlieren; gegen elf Uhr schuldete er dem jungen Desroches und Bixiou fünfzig Franken. Mehr als einmal klang Lärm und Streit von dem Ecartétisch aus zu den Ohren der friedlichen Bostonspieler, die Philipp verstohlen beobachteten. Der Geächtete gab Beweise einer so schlechten Natur, daß Desroches-Vater, in seinem letzten Streit, in den auch Desroches-Sohn, der nicht besser war, verwickelt wurde, seinem Sohn, wiewohl er recht hatte, Unrecht gab und ihm das Spiel verbot. Frau Descoings machte es mit ihrem Enkel ebenso, denn er begann so geistreiche Witze um sich zu werfen, daß Philipp sie nicht mehr verstand, während er doch den grausamen Spötter in Gefahr bringen konnte, falls einer dieser mit Widerhaken versehenen Pfeile in die schwere Intelligenz des Obersten eindrang.

„Du wirst müde sein," sagte Agathe Philipp ins Ohr, „geh zu Bett!" „Reisen bilden die Jugend," sagte Bixiou lächelnd, als Oberst Philipp mit Frau Bridau hinausgegangen war.

Joseph, der mit dem Tage aufstand und früh schlafen ging, erlebte den Schluß dieses Abends nicht mehr. Als Agathe und die Descoings am folgenden Morgen im ersten Zimmer das Frühstück bereiteten, konnten sie nicht umhin

zu bemerken, daß die Gesellschaften furchtbar teuer kommen würden, wenn Philipp, nach dem Ausdruck der Descoings, auch weiterhin solche Spiele spielte. Die alte Frau, die damals sechsundsiebzig Jahre alt war, schlug vor, ihr Mobiliar zu verkaufen, ihre Wohnung im zweiten Stock dem Hauswirt zu überlassen, der sich nichts sehnlicher wünschte, als sie frei zu bekommen, und Agathes Salon zu ihrem Schlafzimmer zu machen, indem man das erste Zimmer in einen Salon verwandelte, der zugleich das Speisezimmer vertreten müßte. Auf diese Weise würde man siebenhundert Franken im Jahr sparen. Diese Einschränkung der Ausgaben würde es ermöglichen, daß man Philipp, bis er sich eine Stellung gesucht hätte, monatlich fünfzig Franken geben könnte. Agathe nahm das Opfer an. Als der Oberst herunterkam und seine Mutter ihn gefragt hatte, ob er sich in seinem kleinen Zimmer gut zurecht gefunden hätte, legten ihm die beiden Witwen die Lage der Familie dar. Frau Descoings und Agathe besaßen, wenn sie ihre Einkünfte zusammentaten, fünftausenddreihundert Franken Rente, von denen die viertausend der Descoings Leibrenten waren. Die Descoings gab Bixiou, den sie seit sechs Monaten als ihren Enkel anerkannte, sechshundert Franke[illegible]hshundert Franken gab sie auch Joseph; der R[illegible]inkünfte ging mit denen Agathes im Haushalt und [illegible] ihren Lebensunterhalt drauf. Alle Ersparnisse waren aufgezehrt.

„Macht euch keine Sorge," sagte der Oberstleutnant; „ich suche mir eine Stellung, ich werde euch nicht zur Last fallen und bitte nur für den Augenblick um Bett und Brot."

Agathe umarmte ihren Sohn, und die Descoings ließ Philipp hundert Franken in die Hand gleiten, um die Spielschuld vom Abend zu bezahlen. In zehn Tagen waren der Verkauf des Mobiliars, die Aufgabe der Wohnung und die

Änderung in Agathes Zimmern mit jener Geschwindigkeit vollzogen, die man nur in Paris erleben kann. Philipp ging regelmäßig nach dem Frühstück fort, kehrte zum Diner zurück, ging abends aus und kam erst gegen Mitternacht nach Hause, um schlafen zu gehen. Die Gewohnheiten, die der entlassene Offizier fast mechanisch annahm und die sich einwurzelten, waren folgende: Er ließ sich auf dem Pont Neuf für die zwei Sous, die er als Brückengeld hätte zahlen müssen, wenn er über den Pont des Arts gegangen wäre, um zum Palais Royal zu kommen, die Stiefel putzen; dann trank er dort zwei kleine Gläser Branntwein, indem er die Zeitungen las, eine Beschäftigung, die ihn bis zwölf Uhr in Anspruch nahm. Um diese Stunde ging er durch die Rue Vivienne und begab sich ins Café Minerva, wo damals die liberale Politik gebraut wurde und wo er mit ehemaligen Offizieren Billard spielte. Während er gewann oder verlor, trank er stets drei oder vier Gläschen verschiedener Liköre und rauchte auf seinen Hin- und Herwegen und Spaziergängen in den Straßen zehn Regiezigarren. Nachdem er abends in der holländischen Kneipe mehrere Pfeifen geraucht hatte, stieg er gegen zehn Uhr zum Spiel hinauf; der Saalkellner gab ihm ein Spiel Karten und eine Nadel; er erkundigte sich bei einigen ausgedienten Spielern nach dem Stand des Rouge-et-Noire und setzte im günstigsten Augenblick zehn Franken, ohne je mehr als dreimal zu spielen, einerlei, ob er gewann oder verlor Wenn er gewonnen hatte, was fast immer der Fall war, trank er eine Schale Punsch und kehrte in seine Mansarde zurück; aber er sprach dann davon, die Ultraroyalisten samt den Leibwachen tot zu schlagen, und sang auf der Treppe: „Habt acht auf das Wohl des Kaiserreichs!“ Wenn seine arme Mutter ihn hörte, so sagte sie: „Philipp ist heute abend lustig.“ Und sie stieg hinauf, um ihn zu umarmen, ohne sich über den üblen Geruch des Punsches, der Liköre und des Tabaks zu

beklagen. „Du mußt doch mit mir zufrieden sein, meine liebe Mutter?“ sagte er gegen Ende Januar. „Ich führe das regelmäßigste Leben von der Welt.“

Fünfmal hatte Philipp mit ehemaligen Kameraden im Restaurant gespeist. Diese alten Soldaten hatten sich gegenseitig über den Stand ihrer Angelegenheiten unterrichtet, während sie von den Hoffnungen auf eine Befreiung des Kaisers sprachen, die der Bau eines Unterseebootes erweckte. Unter den ehemaligen Kameraden, die er wiedergefunden hatte, schloß Philipp besonders einen alten Hauptmann der Gardedragoner namens Giroudeau ins Herz, in dessen Kompagnie er debütiert hatte. Dieser ehemalige Dragoner wurde der Anlaß, daß Philipp, wie Rabelais es nennt, die Ausrüstung des Teufels vervollständigte, indem er dem kleinen Gläschen, der Zigarre und dem Spiel ein viertes Rad hinzufügte. Anfang Februar führte Giroudeau Philipp eines Abends nach dem Diner in die Gaieté, und zwar in eine Loge, die man einem kleinen Theaterblatt reservierte; dieses gehörte seinem Neffen Finot, und er führte dort die Kasse sowie die Bücher und stellte die Kreuzbänder her, die er zugleich auch kontrollierte. Gekleidet nach der Mode der bonapartistischen Offiziere, die zur konstitutionellen Opposition gehörten, nämlich in einen weiten Überrock mit viereckigem Kragen, der bis ans Kinn zugeknöpft war, bis auf die Fersen herabfiel und den Schmuck der Rosette zeigte, bewaffnet mit einem Rohrstock, dessen Knopf mit Blei ausgegossen war und den sie an einer Schleife aus geflochtenem Leder trugen, hatten sich die beiden ehemaligen Soldaten, um einen ihrer Ausdrücke zu gebrauchen, ‚besoffen‘ und eröffneten sich gegenseitig das Herz, als sie die Loge betraten. Quer durch die Dünste einer gewissen Anzahl von Flaschen und kleiner Gläschen verschiedener Liköre zeigte Giroudeau Philipp auf der Bühne eine kleine, dicke und bewegliche Choristin namens

Florentine, deren Gunst und Neigung er ebenso wie die Loge der Allmacht des Blattes verdankte.

„Aber", sagte Philipp, „wie weit geht ihre Gunst für einen alten Apfelschimmel und Soldaten wie dich?" „Gott sei Dank," erwiderte Giroudeau, „ich habe die alten Dogmen unserer glorreichen Uniform niemals verleugnet! Ich habe noch nie zwei Heller für eine Frau ausgegeben." „Was?" rief Philipp, indem er sich den Finger auf das linke Ohr legte. „Ja," versetzte Giroudeau. „Freilich, unter uns gesagt, tut das Blatt viel dabei. Morgen werden wir der Verwaltung in zwei Zeilen den Rat geben, Fräulein Florentine ein wenig tanzen zu lassen. Meiner Treu, mein lieber Junge, ich bin ganz glücklich," sagte Giroudeau.

„Ah!" dachte Philipp, „wenn dieser ehrbare Giroudeau trotz seines Schädels, der so blank ist wie mein Knie, trotz seiner achtundvierzig Jahre, seines dicken Bauchs, seines Weinbauergesichts und seiner Kartoffelnase den Freund einer Choristin spielt, so muß ich der der ersten Schauspielerin von Paris werden."

„Wo findet man so etwas?" fragte er Giroudeau laut. „Ich werde dir heute abend Florentines Häuslichkeit zeigen. Obgleich meine Dulzinea vom Theater nur fünfzig Franken monatlich hat, so ist sie doch dank einem alten Seidenhändler namens Cardot, der ihr fünfhundert Franken im Monat gibt, noch leidlich versehen." „Ja, aber . . .!" sagte der eifersüchtige Philipp. „Bah!" erwiderte Giroudeau, „die wahre Liebe ist blind."

Nach dem Theater führte Giroudeau Philipp zu Fräulein Florentine, die in der Rue de Crussol, ganz nahe, wohnte. „Wir müssen uns gut halten," sagte Giroudeau zu ihm. „Florentine hat ihre Mutter bei sich; du begreifst, ich habe nicht die Mittel, ihr etwas zu bezahlen, und die gute Frau ist ihre wirkliche Mutter. Sie ist Portiersfrau gewesen, aber

sie ist nicht dumm und heißt Cabirolle; nenne sie Gnädige Frau, sie legt Wert darauf."

Florentine hatte an jenem Abend eine Freundin bei sich, eine gewisse Marie Godeschal, die schön war wie ein Engel und kalt wie eine Tänzerin; zudem war sie eine Schülerin des berühmten Vestris, der ihr im Tanz die höchste Zukunft geweissagt hatte. Fräulein Godeschal, die damals unter dem Namen Mariette im Panorama Dramatique debütieren wollte, rechnete auf die Gönnerschaft eines Kammerherrn, dem Vestris sie seit langem vorstellen sollte. Vestris, der um diese Zeit noch rüstig war, fand, seine Schülerin sei noch nicht genügend ausgebildet. Die ehrgeizige Marie Godeschal machte ihr Pseudonym Mariette berühmt; doch war ihr Ehrgeiz im übrigen ein sehr löblicher. Sie hatte einen Bruder, der bei Derville Schreiber war. Als Waisen und Unglückliche, die sich jedoch sehr liebten, hatten Bruder und Schwester das Leben kennen gelernt, wie es in Paris ist: der Bruder wollte Advokat werden, um seiner Schwester zu helfen, und er lebte von täglich zehn Sous; die Schwester hatte kühl beschlossen, Tänzerin zu werden und sowohl ihre Schönheit wie ihre Beine auszunutzen, um ihrem Bruder eine Notarstelle kaufen zu können. Außerhalb ihrer Empfindungen füreinander, außerhalb ihrer Interessen und ihres gemeinsamen Lebens war für sie wie einst für die Römer und die Hebräer alles barbarisch, fremd und feindlich. Diese schöne Freundschaft, die nichts stören sollte, machte denen, die Mariette genau kannten, ihr Wesen erklärlich. Bruder und Schwester wohnten im achten Stockwerk eines Hauses der Rue Vieille du Temple. Mariette hatte mit zehn Jahren ihr Studium begonnen und zählte damals sechzehn Lenze. Aber infolge des Mangels einiger kleinen Toilettekünste wurde ihre trippelnde Schönheit, die unter einem Schal aus Kaninchenfell versteckt war, auf eisenbeschlagenen Schuhen ging, sich in Kattun kleidete

und keine Pflege kannte, nur von jenen Parisern erraten, die sich der Jagd auf Grisetten und der Verfolgung unglücklicher Schönheiten widmen. Philipp verliebte sich in Mariette. Mariette sah in Philipp den Kommandanten der Gardedragoner, den Adjutanten des Kaisers, den jungen Mann von siebenundzwanzig Jahren und das Vergnügen, sich Florentine durch die offenbare Überlegenheit Philipps über Giroudeau gleichfalls überlegen zu zeigen. Florentine und Giroudeau drängten Mariette — er, um das Glück seines Kameraden zu machen, sie, um ihrer Freundin einen Beschützer zu geben —, daß sie eine ‚wilde Ehe' gründen sollten. Dieser Ausdruck entspricht etwa dem von einer ‚morganatischen Ehe', den Könige und Königinnen anwenden. Als sie gingen, vertraute Philipp Giroudeau sein ganzes Elend an; aber der alte Wüstling beruhigte ihn sehr.

„Ich werde mit meinem Neffen Finot über dich reden," sagte Giroudeau. „Siehst du, Philipp, die Herrschaft der Zivilisten und der Phrasen ist gekommen; fügen wir uns. Heute macht das Tintenfaß alles. Die Tinte tritt an die Stelle des Pulvers, das Wort ersetzt die Kugel. Schließlich sind diese kleinen Kröten von Redakteuren recht erfinderisch, und es sind ganz gute Jungen. Suche mich morgen in der Redaktion auf, ich werde meinem Neffen vorher ein paar Worte über deine Lage sagen. In kurzer Zeit wirst du bei irgendeinem Blatt eine Stellung haben. Mariette, die dich augenblicklich nimmt, darüber täusche dich nicht, weil sie nichts hat, weder ein Engagement noch auch die Aussicht auf ein Debüt, und der ich gesagt habe, du würdest wie ich bei einem Blatt eintreten, Mariette wird dir beweisen, daß sie dich um deiner selbst willen liebt, und du wirst es ihr glauben! Mache es wie ich: laß sie Choristin bleiben, solange du nur kannst! Ich war so verliebt, daß ich Finot bat, ein Debüt für Florentine zu verlangen, sobald

sie tanzen wollte; aber mein Neffe sagte mir: ‚Sie hat Talent, nicht wahr? Nun, an dem Tage, an dem sie getanzt hat, wird sie dir den Laufpaß geben.‘ Oh! Das ist der ganze Finot. Du wirst einen geweckten Burschen kennen lernen.“

Am folgenden Tage fand Philipp sich gegen vier Uhr in einem kleinen Zwischenstock der Rue du Sentier ein, wo er Giroudeau wie ein wildes Tier in eine Art Hühnerstall mit einem Katzenloch eingesperrt fand; der Raum enthielt einen kleinen Ofen, einen kleinen Tisch, zwei kleine Stühle und ein paar kleine Holzscheite. Dieser Pomp trug die Aufschrift ‚Abonnementsbureau‘, die in schwarzen Lettern auf der Tür stand, und eine zweite: ‚Kasse‘, die, mit der Hand geschrieben, über dem Gitter befestigt war. An der Wand, die dem Sitz des Hauptmanns gegenüber lag, zog sich eine Bank hin, auf der ein einarmiger Invalide, den Giroudeau vermutlich wegen seiner ägyptischen Gesichtsfarbe ‚die Koloquinte‘ nannte, sein Frühstück aß.

„Hübsch!“ sagte Philipp, als er dies Zimmer prüfend betrachtete. „Was machst du da? Du, der an dem Angriff des armen Obersten Chabert bei Eylau teil genommen hat? In des Henkers Namen! In drei Teufels Namen! Hohe Offiziere!...“ „Na ja! Bum, bum! Ein hoher Offizier, der Zeitungsquittungen ausstellt,“ entgegnete Giroudeau, indem er sich sein schwarzseidenes Käppchen zurecht rückte. „Und obendrein bin ich verantwortlicher Herausgeber der Possen da,“ fuhr er fort, indem er auf das Blatt zeigte. „Und ich, der ich in Ägypten mit war, ich gehe jetzt aufs Stempelamt,“ sagte der Invalide. „Ruhe, Koloquinte!“ entgegnete Giroudeau; „du stehst vor einem Helden, der in der Schlacht von Montmirail die Befehle des Kaisers überbracht hat.“ „Melde mich zur Stelle!“ sagte Koloquinte; „da habe ich den Arm verloren, der mir fehlt.“ „Koloquinte, hüte den Laden, ich gehe zu meinem Neffen.“

Die beiden ehemaligen Offiziere stiegen in den vierten Stock hinauf, in eine Mansarde am hinteren Ende eines Ganges, wo sie einen jungen Mann mit blassem, kaltem Blick auf einem Sofa liegend fanden. Der Zivilist ließ sich nicht stören, während er seinem Onkel und dem Freund seines Onkels Zigarren anbot. „Mein Freund," sagte Giroudeau sanft und demütig, „dies ist der tapfere Schwadronschef der kaiserlichen Garde, von dem ich dir gesprochen habe." „Und?" entgegnete Finot, indem er Philipp, der vor dem Diplomaten der Presse gleich Giroudeau seine ganze Energie verlor, mit den Blicken maß. „Mein liebes Kind," sagte Giroudeau, der den Onkel zu spielen versuchte, „der Oberst kommt aus Texas zurück." „Ah, Sie sind auf Texas hereingefallen, auf die Freistätte? Aber Sie waren doch noch ein wenig jung, um ‚Soldat als Landwirt' zu werden." Die Bitterkeit dieses Scherzes können nur die verstehen, die sich der Sintflut von Kupferstichen, Windschirmen, Uhren, Bronzen und Gipsabgüssen erinnern, die der Gedanke des ‚Soldaten als Landwirt' zur Folge hatte, jenes große Sinnbild von Napoleons und seiner Helden Schicksal, das schließlich mehrere Operetten hervorbrachte. Dieser Gedanke hat mindestens eine Million abgeworfen. Noch heute findet man ‚Soldaten als Landwirte' in der tiefsten Provinz auf den Tapeten. Wenn dieser junge Mann nicht Giroudeaus Neffe gewesen wäre, so hätte Philipp ihm ein paar Ohrfeigen gegeben. „Ja, ich bin darauf hereingefallen; ich habe zwölftausend Franken und meine Zeit dabei verloren," erwiderte Philipp, indem er versuchte, durch eine Grimasse ein Lächeln anzudeuten. „Und Sie lieben den Kaiser immer noch?" fragte Finot. „Er ist mein Gott," versetzte Philipp. „Sie sind liberal?" „Ich werde stets zu der konstitutionellen Opposition gehören. O, Foy! O, Manuel! O, Laffitte! Das sind Männer! Sie werden uns von diesen Elenden befreien, die im Ge-

folge des Auslands zurückgekehrt sind!" „Nun," entgegnete Finot kühl, „es gilt, aus Ihrem Unglück Nutzen zu ziehen, denn Sie sind ein Opfer der Liberalen, mein Lieber! Bleiben Sie liberal, wenn Sie an Ihrer Meinung hängen; aber drohen Sie den Liberalen, die Dummheiten in Texas zu enthüllen. Sie haben keine zwei Heller von der nationalen Subskription erhalten, nicht wahr? Nun, da sind Sie ja in der herrlichsten Lage; verlangen Sie Rechenschaft über die Subskription. Ich will Ihnen sagen, was geschehen wird: es wird unter den Auspizien der Abgeordneten der Linken ein neues Oppositionsblatt gegründet; Sie werden mit einem Gehalt von tausend Talern Kassierer: eine ewige Stellung. Es genügt, wenn Sie sich zwanzigtausend Franken Kaution verschaffen; treiben Sie die auf, und Sie sollen in acht Tagen untergebracht sein. Ich werde den Rat geben, daß man sich Ihrer entledigt, indem man Ihnen die Stellung anbieten läßt; aber schreien Sie, und schreien Sie laut!"

Giroudeau ließ Philipp, der sich in Danksagungen ergoß, ein paar Stufen hinabsteigen und sagte zu seinem Neffen: „Nun, du bist mir ein sauberer Kerl! Mich hältst du hier auf zwölfhundert Franken . . ." „Das Blatt bleibt kein Jahr mehr am Leben," gab Finot zur Antwort. „Ich habe etwas Besseres für dich."

„Donnerwetter!" sagte Philipp zu Giroudeau, „dein Neffe ist kein Dummkopf! Daran hatte ich noch gar nicht gedacht, Nutzen aus meiner Lage zu ziehen, wie er sagt."

Abends schimpfte der Oberst Philipp im Café Lemblin, im Café Minerva gegen die liberale Partei, die Subskriptionen ausschrieb, die einen nach Texas schickte, die heuchlerisch von dem ‚Soldaten als Landwirt' redete und die die Helden ohne Hilfsmittel im Elend sitzen ließ, nachdem sie ihnen zwanzigtausend Franken aufgegessen und sie zwei Jahre lang spazieren geführt hatte. „Ich

werde Rechenschaft verlangen über die Subskription für die Freistätte," sagte er zu einem der Stammgäste des Café Minerva, der es den Journalisten der Linken wieder erzählte.

Philipp ging nicht nach Hause in die Rue Mazarine: er ging zu Mariette, um ihr die Nachricht zu bringen, daß er künftig an einem Blatt mitarbeiten würde, das zehntausend Abonnenten haben sollte und in dem ihre Bestrebungen als Tänzerin eine warme Stütze finden würden. Agathe und die Descoings erwarteten Philipp in Todesängsten, denn der Herzog von Berri war eben ermordet worden. Der Oberst kam am folgenden Morgen einige Minuten nach dem Frühstück. Als seine Mutter ihm von der Unruhe sprach, in die sein Ausbleiben sie gestürzt hatte, geriet er in Zorn und fragte, ob er großjährig sei. „Zum Teufel! Ich bringe euch eine gute Nachricht, und ihr seht aus wie die Leichengerüste. Der Herzog von Berri ist tot? Nun, um so besser! Das ist einer weniger. Ich aber werde Kassierer bei einem Blatt mit tausend Talern Gehalt, und damit seid ihr aus der Verlegenheit, soweit ich in Frage komme." „Ist es möglich?" rief Agathe. „Ja, wenn ihr mir zwanzigtausend Franken Kaution geben könnt; es ist nichts weiter nötig, als daß ihr eure Staatspapiere deponiert; eure Zinsen werdet ihr trotzdem erheben."

Die beiden Witwen, die sich seit mehr als zwei Monaten abquälten, um herauszubekommen, was Philipp trieb und wo und wie man ihm eine Stellung verschaffen könnte, waren in dieser Aussicht so glücklich gewesen, daß sie gar nicht mehr an die verschiedenen Katastrophen des Augenblicks dachten. Abends waren der alte Du Bruel, der hinsterbende Claparon und der unbeugsame Desroches-Vater einstimmig: alle rieten der Witwe, ihrem Sohn die Kaution zu stellen. Das Blatt, das glücklicherweise vor der Ermordung des Herzogs von Berri gegründet worden war,

entging dem Schlag, der jetzt von Herrn Decazes gegen die Presse geführt wurde. Die Staatspapiere der Witwe Bridau wurden für die Kaution Philipps, der zum Kassierer ernannt worden war, verpfändet. Dieser gute Sohn versprach den beiden Witwen auf der Stelle, ihnen für Zimmer und Verpflegung monatlich hundert Franken zu zahlen, und man nannte ihn das beste aller Kinder. Alle, die Schlimmes über ihn prophezeit hatten, wünschten Agathe Glück. „Wir hatten ihn falsch beurteilt,“ sagten sie.

Der arme Joseph versuchte, um nicht hinter seinem Bruder zurückzubleiben, für sich selber zu sorgen, und es gelang ihm. Drei Monate darauf hatte der Oberst, der für vier aß und trank, der den Leckeren spielte und die beiden Witwen unter dem Vorwand seines Kostgelds zu höheren Aufwendungen für die Tafel fortriß, noch keinen Heller gezahlt. Aus Zartgefühl wollte ihn weder seine Mutter noch die Descoings an sein Versprechen erinnern. Das Jahr verstrich, ohne daß auch nur ein einziges jener Geldstücke, die Léon Gozlan so kräftig einen Tiger mit fünf Klauen genannt hat, aus Philipps Tasche in den Haushalt geflossen wäre. Freilich hatte der Oberst in dieser Hinsicht sein Gewissen beruhigt: er nahm das Diner nur noch selten im Hause. „Endlich ist er glücklich,“ sagte seine Mutter; „er ist ruhig, er hat eine Stellung!“

Mit Hilfe des Einflusses, den das von Vernou, einem der Freunde Bixious, Finots und Giroudeaus, redigierte Feuilleton ausübte, konnte Mariette ihr Debüt feiern, und zwar nicht im Panorama Dramatique, sondern in der Porte-Saint-Martin, wo sie neben der Bégrand Erfolg hatte. Unter den Direktoren dieses Theaters befand sich damals ein reicher und wählerischer General, der in eine Schauspielerin verliebt und um ihretwillen zum Impresario geworden war. In Paris trifft man immer Leute, die in Schauspielerinnen, Tänzerinnen oder Sängerinnen verliebt

sind und aus Liebe zu Theaterdirektoren werden. Dieser General kannte Philipp und Giroudeau. Mit Hilfe von Finots kleinem Blatt und Philipps Zeitung war Mariettes Debüt unter den drei Offizieren um so schneller ins reine gebracht, als allem Anschein nach die Leidenschaften sich in ihren Torheiten solidarisch fühlen. Der boshafte Bixiou teilte bald darauf seiner Großmutter und der frommen Agathe mit, daß der Kassierer Philipp, der Held der Helden, Mariette liebte, die berühmte Tänzerin der Porte-Saint-Martin. Diese alte Neuigkeit war für die beiden Witwen ein Blitzschlag: zunächst sah Agathe auf Grund ihrer religiösen Empfindungen die Damen vom Theater als Höllenfackeln an; und ferner schien es ihnen beiden, als lebten diese Damen nur von Gold, als tränken sie Perlen und als richteten sie das größte Vermögen zugrunde. „Ach," sagte Joseph zu seiner Mutter, „glaubt ihr denn, mein Bruder wäre dumm genug, seiner Mariette Geld zu geben? Solche Damen richten nur die Reichen zugrunde." „Man spricht schon davon, Mariette an der Oper zu engagieren," sagte Bixiou. „Aber haben Sie keine Angst, Frau Bridau, in der Porte-Saint-Martin zeigt sich das diplomatische Korps, und dies schöne Mädchen wird nicht lange bei Ihrem Sohn bleiben. Man spricht schon davon, daß ein Gesandter wahnsinnig in Mariette verliebt sei. Noch eine Nachricht! Der alte Claparon ist tot; er wird morgen begraben, und sein Sohn, der Bankier geworden ist und sich auf Gold und Silber wälzt, hat ein Begräbnis der untersten Klasse bestellt. Es fehlt diesem Burschen an Erziehung. In China geht es nicht so zu."

Philipp bot in einem habgierigen Gedanken der Tänzerin die Ehe an; aber am Tage, ehe sie in die Oper eintrat, wies Fräulein Godeschal ihn ab, sei es, daß sie die Absichten des Obersten erriet, sei es, daß sie begriff, wie nötig ihr die Unabhängigkeit war, wenn sie ihr Glück machen wollte.

Während der letzten Zeit dieses Jahres besuchte Philipp seine Mutter höchstens zweimal im Monat. Wo war er? An seiner Kasse, im Theater oder bei Mariette? In die Familie der Rue Mazarine drang keinerlei Aufklärung über seinen Lebenswandel. Giraudeau, Finot, Bixiou, Vernou, Lousteau sahen, daß er ein Leben der Genüsse führte. Philipp war bei jeder Gesellschaft Tullias, einer der ersten Persönlichkeiten der Oper, Florentines, die in der Porte-Saint-Martin an Mariettes Stelle trat, Florines und Matifats, Coralies und Camusots. Von vier Uhr an, dem Zeitpunkt, in dem er seine Kasse verließ, amüsierte er sich bis Mitternacht; denn stets hatte man am Tage zuvor eine Gesellschaft verabredet, oder irgend jemand gab ein gutes Diner oder einen Spielabend oder ein Souper. Philipp lebte damals wie in seinem Element. Dieser Karneval, der achtzehn Monate dauerte, lief nicht ohne Sorgen ab. Die schöne Mariette unterwarf sich zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Oper, im Januar 1821, einen der glänzendsten Herzöge am Hofe Ludwigs XVIII. Philipp versuchte, gegen den Herzog anzukämpfen; aber trotz einigen Glücks im Spiel zwang ihn im April bei der Abonnementserneuerung seine Leidenschaft, aus der Kasse des Blatts zu schöpfen. Im Mai schuldete er schon elftausend Franken, und in diesem verhängnisvollen Monat brach Mariette nach London auf, um dort während der Zeit, in der man den provisorischen Saal der Oper im Hotel Choiseul, Rue le Peletier, erbaute, die Lords auszubeuten. Der unglückliche Philipp war, wie es so geht, dahin gekommen, daß er Mariette trotz ihrer offenkundigen Untreue liebte; aber sie hatte in diesem Burschen stets nur einen brutalen und geistlosen Militär gesehen, eine erste Stufe, auf der sie nicht lange stehen bleiben wollte. Und da sie schon den Augenblick kommen sah, in dem Philipp kein Geld mehr haben würde, so hatte sich diese Tänzerin auch im Journalismus bereits Stützen zu

erobern gewußt, die ihr Philipp entbehrlich machten; nichtsdestoweniger aber empfand sie ihm gegenüber jene Dankbarkeit, die diese Art von Damen dem zu bewahren pflegen, der ihnen sozusagen als erster die Schwierigkeiten der furchtbaren Laufbahn des Theaters geebnet hat.

Unter dem Zwang, seine grausame Geliebte nach London ziehen zu lassen, ohne ihr folgen zu können, bezog Philipp, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, von neuem sein Winterquartier und kehrte in die Mansarde der Rue Mazarine zurück. Er stellte dort, wenn er zu Bett ging und wenn er aufstand, düstere Betrachtungen an; er fühlte innerlich, wie unmöglich es ihm war, anders zu leben, als er seit einem Jahre gelebt hatte. Der Luxus, der bei Mariette herrschte, die Diners und Soupers, die in den Kulissen verbrachten Abende, der Schwung der geistvollen Leute und der Journalisten, der Lärm, den man gewissermaßen um ihn machte, alles, was im Gefolge dieser Dinge seinen Sinnen und seiner Eitelkeit schmeichelte: jenes Leben, das sich nirgendwo findet außer in Paris und das jeden Tag etwas Neues bietet: dieses Leben war ihm zu einer Notwendigkeit geworden wie sein Tabak und die kleinen Gläschen. Er erkannte denn auch, daß er ohne beständige Genüsse nicht leben konnte. Der Gedanke an den Selbstmord flog ihm durch den Kopf, nicht etwa, weil man das Defizit in seiner Kasse entdecken mußte, sondern weil es unmöglich war, mit Mariette und in der Atmosphäre der Genüsse zu leben, in der er sich seit einem Jahre gefiel. Ganz erfüllt von diesen düsteren Gedanken kam er zum erstenmal in das Atelier seines Bruders, den er in blauer Bluse bei der Arbeit fand: er kopierte für einen Händler ein Gemälde. „So also werden Bilder gemacht?“ sagte Philipp, um zur Sache zu kommen. „Nein,“ erwiderte Joseph; „aber so werden sie kopiert.“ „Wieviel bezahlt man dir dafür?“ „Ach, nie genug! Zweihundertundfünfzig Franken; aber ich studiere die Art der

Meister, ich lerne dabei, ich bekomme die Geheimnisse des Handwerks zu fassen. Da ist ein Bild von mir," sagte er, indem er mit dem Stil seines Pinsels auf eine Skizze zeigte, deren Farben noch feucht waren. „Und was steckst du jetzt im Jahr in die Tasche?" „Unglücklicherweise bin ich nur erst unter Malern bekannt. Schinner unterstützt mich; er soll mir im Schloß von Presles Arbeit verschaffen; ich gehe um den Oktober dorthin, um Arabesken zu malen, Umrahmungen, Ornamente, die der Graf von Sérizy sehr gut bezahlt. Mit dieser Feierabendarbeit, den Aufträgen der Händler, kann ich von jetzt an, die Unkosten abgerechnet, achtzehnhundert bis zweitausend Franken verdienen. Bah! Bei der nächsten Ausstellung reiche ich das Bild da ein; wenn es Anklang findet, so bin ich ein gemachter Mann: meine Freunde sind damit zufrieden." „Ich verstehe mich nicht darauf," sagte Philipp mit so sanfter Stimme, daß Joseph gezwungen war, ihn anzusehen. „Was hast du?" fragte der Künstler, da er sah, daß sein Bruder erblaßt war. „Ich wollte gern wissen, wielange du zu meinem Porträt brauchen würdest." „Oh! Wenn ich ununterbrochen arbeite und das Wetter hell ist, so bin ich in drei oder vier Tagen fertig." „Das ist zu lange; ich könnte dir nur den heutigen Tag geben. Meine arme Mutter liebt mich so sehr, daß ich ihr meine Züge lassen wollte. Reden wir nicht mehr davon." „Wie, gehst du denn noch einmal fort?" „Ich gehe fort, um nicht wiederzukommen," erwiderte Philipp in gespielt lustigem Ton. „Aber, Philipp! Mein Freund! Was hast du? Wenn es etwas Ernstes ist, ich bin ein Mann, ich bin kein Tropf; ich rüste mich für einen harten Kampf; und wenn es der Verschwiegenheit bedarf, ich habe sie." „Sicher?" „Auf meine Ehre!" „Du wirst niemandem in der Welt etwas sagen?" „Niemandem." „Nun, ich will mir eine Kugel vor den Kopf schießen." „Du! Willst du dich schlagen?" „Ich will mich töten."

„Und weshalb?“ „Ich habe elftausend Franken aus meiner Kasse genommen, und ich muß morgen die Abrechnung vorlegen, meine Kaution wird um die Hälfte vermindert sein, und unsere arme Mutter behält nicht mehr als sechshundert Franken Rente. Aber das ist nichts, ich könnte ihr später ein Vermögen zurückgeben: ich bin entehrt! Ich kann nicht in der Ehrlosigkeit leben.“ „Du wirst nicht entehrt sein, wenn du zurückerstattest, aber du wirst deine Stellung verlieren; dann bleiben dir nur noch die fünfhundert Franken durch dein Kreuz; von fünfhundert Franken kann man leben.“ „Adieu!“ versetzte Philipp, der rasch hinunterstieg und nichts hören wollte.

Joseph verließ sein Atelier und ging zum Frühstück zu seiner Mutter, aber Philipps Mitteilung hatte ihm den Appetit benommen. Er nahm die Descoings beiseite und teilte ihr die Schreckensnachricht mit. Die alte Frau stieß einen furchtbaren Schrei aus, ließ einen Milchtopf, den sie in der Hand hielt, zu Boden fallen und warf sich auf einen Stuhl. Agathe kam herbeigeeilt. In lauter Ausrufen, die einander folgten, wurde der Mutter die verhängnisvolle Wahrheit gestanden. „Er! Ehrvergessen! Ein Sohn Bridaus, und aus der anvertrauten Kasse nehmen!“ Die Witwe zitterte an allen Gliedern, ihre Augen wurden weit und starr, sie setzte sich und brach in Tränen aus. „Wo ist er?“ rief sie mitten im Schluchzen. „Vielleicht hat er sich in die Seine geworfen!“ „Du mußt nicht verzweifeln,“ sagte die Descoings, „weil der arme Junge eine schlechte Dame getroffen hat, für die er Torheiten begeht. Mein Gott! Das kommt so oft vor. Philipp hat bis zu seiner Rückkehr so viel Unglück gehabt, er hat so wenig Gelegenheit gehabt, glücklich zu sein und sich lieben zu lassen, daß man sich über seine Leidenschaft für dies Geschöpf nicht wundern darf. Alle Leidenschaften führen zu Fehltritten. Ich habe mir selbst in meinem Leben einen solchen Vorwurf zu machen, und

ich glaube doch, ich bin eine anständige Frau! Ein Fehltritt ist noch kein Laster! Und schließlich täuschen nur die sich nicht, die auch nichts tun!"

Agathe wurde so von ihrer Verzweiflung übermannt, daß die Descoings und Joseph sich gezwungen sahen, Philipps Fehltritt zu beschönigen, indem sie sagten, solche Dinge kämen in allen Familien vor. „Aber er ist achtundzwanzig Jahre alt," rief Agathe; „er ist kein Kind mehr!" Ein furchtbares Wort, das offenbart, wie sehr die arme Frau das Verhalten ihres Sohns empfand. „Liebe Mutter, ich versichere dir, er dachte nur an deinen Schmerz und daran, wie unrecht er dir tat," sagte Joseph. „O, mein Gott! Wenn er nur wiederkommt, wenn er nur lebt! Ich vergebe ihm alles!" rief die arme Mutter, vor deren Geist das furchtbare Bild stand, wie Philipp tot aus dem Wasser gezogen wurde.

Ein paar Minuten herrschte düsteres Schweigen. Der Tag verstrich unter den grausamsten Zweifeln. Alle drei stürzten beim geringsten Geräusch ans Fenster und überließen sich einer Fülle von Mutmaßungen. Während der Zeit, in der seine Familie so trostlos war, ordnete Philipp ruhig alles in seiner Kasse. Er war verwegen genug, die Abrechnung vorzulegen, indem er sagte, er habe aus Furcht vor einem Unfall die elftausend Franken zu Hause verwahrt. Um vier Uhr ging der Kauz, indem er der Kasse weitere fünfhundert Franken entnahm. Kaltblütig stieg er in den Spielsaal hinauf, in dem er nicht mehr gewesen war, seit er seine Stellung hatte, denn er sah wohl ein, daß ein Kassierer die Spielhäuser nicht besuchen darf. Es fehlte dem Burschen nicht an Berechnung. Sein späteres Verhalten wird übrigens zeigen, daß er mehr von seinem Großvater Rouget hatte als von seinem tugendhaften Vater. Vielleicht hätte er einen guten General abgegeben; aber in seinem Privatleben war er einer jener tiefen Bösewichter, die ihre Unternehmungen und bösen Handlungen hinter

I

der Schirmwand der Gesetzmäßigkeit und unter dem verschwiegenen Dach der Familie bergen. Philipp bewahrte vollkommen sein kaltes Blut bei diesem letzten Unternehmen. Er gewann zunächst und brachte es bis zu der Summe von sechstausend Franken; aber er ließ sich durch das Verlangen blenden, seine Ungewißheit auf einen Schlag zu beenden. Er verließ das Trente-et-Quarante, als er hörte, daß beim Roulette Schwarz sechzehnmal gewonnen hatte. Er ging hin und setzte fünftausend Franken auf Rot; und Schwarz kam zum siebzehntenmal heraus. Da legte der Oberst seinen Tausendfrankenschein auf Schwarz und gewann. Trotz dieser erstaunlichen Berechnung des Zufalls war sein Kopf ermüdet; und obgleich er es fühlte, wollte er weiter spielen; aber der erratende Sinn, auf den die Spieler lauschen und der ihnen nur in Blitzen leuchtet, war schon getrübt; es kam das zeitweise Versagen, das Verderben aller Spieler. Der Hellblick wirkt ebenso wie die Sonnenstrahlen nur durch die Starrheit der geraden Linie, er errät nur unter der Bedingung, daß er seinen Blick nicht unterbricht; er trübt sich durch das Hüpfen des Spielglücks. Philipp verlor alles. Nach so schweren Prüfungen bricht die sorgloseste wie die unerschrockenste Seele zusammen. Als er nach Hause kam, dachte also Philipp um so weniger an sein Versprechen, Selbstmord zu begehen, als er sich niemals hatte töten wollen. Er dachte weder an die verlorene Stellung noch an die angebrochene Kaution, noch an seine Mutter, noch an Mariette, den Anlaß seines Zusammenbruchs; er ging ganz mechanisch. Als er eintrat, sprangen ihm seine weinende Mutter, die Descoings und sein Bruder um den Hals, schlossen ihn in ihre Arme und zogen ihn freudig an den Kamin. „Sieh da," dachte er, „die Ankündigung hat ihre Wirkung getan."

Dieses Ungeheuer nahm jetzt eine um so passendere Miene an, als ihn die Sitzung beim Spiel von Grund aus

aufgeregt hatte. Als die arme Mutter ihren furchtbaren Benjamin blaß und abgespannt sah, kauerte sie sich zu seinen Knien hin, küßte ihm die Hände, legte sie sich aufs Herz und sah ihn lange mit tränenden Augen an. „Philipp," sagte sie mit erstickter Stimme, „versprich mir, dich nicht zu töten; wir wollen alles vergessen." Philipp blickte auf seinen gerührten Bruder und die Descoings, der die Tränen in den Augen standen; er sprach bei sich selber: „Es sind gute Menschen!" Und er nahm seine Mutter, hob sie auf, zog sie sich auf die Knie, drückte sie ans Herz und flüsterte ihr ins Ohr, indem er sie küßte: „Du gibst mir zum zweitenmal das Leben!"

Die Descoings fand ein Auskunftsmittel, um ein ausgezeichnetes Diner zu servieren, zu dem sie zwei Flaschen alten Weins und ein wenig Jamaika-Rum auftrug, einen Schatz, der noch ihrem einstigen Vorrat entstammte. „Agathe, du mußt ihm erlauben, seine Zigarren zu rauchen!" sagte sie beim Dessert, und sie bot Philipp Zigarren an. Die beiden armen Geschöpfe hatten gedacht, wenn sie dem Jungen seine ganze Behaglichkeit ließen, würde er das Haus lieb gewinnen und sich mehr daran halten; und beide versuchten, sich an den Tabakrauch zu gewöhnen, den sie verabscheuten. Dies ungeheure Opfer wurde von Philipp nicht einmal bemerkt.

Am folgenden Morgen war Agathe um zehn Jahre gealtert. Als ihre Unruhe sich einmal gelegt hatte, kam die Überlegung, und die arme Frau konnte während dieser schrecklichen Nacht kein Auge schließen. Sie hatte jetzt nur noch sechshundert Franken Rente. Wie alle dicken und leckeren Frauen wurde die Descoings, die von einem hartnäckigen Hustenkatarrh geplagt war, schwer; ihr Schritt hallte auf der Treppe, als schlüge man mit Holzscheiten darauf; sie konnte also jeden Augenblick sterben; mit ihr mußten viertausend Franken verschwinden. War

es nicht lächerlich, noch auf diese Hilfsquelle zu zählen? Was tun? Was sollte werden? Da Agathe entschlossen war, eher Kranke zu hüten als ihren Kindern zur Last zu fallen, so dachte sie nicht an sich. Aber was sollte aus Philipp werden, wenn er nur noch die fünfhundert Franken von seinem Kreuz als Offizier der Ehrenlegion besaß? In den letzten elf Jahren hatte die Descoings, die jedes Jahr ihre tausend Taler gab, ihre Schuld fast doppelt abgetragen, und immer noch opferte sie die Interessen ihres Enkels denen der Familie Bridau. Obgleich alle rechtschaffenen und strengen Grundsätze Agathes inmitten dieses schrecklichen Zusammenbruchs verletzt worden waren, so sagte sie sich doch: „Der arme Junge! Ist es seine Schuld? Er ist seinen Schwüren treu. Ich selbst habe unrecht daran getan, ihn nicht zu verheiraten. Hätte ich ihm eine Frau gesucht, so hätte er sich nicht an diese Tänzerin gehängt. Er hat eine so kräftige Konstitution! . . ."

Auch die alte Krämerin hatte während der Nacht darüber nachgedacht, wie man die Ehre der Familie retten könnte. Mit Tagesanbruch verließ sie das Bett und trat in das Zimmer ihrer Freundin. „Es ist weder an dir, noch an Philipp, diese heikle Sache in die Hand zu nehmen," sagte sie. „Wenn auch unsere beiden alten Freunde, Claparon und Du Bruel, tot sind, so bleibt uns doch noch der Vater Desroches, der ein gutes Urteil hat, und ich will heute morgen zu ihm gehen. Desroches wird sagen, Philipp sei das Opfer seines Vertrauens einem Freund gegenüber geworden; seine Schwäche in dieser Hinsicht mache ihn ganz ungeeignet, eine Kasse zu führen. Was heute geschehen sei, könne noch einmal vorkommen. Deshalb ziehe Philipp es vor, seinen Abschied zu nehmen, und er wird nicht entlassen."

Als Agathe durch diese Gefälligkeitslüge die Ehre ihres Sohns gedeckt sah, wenigstens in den Augen der Fremden, umarmte sie die Descoings, die ausging, um diese schreck-

liche Angelegenheit zu ordnen. Philipp hatte den Schlaf der Gerechten geschlafen. „Die Alte, die ist schlau!“ sagte er lächelnd, als Agathe ihrem Sohn mitteilte, weshalb das Frühstück eine Verzögerung erlitten hatte.

Der alte Desroches, der letzte Freund der armen Frauen, der sich trotz der Härte seines Charakters immer noch erinnerte, daß er Bridau seine Stellung verdankte, entledigte sich als vollendeter Diplomat der heiklen Mission, die die Descoings ihm anvertraute. Er kam zum Diner zu der Familie, um Agathe zu sagen, daß sie am folgenden Tage in die Rue Vivienne ins Schatzamt gehen müßte, wo sie die Überschreibung des verfallenen Teils der Rente zu unterzeichnen und den Rest der Papiere, der noch sechshundert Franken Rente darstellte, abzuheben habe. Der alte Beamte verließ das trostlose Haus erst, nachdem er es bei Philipp durchgesetzt hatte, daß er eine Bittschrift an den Kriegsminister unterschrieb, in der er bat, ihn wieder in die Truppenkörper des Heeres einzustellen. Desroches versprach den beiden Frauen, die Bittschrift in den Bureaus des Ministeriums zu verfolgen und den Triumph, den der Herzog bei der Tänzerin über Philipp davongetragen hatte, auszunutzen, um sich die Befürwortung durch diesen großen Herrn zu sichern. „Ehe noch drei Monate verstrichen sind, ist er Oberstleutnant im Regiment des Herzogs von Maufrigneuse, und Sie sind ihn los.“ Als Desroches ging, wurde er mit den Segenssprüchen der beiden Frauen und Josephs überschüttet. Das Blatt stellte, wie Finot vorausgesehen hatte, zwei Monate darauf sein Erscheinen ein. So hatte Philipps Fehltritt in der Welt keinerlei Folgen; aber Agathes Muttergefühl hatte die tiefste Wunde erhalten. Nachdem ihr Glaube an ihren Sohn einmal erschüttert war, lebte sie in beständigen Ängsten, in die sich nur eine gewisse Genugtuung mischte, wenn sie sah, daß ihre düsteren Befürchtungen sich nicht erfüllten.

Wenn Männer, die mit physischem Mut begabt, aber moralisch feige und unedel sind, wie Philipp es war, erlebt haben, daß nach einer Katastrophe, in der sich ihre Moral fast verloren hat, die Dinge wieder ihren natürlichen Lauf nehmen, so ist für sie diese Nachsicht der Familie und der Freunde eine Ermunterungsprämie. Sie rechnen auf die Straflosigkeit: ihr in die falsche Richtung gelenkter Geist, ihre befriedigten Leidenschaften treiben sie dazu, zu untersuchen, wie es ihnen gelungen ist, die sozialen Gesetze zu umgehen, und sie werden dann grauenhaft geschickt. Vierzehn Tage darauf nahm also Philipp, der wieder ein müßiger und gelangweilter Mensch geworden war, mit Naturnotwendigkeit sein Caféleben, seine von kleinen Gläschen verschönten Sitzungen, seine langen Billardpartien beim Punsch, sein nächtliches Spiel, bei dem er einen schwachen Einsatz daran wagte und einen kleinen Gewinn einsteckte, wie er für die Aufrechterhaltung seines ungeregelten Lebens genügte, wieder auf. Er sparte scheinbar, um seine Mutter und die Descoings besser täuschen zu können; er trug einen fast schmierigen Hut, der im Kopf und am Rand gleich abgeschabt war, geflickte Stiefel und einen schäbigen Überrock, auf dem seine Rosette kaum noch glänzte, denn sie war durch den langen Aufenthalt im Knopfloch dunkel geworden und von Likör- und Kaffeetropfen beschmutzt; seine grünlichen Handschuhe aus Wildleder trug er lange, und er legte seinen Satinkragen erst ab, wenn er aussah wie Filz. Mariette blieb die einzige Liebe dieses Junggesellen; daher verhärtete ihm denn auch der Verrat dieser Tänzerin sehr das Herz. Wenn er einmal durch Zufall unverhofften Gewinn einstrich, oder wenn er mit seinem alten Kameraden Giroudeau zu Nacht speiste, so wandte Philipp sich in einer Art brutaler Geringschätzung des ganzen weiblichen Geschlechts an die Venus der Straßen. Im übrigen lebte er regelmäßig, frühstückte und dinierte

zu Hause und kehrte Nacht für Nacht gegen ein Uhr heim. Drei Monate dieses furchtbaren Lebens gaben Agathe einige Zuversicht zurück. Was Joseph anging, so arbeitete er an dem prachtvollen Gemälde, dem er seinen Ruf verdankte: er lebte in seinem Atelier. Im Vertrauen auf ihren Enkel verschwendete die Descoings, die an Josephs Ruhm glaubte, alle mütterliche Sorgfalt an den Maler; sie trug ihm morgens das Frühstück hinauf, sie machte seine Besorgungen, sie putzte ihm die Stiefel. Der Maler zeigte sich kaum noch beim Diner, und seine Abende gehörten den Freunden aus seinem Kreise. Übrigens las er viel und erwarb sich jene gründliche und ernste Bildung, die man nur sich selbst verdanken kann und um die sich alle Leute von Talent zwischen ihrem zwanzigsten und dreißigsten Jahre bemühen. Agathe, die Joseph wenig sah und in bezug auf ihn ohne Sorgen war, lebte nur noch für Philipp, der ihr einzig die Zweifel behobener Ängste und beruhigter Schrecken bereitete, aus denen das Leben der Gefühle bis zu einem gewissen Grade besteht und die der Empfindung der Mutter ebenso nötig sind wie der Liebe. Desroches, der die Witwe seines einstigen Vorgesetzten und Freundes einmal in der Woche besuchte, machte ihr Hoffnungen: der Herzog von Maufrigneuse hätte Philipp für sein Regiment erbeten, der Kriegsminister ließe sich Bericht erstatten; und da Bridaus Name auf keiner Polizeiliste, in keinerlei Gerichtsakten stand, so müßte Philipp in den ersten Monaten des folgenden Jahres sein Dienstpatent und die Urkunde seiner Wiedereinstellung erhalten. Um diesen Erfolg zu erreichen, hatte Desroches all seine Bekannten in Bewegung gesetzt. Seine Erkundigungen auf der Polizeipräfektur ergaben, daß Philipp damals jeden Abend zum Spiel ging; und er hielt es für nötig, dieses Geheimnis wenigstens der Descoings anzuvertrauen, indem er sie bat, den künftigen Oberstleutnant zu überwachen, denn ein Ärgernis konnte alles verderben;

vorläufig würde der Kriegsminister noch nicht untersuchen, ob Philipp Spieler sei. Wenn er nur erst wieder unter den Fahnen stände, so würde er als Oberstleutnant eine Leidenschaft aufgeben, die nur seiner Tatenlosigkeit entspränge. Agathe, die abends niemanden mehr hatte, las am Kamin ihre Gebete, während die Descoings sich die Karten legte, sich ihre Träume deutete und die Regeln der Kabala für ihre Einsätze benutzte. Die hartnäckige Spielerin versäumte nie eine Ziehung: sie spielte ihre Terne weiter, die immer noch nicht herausgekommen war. Diese Terne war nun bald einundzwanzig Jahre alt und wurde großjährig, und die alte Spielerin setzte große Hoffnungen auf diesen kindlichen Umstand. Eine der Nummern war seit der Schöpfung der Lotterie in allen Rädern geblieben; daher setzte die Descoings hoch auf diese Nummer und auf alle Zusammenstellungen der drei Zahlen. Die unterste Matratze ihres Bettes diente der armen Alten für ihre Ersparnisse als Depot; sie trennte sie auf, tat das Goldstück, das sie ihren Bedürfnissen abgerungen hatte, sorgfältig in Papier gewickelt, hinein und nähte sie wieder zu. Bei der letzten Pariser Ziehung wollte sie ihre ganzen Ersparnisse an die Zusammenstellungen ihrer vielgeliebten Terne wagen. Diese so allgemein verurteilte Leidenschaft ist niemals studiert worden. Niemand hat in ihr das Opium des Elends gesehen. Entwickelte die Lotterie, die mächtigste Fee der Welt, nicht magische Hoffnungen? Die Drehung der Roulette, die den Spielern Goldmassen und Genüsse vorspiegelte, dauerte nur so lange wie ein Blitz. Wo wäre heute die soziale Macht, die einen Menschen für zwei Franken auf fünf Tage glücklich machen kann, indem sie einem in Gedanken alle Seligkeiten der Zivilisation gewährt? Der Tabak, eine tausendmal unmoralischere Steuer als das Spiel, richtet den Körper zugrunde, greift den Intellekt an und macht eine Nation stumpf, während die Lotterie nicht

das geringste Unheil dieser Art anrichtet. Diese Leidenschaft war übrigens gezwungen, sich sowohl nach dem Abstand zwischen den Ziehungen wie nach dem Rade zu richten, das jeder Spieler bevorzugte. Die Descoings spielte nur in dem Pariser Rad. In der Hoffnung, den Triumph dieser Terne zu erleben, die sie seit zwanzig Jahren spielte, hatte sie sich ungeheure Entbehrungen auferlegt, um in aller Freiheit bei der letzten Ziehung des Jahres ihren Einsatz machen zu können. Wenn sie kabalistische Träume hatte, denn nicht alle Träume stimmten zu den Zahlen der Lotterie, so ging sie zu Joseph und erzählte sie ihm, denn er war das einzige Wesen, der sie anhörte, nicht nur, ohne sie zu schelten, sondern, indem er ihr noch jene sanften Worte sagte, mit denen die Künstler den Wahnsinn des Geistes trösten. Alle großen Talente achten und begreifen wahre Leidenschaften; sie erklären sie sich und finden die Wurzeln zu ihnen in der eigenen Brust oder im Kopf. Joseph sagte sich: sein Bruder liebte den Tabak und die Liköre, seine alte Mama Descoings liebte die Ternen, seine Mutter liebte Gott, der junge Desroches liebte die Prozesse, der alte Desroches liebte das Angeln; jedermann, sagte er, liebte irgend etwas. Er selber liebte das Ideal der Schönheit in allem; er liebte Byrons Dichtungen, Géricaults Malerei, Rossinis Musik, Walter Scotts Romane. „Jeder hat seinen Geschmack, Mama," rief er aus. „Nur fackelt deine Terne etwas lange." „Sie wird herauskommen, und dann bist du reich, und ebenso mein kleiner Bixiou!" „Gib deinem Enkel nur alles," erwiderte Joseph. „Übrigens kannst du das halten, wie du willst." „Ach, wenn sie herauskommt, so habe ich für alle genug. Du sollst vor allem ein schönes Atelier bekommen, du sollst nicht mehr die italienische Oper entbehren müssen, um deine Modelle und deinen Farbenhändler bezahlen zu können. Weißt du, mein Kind," fügte sie hinzu, „daß du mir auf dem Bild da

nicht gerade eine schöne Rolle gibst!“ Aus Sparsamkeit hatte die Descoings Joseph für sein großes Gemälde stehen müssen, auf dem eine junge Kurtisane dargestellt war, die ein altes Weib zu einem venezianischen Senator führt. Dieses Bild, eins der Meisterwerke der modernen Malerei, das Gros selber für einen Tizian hielt, bereitete die jungen Künstler wunderbar darauf vor, Josephs Überlegenheit im Salon von 1823 zu erkennen und zu verkünden. „Wer dich kennt, der weiß auch, wer du bist,“ gab er lustig zur Antwort; „und weshalb solltest du dich um die kümmern, die dich nicht kennen?“

Seit etwa zehn Jahren hatte die Descoings die reifen Töne eines Reinetteapfels um Ostern angenommen. Ihre Runzeln hatten sich in die Fülle ihres Fleisches eingegraben, das kalt und weich geworden war. In ihren lebensvollen Augen schien ein noch junger und lebhafter Gedanke zu wachen, der um so eher für einen Gedanken der Begierde gelten konnte, als der Spieler stets etwas Begieriges hat. Ihr fleischiges Gesicht zeigte die Spuren einer tiefen Verstecktheit und eines auf dem Grunde des Herzens verborgenen Hintergedankens. Ihre Leidenschaft verlangte das Geheimnis. In den Bewegungen der Lippen verrieten sich Anzeichen der Naschhaftigkeit. Und wenn sie auch die rechtschaffene und ausgezeichnete Frau war, die man kennt, so konnte sich das Auge doch über sie täuschen. Sie gab also ein wundervolles Modell für die Alte ab, die Bridau malen wollte. Coralie, eine junge Schauspielerin von wundervoller Schönheit, die in der Blüte ihrer Jahre starb, die Geliebte eines jungen Dichters, der mit Bridau befreundet war, Lucien de Rubemprés, hatte ihm den Gedanken an dies Gemälde eingegeben. Man hat dieser schönen Leinwand den Vorwurf gemacht, sie sei nur ein Bild im Stil alter Meister, obwohl sie eine glänzende Inszenierung dreier Bildnisse enthielt. Michel Chrestien, einer der jungen Leute des

Kreises, hatte seinen Republikanerkopf für den Senatoren hergegeben, und Joseph hatte ihm einige Töne der Reife hinzugefügt, ebenso wie er den Ausdruck im Gesicht der Descoings unterstrich. Dieses große Gemälde, das so viel Aufsehen erregen und Joseph so viel Haß, Eifersucht und Bewunderung eintragen sollte, war skizziert; aber unter dem Zwang, die Ausführung zugunsten bestellter Arbeit zu unterbrechen, um leben zu können, kopierte er die Bilder der alten Meister, indem er sich in ihr Verfahren vertiefte; dadurch wurde denn auch sein Pinsel zu einem der vielseitigsten. Sein gesunder Künstlerverstand hatte ihm den Gedanken eingegeben, der Descoings und seiner Mutter zu verbergen, daß der Verdienst, den er zu ernten begann, immerfort wuchs; denn er erkannte bei der einen den Keim des Ruins in Philipp, bei der anderen in der Lotterie. Die Kaltblütigkeit, die der Soldat in seiner Katastrophe entfaltete, die unter dem Spiel mit dem Selbstmord verborgene Berechnung, die Joseph erkannte, der Gedanke an die Fehltritte in einer Karriere, die er nie hätte aufgeben dürfen, kurz, die geringsten Einzelheiten im Verhalten seines Bruders hatten schließlich Joseph die Augen geöffnet. Ein solcher Scharfblick fehlt den Malern selten; da sie den ganzen Tag hindurch in der Stille ihres Ateliers mit Arbeiten beschäftigt sind, die den Geist bis zu einem gewissen Grade frei lassen, so ähneln sie ein wenig den Frauen: ihr Gedanke kann die kleinen Tatsachen des Lebens umschweben und ihren verborgenen Sinn durchdringen. Joseph hatte sich eine jener prachtvollen Truhen gekauft, wie sie die Mode damals nicht kannte, um einen Winkel seines Ateliers damit zu schmücken; dorthin fiel das Licht, das in den Schnitzereien flimmerte und diesem Meisterstück der Handwerker des sechzehnten Jahrhunderts seinen ganzen Glanz gab. Er entdeckte ein Geheimfach darin, und dort sammelte er einen kleinen Schatz für Fälle der Not. Mit

der allen echten Künstlern natürlichen Arglosigkeit tat er in der Regel das Geld, das er für seine Monatsausgabe bestimmte, in einen Totenkopf, der auf einem der Kästen der Truhe stand. Seit sein Bruder wieder in die Wohnung zurückgekehrt war, zeigte sich ein ständiger Mißklang zwischen der Ziffer seiner Ausgaben und dieser Summe. Die monatlichen hundert Franken verschwanden mit unglaublicher Geschwindigkeit. Als er nach einer Ausgabe von höchstens vierzig bis fünfzig Franken nichts mehr vorfand, sagte er sich das erstemal: „Es scheint, mein Geld hat Extrapost genommen!" Das zweitemal begann er auf seine Ausgaben zu achten; aber wenn er auch noch so viel rechnete, wie Robert Macaire: sechzehn und fünf macht dreiundzwanzig, er fand sich nicht mehr aus. Als er sich das drittemal auf einem noch größeren Irrtum ertappte, sprach er der alten Descoings von dieser peinlichen Sache, denn er fühlte, daß sie ihn mit jener mütterlichen, zärtlichen, vertrauenden, leichtgläubigen und begeisterten Liebe liebte, die seiner wirklichen Mutter, so gut sie war, fehlte, und die doch dem Künstler in seinen Anfängen genau so not tut wie die Pflege der Henne den Kücken, bevor sie ihre Federn haben. Nur ihr konnte er seinen furchtbaren Verdacht anvertrauen. Seiner Freunde war er wie seiner selber sicher, und auch die Descoings nahm ihm gewiß nichts, um es in die Lotterie zu tragen; als er daher der armen Frau seine Gedanken aussprach, rang sie die Hände: nur Philipp also konnte diesen kleinen häuslichen Diebstahl begehen.

„Weshalb bittet er mich nicht um das, was er braucht?" rief Joseph, indem er Farbe von seiner Palette nahm und alle Töne verschmierte, ohne daß er es merkte. „Würde ich ihm Geld abschlagen?" „Aber das ist Raub an einem Kinde!" rief die Descoings, deren Gesicht den tiefsten Abscheu ausdrückte. „Nein," erwiderte Joseph; „er kann

es tun, er ist mein Bruder, mein Geldbeutel ist auch der seine; aber er müßte es mir sagen.“ „Lege heute morgen eine bestimmte Summe in kleinem Geld hinein und rühre es nicht an,“ sagte die Descoings; „ich werde aufpassen, wer dein Atelier betritt; und wenn nur er da gewesen ist, so hast du Gewißheit.“

Am folgenden Tage erhielt Joseph auf diese Weise den Beweis für die gewaltsamen Anleihen, die sein Bruder bei ihm machte. Philipp trat ins Atelier, wenn Joseph nicht dort war, und nahm sich die kleinen Summen, die ihm fehlten. Der Künstler zitterte für seinen kleinen Schatz. „Warte, warte! Ich werde dich zwicken, mein Bürschchen!“ sagte er lachend zu der Descoings. „Und daran tust du recht; wir müssen ihn bessern, denn auch ich finde manchmal in meiner Börse ein Defizit. Aber der arme Junge braucht Tabak, er ist daran gewöhnt.“ „Der arme Junge! Der arme Junge!“ rief der Künstler. „Ich bin ein wenig der Meinung Fulgences und Bixious: Philipp zieht uns beständig an den Beinen; bald mengt er sich in Verschwörungen, und man muß ihn nach Amerika schicken, wo er dann unsere arme Mutter zwölftausend Franken kostet; er kann in den Wäldern der Neuen Welt nichts finden, und seine Heimkehr kostet ebensoviel wie die Hinreise. Unter dem Vorwand, einem General zwei Worte Napoleons wiederholt zu haben, hält Philipp sich für einen großen Offizier und für verpflichtet, den Bourbonen eine Grimasse zu schneiden; inzwischen amüsiert er sich, er reist, er sieht etwas von der Welt. Ich falle nicht mehr auf den Leim seines Unglücks herein; er sieht mir ganz danach aus, als fühle er sich überall wunderbar wohl! Man verschafft meinem Bürschchen eine ausgezeichnete Stellung, er führt mit einem Mädchen von der Oper ein Sardanapalsleben, bestiehlt die Kasse einer Zeitung und kostet unsere arme Mutter noch einmal zwölftausend Franken. Ich natürlich

schere mich den Teufel darum. Aber er bringt die arme Frau aufs Stroh. Er sieht mich als ein Nichts an, weil ich nicht bei den Gardedragonern gestanden habe! Und ich werde doch vielleicht diese gute, liebe Mutter auf ihre alten Tage unterhalten müssen, während dieser Haudegen, wenn er so fortfährt, ich weiß nicht wie enden wird. Bixiou hat einmal zu mir gesagt: ‚Dein Bruder ist mir ein durchtriebener Possenspieler!‘ Ja, dein Enkel hat recht: Philipp wird uns noch einen Schabernack spielen, bei dem die Ehre der Familie draufgeht. Dann muß man wieder zehn- bis zwölftausend Franken auftreiben! Er spielt jeden Abend, er läßt, wenn er betrunken wie ein Johanniter nach Hause kommt, punktierte Karten auf die Treppe fallen, auf denen er sich die Wechselfälle des Rouge-et-Noire markiert hat. Vater Desroches müht sich ab, Philipp wieder ins Heer zu bringen, und auf meine Ehre, ich glaube, er wäre in Verzweiflung, wenn er wieder dienen müßte. Hättest du geglaubt, daß ein Junge, der so schöne, so klare blaue Augen hat und aussieht wie ein Ritter Bayard, zum Gauner werden könnte?“

Trotz der Kaltblütigkeit und Vorsicht, mit der Philipp abends seine Summen spielte, war er bisweilen, was die Spieler ‚ausverkauft‘ nennen. Durch das unwiderstehliche Verlangen getrieben, wenigstens den geringsten Einsatz, zehn Franken, für den Abend zu haben, plünderte er dann im Hause die Kasse seines Bruders, die der Descoings, die sie herumliegen ließ, oder die Agathes. Einmal hatte die arme Mutter schon in ihrem ersten Schlaf eine furchtbare Vision gehabt: Philipp war in ihr Zimmer getreten und hatte aus den Taschen ihres Kleides alles Geld genommen, das darin war. Agathe hatte getan, als schliefe sie; aber den Rest der Nacht hindurch hatte sie geweint. Sie sah klar. „Ein Fehltritt ist noch kein Laster,“ hatte die Descoings gesagt; aber nach den beständigen Rückfällen zeigte

sich das Laster. Agathe konnte nicht mehr daran zweifeln: ihr geliebtester Sohn besaß weder Feingefühl noch Ehre. Am Tage nach dieser furchtbaren Vision hatte sie ihn in ihr Zimmer gezogen, um ihn in flehentlichem Ton zu bitten, daß er fordern möchte, was er an Geld nötig hätte. Hinfort wiederholten sich die Forderungen so oft, daß Agathe seit vierzehn Tagen ihre ganzen Ersparnisse erschöpft sah. Sie hatte keinen Heller mehr und dachte daran, zu arbeiten; sie hatte seit mehreren Abenden mit der Descoings die Mittel erörtert, durch ihre Arbeit Geld zu verdienen. Schon war die arme Mutter in den „Familienvater" gegangen, um zu bitten, daß man ihr Stickereien zum Ausbessern gäbe, eine Arbeit, die etwa einen Franken im Tage abwirft. Trotz der tiefen Verschwiegenheit ihrer Nichte hatte die Descoings den Grund dieses Verlangens, durch weibliche Arbeit Geld zu verdienen, gleich erraten. Die Wandlungen in Agathes Zügen waren übrigens beredt genug: ihr frisches Gesicht wurde trocken, die Haut legte sich eng an die Schläfen und Backen, ihre Stirn bekam Runzeln, und ihre Augen verloren ihre Klarheit; offenbar zehrte ein inneres Feuer an ihr, sie weinte während der Nacht; aber was sie am meisten verzehrte, das war die Notwendigkeit, ihre Schmerzen, Leiden und Befürchtungen zu verschweigen. Sie schlief nie mehr ein, bevor Philipp nach Hause gekommen war; sie wartete, bis sie ihn auf der Straße hörte. Sie hatte die Wandlungen seiner Stimme, seines Schritts studiert, die Sprache seines Stocks, der übers Pflaster schleifte: nichts blieb ihr verborgen; sie erkannte, bis auf welchen Grad Philipps Trunkenheit gestiegen war; sie zitterte, wenn sie ihn auf der Treppe stolpern hörte. Eines Nachts hatte sie Goldstücke zusammengelesen, wo er sich hatte fallen lassen. Wenn er getrunken und gewonnen hatte, so war seine Stimme heiser, und sein Rohrstock schleifte nach; wenn er aber verloren hatte, so lag in seinem Schritt

etwas Trockenes, Sauberes, Zorniges, er trällerte mit klarer Stimme und hielt seinen Stock wie ein Gewehr in der Luft. Beim Frühstück war sein Gesicht, wenn er gewonnen hatte, lustig und beinahe liebevoll; er scherzte roh, aber er scherzte doch mit der Descoings, mit Joseph, mit seiner Mutter; wenn er verloren hatte, war er dagegen düster, und seine kurze, stoßweise Rede, sein harter Blick und seine Traurigkeit beängstigten. Das ausschweifende Leben und der zur Gewohnheit gewordene Alkoholgenuß verwandelten dies einst so schöne Gesicht von Tag zu Tag: die Adern füllten sich mit Blut, die Züge vergröberten sich, die Augen verloren die Wimpern und wurden trocken. Und da Philipp wenig auf sich achtete, so hauchte er die Miasmen der Kneipe aus, einen Geruch kotiger Stiefel, der einem Fremden als das Zeichen der Verlumpung erschienen wäre.

In den ersten Dezembertagen sagte die Descoings zu Philipp: „Du müßtest dir von Kopf bis zu Fuß neue Kleider machen lassen.“ „Und wer soll sie bezahlen?“ erwiderte er mit bitterer Stimme. „Meine arme Mutter hat keinen Pfennig mehr; ich habe fünfhundert Franken im Jahr. Ich müßte einen Jahresbetrag meiner Pension haben, um mir Kleider machen zu lassen, und ich habe meine Pension auf drei Jahre verpfändet . . .“ „Und weshalb?“ fragte Joseph. „Eine Ehrenschuld. Giroudeau hatte von Florentine tausend Franken genommen, um sie mir zu borgen . . . Ich sehe ja nicht gerade glänzend aus; aber wenn man bedenkt, daß Napoleon auf Sankt Helena sitzt und sein Silber verkauft, um leben zu können, so dürfen wohl auch die Soldaten, die ihm treu sind, auf ihren Schäften laufen,“ sagte er, indem er seine absatzlosen Stiefel zeigte. Damit ging er hinaus.

„Schlecht ist der Junge nicht,“ sagte Agathe; „er hat edle Empfindungen.“ „Man kann den Kaiser lieben und sich

trotzdem anständig anziehen," entgegnete Joseph. „Wenn er auf sich und seine Kleider achtete, so würde er nicht aussehen wie ein Habenichts." „Joseph, du mußt Nachsicht mit deinem Bruder haben," sagte Agathe. „Du tust, was du willst! Aber er steht gewiß nicht auf seinem Platz!" „Weshalb hat er ihn verlassen?" fragte Joseph. „Was tut es, ob die Wanzen Ludwigs XVIII. oder der Kuckuck Napoleons auf den Fahnen sitzen; wenn die Lappen nur französisch sind! Frankreich bleibt Frankreich! Ich würde für den Teufel malen! Ein Soldat muß sich, wenn er ein Soldat ist, aus Liebe zum Handwerk schlagen. Und wenn er ruhig beim Heer geblieben wäre, so wäre er heute General . . ." „Du bist ungerecht gegen ihn," sagte Agathe. „Sein Vater, der den Kaiser anbetete, hätte ihm recht gegeben. Aber er ist ja endlich bereit, wieder ins Heer einzutreten! Gott weiß, welchen Kummer deinem Bruder das macht, was er als einen Verrat ansieht."

Joseph stand auf, um in sein Atelier zu gehen; aber Agathe nahm ihn bei der Hand und sagte: „Sei gut gegen deinen Bruder, er ist so unglücklich!"

Als der Künstler in sein Atelier zurückkehrte, folgte ihm die Descoings, die ihn bat, die Empfindlichkeit seiner Mutter zu schonen, indem sie ihn darauf aufmerksam machte, wie sehr sie sich veränderte und auf wie viel innere Leiden diese Veränderung deutete. Zu ihrem großen Staunen fanden sie oben Philipp vor. „Joseph, mein Kleiner," sagte er leichthin, „ich brauche Geld. Verdammt! Ich bin in meinem Tabaksladen dreißig Franken für Zigarren schuldig; und ich wage nicht mehr vor dieser verwünschten Bude vorbeizugehen, ohne sie zu bezahlen. Ich habe es ihm schon zehnmal versprochen." „Nun, das ist mir lieber," erwiderte Joseph; „nimm dir aus dem Kopf." „Das habe ich gestern abend nach dem Diner schon alles genommen." „Da lagen noch fünfundvierzig Franken . . ." „Na ja, das

geht auf meine Rechnung," versetzte Philipp; „ich habe sie gefunden. Habe ich unrecht daran getan?" fuhr er fort. „Nein, mein Freund, nein," entgegnete der Künstler. „Wenn du reich wärst, würde ich es genau so machen; nur würde ich dich vorher fragen, ob es dir paßt." „Es ist so demütigend, darum zu bitten," versetzte Philipp. „Mir wäre es lieber, du nähmst es wie ich, ohne etwas davon zu sagen: darin liegt mehr Zutrauen. Im Heer stirbt ein Kamerad, er hat ein Paar guter Stiefel; man selbst hat schlechte, man tauscht mit ihm." „Ja, aber man nimmt sie ihm nicht, solange er lebt!" „Oh! Kleinigkeiten," erwiderte Philipp, indem er mit den Achseln zuckte. „Also hast du kein Geld mehr?" „Nein," sprach Joseph, der sein Geheimfach nicht zeigen wollte. „In ein paar Tagen sind wir reich," sagte die Descoings. „Ja, du glaubst, daß deine Terne am fünfundzwanzigsten bei der Pariser Ziehung herauskommt? Da mußt du einen großartigen Einsatz machen, wenn wir alle reich werden sollen." „Eine einfache Terne von zweihundert Franken ergibt drei Millionen; die Doppeltreffer und Prämien nicht gerechnet." „Den fünfzehntausendfachen Einsatz, ja; da brauchst du genau zweihundert Franken!" rief Philipp. Die Descoings biß sich auf die Lippen; sie hatte ein unvorsichtiges Wort gesagt. Und wirklich fragte Philipp sich auf der Treppe: „Wo mag diese alte Hexe das Geld für ihren Einsatz versteckt haben? Es ist verlorenes Geld; ich könnte es so gut gebrauchen! Mit vier Einsätzen zu je fünfzig Franken kann man zweihunderttausend Franken gewinnen! Und sicherer als bei dem möglichen Erfolg einer Terne!"

Er suchte in Gedanken nach dem wahrscheinlichen Versteck der Descoings. Am Tage vor dem Weihnachtsfest ging Agathe in die Kirche und blieb lange fort; ohne Zweifel beichtete sie und bereitete sich auf das Abendmahl vor. Da man vor dem Fest stand, so mußte die Descoings not-

wendig ausgehen, um ein paar Leckerbissen für das Nachtmahl zu kaufen; aber vielleicht machte sie auch zugleich ihren Einsatz. In fünf Tagen begann bei der Lotterie in Bordeaux, Lyon, Lille, Straßburg und Paris eine fünftägige Ziehung. Die Pariser Lotterie wurde stets am fünfundzwanzigsten des Monats gezogen, und die Listen wurden am vierundzwanzigsten um Mitternacht geschlossen. Der Soldat erwog alle Möglichkeiten und legte sich aufs Beobachten. Gegen Mittag kehrte Philipp nach Hause zurück; die Descoings war ausgegangen, aber sie hatte den Schlüssel zur Wohnung mitgenommen. Das war kein Hindernis. Philipp tat, als habe er etwas vergessen und bat die Portiersfrau, einen Schlosser zu holen, der ganz in der Nähe wohnte, in der Rue Guénégaud, und der auch kam, um die Tür zu öffnen. Der erste Gedanke des Kriegers galt dem Bett. Er deckte es auf und betastete die Matratze, ehe er das Holz untersuchte; und in der untersten Matratze fühlte er die in Papier gewickelten Goldstücke. Schnell hatte er die Leinwand aufgetrennt und die zwanzig Napoleons zusammengerafft; dann ordnete er das Bett, ohne sich die Mühe zu machen und die Leinwand wieder zuzunähen, geschickt genug, um die Descoings nichts merken zu lassen.

Der Spieler machte sich mit behendem Schritt davon, indem er sich vornahm, zu drei verschiedenen Malen, im Abstande von je drei Stunden, jedesmal nur zehn Minuten lang zu spielen. Die echten Spieler spielten seit 1786, der Zeit, um die die öffentlichen Spiele erfunden wurden, niemals anders; jene großen Spieler, die von der Verwaltung gefürchtet wurden, und die, nach dem Ausdruck der Spielhöllen, der Bank das Geld aufaßen. Aber ehe man diese Erfahrung hatte, verlor man manches Vermögen. Die ganze Philosophie der Pächter und ihr Gewinn entsprang der Unerschütterlichkeit ihrer Kasse, den unentschiedenen

Fällen, bei denen die Hälfte der Einsätze der Bank zufiel, und der ausgesuchten Böswilligkeit, die die Regierung autorisierte, und die darin bestand, daß man die Einsätze der Spieler nur fakultativ zu halten und zu honorieren brauchte. Mit einem Wort, das Spiel, das den Einsatz des reichen und kaltblütigen Spielers abweisen konnte, verschlang das Vermögen dessen, der dumm und eigensinnig genug war, sich durch die rasche Bewegung dieser Maschine berauschen zu lassen. Die Bankhalter des Trente-et-Quarante arbeiteten fast ebenso schnell wie die Roulette. Philipp hatte sich schließlich jene Kaltblütigkeit eines kommandierenden Generals erworben, die es ermöglicht, mitten im Wirbel der Dinge das Auge klar und den Verstand ungetrübt zu erhalten. Er hatte es bis zu jener hohen Politik des Spiels gebracht, die nebenbei bemerkt in Paris etwa tausend Personen ernährte, denen der Abgrund, in den sie jeden Abend blickten, keinen Schwindel mehr verursachte. Philipp war entschlossen, an diesem Tage mit seinen vierhundert Franken sein Glück zu machen. Er steckte sich als Reserve zweihundert Franken in die Stiefel und behielt zweihundert in der Tasche. Um drei Uhr trat er in den Saal, den jetzt das Theater des Palais Royal inne hat, und in dem damals die Bankhalter die höchsten Summen hielten. Eine halbe Stunde darauf verließ er ihn um siebentausend Franken reicher. Er suchte Florentine auf, der er fünfhundert Franken schuldig war, gab sie ihr zurück und lud sie ein, nach dem Theater im Rocher de Cancale zu soupieren. Auf dem Rückweg ging er durch die Rue du Sentier und in das Bureau des Blattes, um seinen Freund Giroudeau von dem geplanten Fest in Kenntnis zu setzen. Um sechs Uhr gewann Philipp fünfundzwanzigtausend Franken, und seinem Wort getreu ging er nach zehn Minuten. Abends um zehn hatte er fünfundsiebzigtausend Franken gewonnen.

Nach dem Souper, das prachtvoll, trunken und vertrauensselig war, kehrte Philipp gegen Mitternacht zum Spiel zurück. Entgegen dem Gesetz, das er sich selber auferlegt hatte, spielte er eine Stunde lang und verdoppelte sein Vermögen. Die Bankhalter. denen er durch seine Spielweise hundertundfünfzigtausend Franken abgelockt hatte, sahen ihn neugierig an. „Wird er gehen? Wird er bleiben?" fragten sie sich durch einen Blick. „Wenn er bleibt, so ist er verloren."

Philipp glaubte in einer glücklichen Stunde zu stehen und blieb. Um drei Uhr morgens waren die hundertundfünfzigtausend Franken in die Kasse der Bank zurückgeflossen. Der Offizier, der während des Spiels reichlich Grog getrunken hatte, ging in einem Zustand der Trunkenheit davon, den die Kälte, die ihn faßte, aufs höchste steigerte; aber ein Saaldiener folgte ihm, raffte ihn auf und führte ihn in eins jener furchtbaren Häuser, an deren Tür man auf einer Laterne die Worte liest: ‚Hier übernachtet man'. Der Diener bezahlte für den ruinierten Spieler, den man in seinen Kleidern auf ein Bett legte, wo er bis zum Abend des Weihnachtstages liegen blieb. Die Spielverwaltung sorgte für ihre Kunden und für die großen Spieler. Philipp wachte erst um sieben Uhr auf, mit teigigem Mund und geschwollenem Gesicht, von einem nervösen Fieber besessen. Die Kraft seines Temperaments ermöglichte es ihm, zu Fuß in das mütterliche Haus zurückzukehren, wo er, ohne es zu wollen, Trauer, Verzweiflung, Elend und Tod gesät hatte.

Als am Abend vorher das Diner bereit gewesen war, hatten die Descoings und Agathe Philipp etwa zwei Stunden lang erwartet. Man setzte sich erst um sieben zu Tisch. Agathe ging fast immer um zehn Uhr schlafen; da sie aber die Mitternachtsmesse hören wollte, so legte sie sich heute gleich nach dem Diner. Die Descoings und Joseph blieben

allein am Kamin, in dem kleinen Salon, der zu allem diente, und die alte Frau bat ihn, ihr ihren bedeutenden Einsatz, ihren Monstreeinsatz auf die berühmte Terne auszurechnen. Sie wollte auch die Doppeltreffer und die Prämien spielen, kurz, alle Möglichkeiten ausnutzen. Nachdem sie die Poesie dieses großen Schlages gekostet und die beiden Glückshörner ihrem Adoptivkind zu Füßen entleert und ihm ihre Träume erzählt hatte, indem sie die Sicherheit des Gewinnes bewies und sich nur über das eine Sorge machte, wie schwer ein solches Glück zu ertragen, ja, von Mitternacht bis zum folgenden Tage um zehn zu erwarten sei, fiel es Joseph, der die vierhundert Franken des Einsatzes nicht sah, ein, von ihnen zu reden. Die alte Frau ging hinaus und nahm ihn mit in den ehemaligen Salon, der ihr Zimmer geworden war. „Du sollst sie sehen!" sagte sie.

Die Descoings deckte ihr Bett ziemlich eilig auf und suchte nach der Schere, um die Matratze aufzutrennen; sie nahm ihre Brille, untersuchte die Leinwand, sah, daß sie aufgetrennt war, und ließ die Matratze los. Als Joseph die alte Frau aus der Tiefe ihrer Brust hervor einen Seufzer ausstoßen hörte, der gleichsam von dem zum Herzen dringenden Blut erstickt war, streckte er instinktiv der alten Spielerin die Arme hin, setzte sie auf einen Sessel und rief seine Mutter, da sie ohnmächtig geworden war. Agathe stand auf, warf sich einen Morgenrock über und eilte herbei; und bei dem Licht einer Kerze wandte sie all die gewöhnlichen Mittel an: sie befeuchtete ihr die Schläfen mit Eau de Cologne, die Stirn mit kaltem Wasser, sie verbrannte ihr eine Feder unter der Nase, und endlich sah sie, daß sie wieder zu sich kam.

„Heute morgen waren sie noch da; aber ‚er' hat sie genommen, das Ungeheuer!" „Was?" fragte Joseph. „Ich hatte zwanzig Louisdor in meiner Matratze, meine Ersparnisse aus zwei Jahren. Nur Philipp hat sie nehmen

können . . .“ „Aber wann?“ rief die arme Mutter überwältigt. „Er ist seit dem Frühstück nicht mehr hier gew[illegible]..“ „Ich wollte, ich täuschte mich,“ versetzte die Alte. [illegible]r ich habe schon heute morgen, in Josephs Atelier, als ich von meinem Einsatz sprach, eine Ahnung gehabt; ich habe den Fehler gemacht, daß ich nicht gleich hinunter ging und meinen kleinen Schatz holte, um auf der Stelle meinen Einsatz zu machen. Ich wollte es, und ich weiß nicht mehr, was mich daran verhindert hat. O, mein Gott! Ich bin noch hingegangen, um ihm Zigarren zu kaufen! . . .“ „Aber“, sagte Joseph, „die Wohnung war verschlossen. Außerdem ist das so infam, daß ich nicht daran glauben kann. Philipp müßte spioniert haben, er müßte deine Matratze aufgetrennt, er müßte das Ganze überlegt haben . . . Nein!“ „Ich habe sie noch heute morgen gefühlt, als ich mein Bett machte, nach dem Frühstück,“ wiederholte die Descoings.

In höchster Angst stieg Agathe hinab und fragte, ob Philipp während des Tages wieder nach Hause gekommen sei; die Portiersfrau erzählte ihr Philipps Roman. Die Mutter kehrte, ins Herz getroffen, vollständig verwandelt zurück. Weiß wie ihr Hemdentuch schritt sie dahin, wie in unserer Vorstellung Gespenster schreiten, geräuschlos, langsam, wie durch die Wirkung einer übermenschlichen Kraft, und doch fast mechanisch. In der Hand hielt sie eine Kerze, die sie voll beleuchtete und ihre vor Grauen erstarrten Augen zeigte. Ohne daß sie es wußte, hatten sich ihre Haare gelöst, als sie sich mit der Hand über die Stirn fuhr; und dieser Zufall machte sie zu einem solchen Bild des Grauens, daß Joseph vor dieser Erscheinung der Gewissensbisse, vor dieser Vision einer Statue des Entsetzens und der Verzweiflung wie angewurzelt stehen blieb.

„Liebe Tante,“ sagte sie, „nimm meine Bestecke, ich habe sechs. das ergibt deine Summe, denn ich habe sie

für Philipp genommen; ich hatte geglaubt, ich würde sie ersetzen können, ehe du es bemerktest. O, ich habe schwer gelitten.“ Sie setzte sich. Ihre trockenen, starren Augen flackerten ein wenig. „Den Streich hat er ausgeführt,“ sagte die Descoings ganz leise zu Joseph. „Nein, nein,“ wiederholte Agathe. „Nimm meine Bestecke, verkaufe sie, ich brauche sie nicht; wir können mit deinen essen.“

Sie ging in ihr Zimmer, nahm den Silberkasten, fand ihn sehr leicht, öffnete ihn und sah einen Pfandschein darin. Die arme Mutter stieß dabei einen furchtbaren Schrei aus. Joseph und die Descoings eilten herbei und blickten in den Kasten; und die heilige Lüge der Mutter wurde zwecklos. Alle drei bewahrten Schweigen und vermieden es, sich anzusehen. In diesem Augenblick legte Agathe mit einer fast irren Bewegung den Finger auf die Lippen, um eine Verschwiegenheit anzuempfehlen, die niemand zu brechen gedachte. Alle drei kehrten vor das Feuer im Kamin zurück.

„Ach, meine Kinder,“ rief die Descoings aus, „ich bin ins Herz getroffen: meine Terne wird herauskommen, dessen bin ich sicher. Ich denke nicht mehr an mich, sondern an euch beide! — Philipp“, sagte sie zu ihrer Nichte, „ist ein Ungeheuer: was ihr auch für ihn tut, er liebt euch trotzdem nicht. Wenn ihr keine Vorsichtsmaßregeln gegen ihn ergreift, so wird er euch noch aufs Stroh bringen. Versprich mir, deine Renten zu verkaufen, das Kapital flüssig zu machen und es in Leibrenten anzulegen. Joseph hat einen guten Beruf ergriffen, der ihn ernähren wird. Wenn du dich dazu entschließt, so wirst du Joseph nie zur Last fallen. Herr Desroches will seinen Sohn etablieren. Der kleine Desroches (der damals sechsundzwanzig Jahre alt war) hat eine Notarstelle gefunden; er wird deine zwölftausend Franken auf Leibrenten nehmen.“

Joseph ergriff die Kerze seiner Mutter und stieg eilig in sein Atelier hinauf; er kehrte mit dreihundert Franken zurück. „Hier! Mama Descoings," sagte er, indem er ihr seinen Schatz anbot. „Wir haben nicht zu untersuchen, was du mit deinem Geld anfängst; wir schulden dir, was dir fehlt, und hier ist fast die ganze Summe." „Deine armen, kleinen Ersparnisse nehmen, die Frucht deiner Entbehrungen, deretwegen ich so viel leide! Bist du von Sinnen, Joseph?" rief die alte Spielerin der königlich französischen Lotterie, die sichtlich zwischen ihrem brutalen Glauben an die Terne und dem Abscheu vor einer solchen Handlung, die ihr wie ein Kirchenraub erschien, hin und her schwankte. „Bitte, tu damit, was du willst," sagte Agathe, die der Schritt ihres wahren Sohnes bis zu Tränen rührte. Die Descoings faßte Josephs Kopf und küßte ihn auf die Stirn: „Mein Kind, führe mich nicht in Versuchung. Sieh, ich würde noch einmal verlieren. Die Lotterie ist eine Dummheit!" Nie ist in den unbekannten Dramen des Privatlebens ein heroischeres Wort gesprochen worden. Und triumphierte hier nicht wirklich die Liebe über ein eingewurzeltes Laster? In diesem Augenblick erklangen die Glocken der Mitternachtsmesse. „Und dann ist es auch zu spät," fuhr die Descoings fort. „Oh!" rief Joseph, „wo blieben deine kabalistischen Berechnungen?" Der edelmütige Künstler sprang auf die Nummern zu, stürzte die Treppe hinunter und eilte, um den Einsatz zu machen.

Als Joseph fort war, brachen Agathe und die Descoings in Tränen aus. „Er geht hin, der Liebling," rief die alte Spielerin. „Aber es soll alles ihm gehören, denn es ist sein Geld!"

Unglücklicherweise hatte Joseph keine Ahnung von der Lage der Lotteriebureaus, die die Kunden in Paris damals so genau kannten, wie heute die Raucher die Tabak-

läden kennen. Der Maler lief wie ein Wahnsinniger, indem er alle Laternen ansah. Als er Vorübergehende bat, ihm ein Lotteriebureau zu bezeichnen, erwiderte man ihm, sie seien schon geschlossen; nur das an der Freitreppe beim Palais Royal bleibe bisweilen ein wenig länger offen. Er flog zum Palais Royal, wo er das Bureau ebenfalls geschlossen fand. „Zwei Minuten früher, und Sie hätten Ihren Einsatz noch machen können," sagte ihm einer der fliegenden Loshändler, die unten an der Freitreppe standen, indem sie die sonderbaren Worte ausriefen: „Zwölfhundert Franken für vierzig Sous!" und fertig ausgefüllte Lose zum Kauf anboten. Beim Licht der Laterne und der Lampen des Café de la Rotonde sah Joseph nach, ob sich nicht zufällig auf einem dieser Lose ein paar der Nummern der Descoings fänden; aber er entdeckte keine einzige und kehrte mit dem Schmerz nach Hause zurück, vergeblich alles getan zu haben, was in seiner Macht stand, um die alte Frau zu befriedigen, der er jetzt sein Unglück erzählte. Agathe und ihre Tante gingen zusammen in die Mitternachtsmesse zu Saint-Germain des Prés. Joseph legte sich schlafen. Das Weihnachtsmahl fand nicht statt. Die Descoings hatte den Kopf verloren; Agathe fühlte ewige Trauer im Herzen. Die beiden Frauen standen spät auf. Es schlug zehn Uhr, als die Descoings sich zu rühren versuchte, um das Frühstück zu bereiten, das erst um halb zwölf Uhr fertig war.

Um diese Zeit enthielten die länglichen Rahmen, die über den Türen der Lotteriebureaus hingen, die gewinnenden Nummern. Wenn die Descoings ihren Spielschein gehabt hätte, so wäre sie um halb zehn in die Rue Neuve-des-Petits-Champs gegangen, um ihr Schicksal zu erfahren, das in einem Palast neben dem Finanzministerium entschieden wurde, den jetzt das Theater und die Place

Ventadour inne haben. An allen Ziehungstagen konnten die Neugierigen vor der Tür dieses Palastes eine Gruppe alter Weiber, Köchinnen und Greise bewundern, die um jene Zeit ein ebenso merkwürdiges Schauspiel abgab, wie heute die Kette der Rentner am Zahltag der Renten im Schatzamt.

„Nun, da sind Sie ja steinreich!" rief der alte Desroches, der in dem Augenblick eintrat, als die Descoings ihren letzten Schluck Kaffee trank. „Wieso?" rief die arme Agathe. „Ihre Terne ist gezogen," sagte er, indem er die Liste der Nummern hinhielt, die auf ein kleines Blatt Papier geschrieben waren, wie die Kassierer sie zu Hunderten in einer kleinen Holzschale auf ihren Zahltischen stehen hatten. Joseph las die Liste durch, Agathe las die Liste durch. Die Descoings las nichts, sie war wie von einem Blitzschlag niedergeworfen; als ihr Gesicht sich zu verändern begann und sie einen Schrei ausstieß, trugen der alte Desroches und Joseph sie auf ihr Bett. Agathe lief, um einen Arzt zu holen. Der Schlag hatte die arme Frau gerührt, die erst gegen vier Uhr nachmittags wieder zum Bewußtsein kam. Der alte Haudry, ihr Arzt, verkündete, daß sie trotz dieser Besserung an die Ordnung ihrer Angelegenheiten und an ihr Seelenheil denken müßte. Sie hatte nur ein einziges Wort gesprochen: „Drei Millionen!" . . .

Als man den alten Desroches unter den nötigen Auslassungen über den Stand der Dinge aufklärte, führte er mehrere Beispiele dafür an, wie auch anderen Spielern das Glück entgangen war, als sie eines Tages verhängnisvollerweise vergessen hatten, ihren Einsatz zu machen; aber er begriff, wie tödlich ein solcher Schlag treffen mußte, wenn er nach zwanzig Jahren der Beharrlichkeit eintrat. Um fünf Uhr, als das tiefste Schweigen in der kleinen Wohnung herrschte und als die Kranke, bei der

Joseph und seine Mutter wachten, der eine am Fuß, die andere am Kopfende des Bettes, ihren Enkel erwartete, den der alte Desroches holen gegangen war, ertönte der Hall der Schritte Philipps und seines Rohrstocks auf der Treppe. „Da ist er! Da ist er!“ rief die Descoings aus, indem sie sich plötzlich im Bett aufsetzte, und sie konnte plötzlich die gelähmte Zunge wieder rühren.

Auf Agathe und Joseph machte die Bewegung des Grauens, das die Kranke so lebhaft schüttelte, tiefen Eindruck. Ihre peinliche Erwartung wurde vollauf gerechtfertigt durch den Anblick des bläulichen und abgespannten Gesichts, durch den wankenden Gang Philipps, durch den furchtbaren Ausdruck seiner tief umränderten, glanzlosen und trotzdem verstörten Augen; ihn schüttelte ein heftiger Fieberschauer, seine Zähne klapperten. „Elend in Preußen!“ rief er. „Weder Brot noch Teig, und mir brennt die Kehle. — Na, was gibt es? Immer mischt sich der Te[illegible] in unsere Angelegenheiten. Meine alte Descoings liegt im Bett und macht mir Augen, so groß wie Untertassen.“ „Schweigen Sie!“ sagte Agathe, indem sie aufstand, „und achten Sie wenigstens das Unglück, das Sie angerichtet haben!“ „Oh! Sie? . . .“ sagte er, indem er seine Mutter ansah. „Meine liebe, kleine Mutter, das ist nicht hübsch! Du liebst also deinen Jungen nicht mehr?“ „Sind Sie es wert, geliebt zu werden? Entsinnen Sie sich nicht mehr, was Sie gestern getan haben? Suchen Sie sich eine Wohnung, Sie werden nicht mehr bei uns bleiben . . . Wenigstens nicht von morgen an,“ setzte sie hinzu; „denn in dem Zustand, in dem Sie sind, ist es wohl schwer . . .“ „Mich hinaus zu jagen, was?“ nahm er auf. „Ah, ihr spielt hier das Melodrama vom ‚Verbannten Sohn‘? Sieh da! Sieh da! So nehmt ihr die Dinge? Nun, ihr seid mir eine hübsche Bande. Was habe ich denn Schlimmes getan? Ich habe die Matratze

der Alten einer kleinen Reinigung unterzogen. Man tut Geld nicht in die Wolle, zum Henker! Und wo bleibt das Verbrechen? Hat nicht sie dir zwanzigtausend Franken genommen? Sind wir nicht ihre Gläubiger? Ich habe mich ein wenig schadlos gehalten. Und nun . . .!" „Mein Gott! Mein Gott!" schrie die Sterbende, indem sie die Hände faltete, um zu beten. „Schweig!" rief Joseph, indem er auf seinen Bruder zusprang und ihm die Hand auf den Mund legte. „Viertelschwenkung linksum, Malergöre!" erwiderte Philipp, indem er Joseph die kräftige Hand auf die Schulter legte, ihn umdrehte und in einen Sessel warf. „So faßt man einem Schwadronschef der kaiserlichen Gardedragoner nicht an den Schnauzbart!" „Aber sie hat mir alles zurückgegeben, was sie mir schuldig war," rief Agathe, indem sie aufsprang und ihrem Sohn das erzürnte Gesicht zeigte. „Im übrigen geht das nur mich an; Sie töten sie. Gehen Sie, mein Sohn," sagte sie mit einer Geste, die ihre Kräfte aufzehrte, „und lassen Sie sich nie mehr vor mir sehen. Sie sind ein Ungeheuer." „Ich töte sie?" „Aber ihre Terne ist gezogen," rief Joseph; „und du hast ihr ihren Einsatz gestohlen!" „Wenn sie an einer zurückbehaltenen Terne krepiert, so töte doch nicht ich sie," sagte der Trunkene. „Aber so gehen Sie doch!" rief Agathe; „mir graut vor Ihnen. Sie haben alle Laster zugleich! . . . Mein Gott, ist das mein Sohn?" Ein dumpfes Röcheln aus der Kehle der Descoings hatte Agathes Gereiztheit noch gesteigert.

„Ich liebe dich immer noch, dich, liebe Mutter, die du der Anlaß all meines Unglücks bist!" sagte Philipp. „Du wirfst mich am Weihnachtstage, am Tage der Geburt . . . wie heißt er? . . . Jesu, vor die Tür! Was hattest du Großpapa Rouget getan, deinem Vater, daß er dich fortjagte und entehrte? Wenn du nicht sein Mißfallen erregt hättest, so wären wir reich, und wir wären nie ins äußerste

Elend geraten. Was hast du deinem Vater getan, du, eine gute Frau? Du siehst, ich kann ein guter Junge sein und werde trotzdem vor die Tür gesetzt, ich, der Ruhm der Familie!" „Die Schmach!" schrie die Descoings. „Du gehst hinaus oder du tötest mich!" rief Joseph, der sich wie ein wütender Löwe auf seinen Bruder warf. „Mein Gott! Mein Gott!" klagte Agathe, indem sie aufstand und die beiden Brüder trennen wollte.

In diesem Augenblick traten Bixiou und Haudry, der Arzt, ein. Joseph hatte Philipp niedergeworfen und zu Boden gestreckt. „Er ist ein wildes Tier," rief er. „Rede nicht, oder ich . . ." „Daran werde ich denken!" brüllte Philipp. „Eine Aussprache in der Familie?" fragte Bixiou. „Heben Sie ihn auf!" befahl der Arzt; „er ist ebenso krank wie die gute Frau; entkleiden Sie ihn, bringen Sie ihn zu Bett und ziehen Sie ihm die Stiefel aus!" „Das ist leicht gesagt," rief Bixiou; „man wird sie ihm aufschneiden müssen, seine Beine sind zu sehr geschwollen . . ." Agathe nahm eine Schere. Als sie die Stiefel aufgeschnitten hatte, die man damals über der enganschließenden Hose trug, rollten zehn Goldstücke über den Boden. „Da rollt ihr Geld!" sagte Philipp murmelnd. „Verdammter Schafskopf, der ich bin! Ich hatte die Reserve vergessen! Und ich habe mein Glück verfehlt wie sie!"

Das Delirium eines furchtbaren Fiebers ergriff Philipp, der irre zu reden begann. Joseph mußte also den Unglücklichen, unterstützt von Bixiou und dem alten Desroches, der dazu kam, in sein Zimmer bringen. Der Doktor Haudry sah sich gezwungen, ein paar Worte zu schreiben, um im Hospital der Charité eine Zwangsjacke zu erbitten, denn das Delirium stieg so hoch, daß man fürchten mußte, Philipp werde sich töten: er wurde tobsüchtig. Um neun war die Stille im Haushalt wiederhergestellt. Der Abbé Loraux und Desroches versuchten

Agathe zu trösten, die am Bette ihrer Tante zu weinen nicht abließ; sie hörte zu, indem sie den Kopf schüttelte, und bewahrte hartnäckiges Schweigen. Nur Joseph und die Descoings kannten die Tiefe und Ausdehnung ihrer inneren Wunde. „Er wird sich bessern, liebe Mutter," sagte Joseph schließlich, als Desroches und Bixiou fort waren. „Oh!" rief die Witwe, „Philipp hat recht: mein Vater hat mich verflucht. Ich habe nicht das Recht ... Da ist es, das Geld," sagte sie zu der Descoings, indem sie die dreihundert Franken Josephs und die zweihundert, die man bei Philipp gefunden hatte, zusammentat. „Sieh nach, ob dein Bruder nicht etwas zu trinken braucht," sprach sie zu Joseph.

„Wirst du ein Versprechen halten, das du an einem Sterbebett gegeben hast?" fragte die Descoings, die fühlte, daß das Bewußtsein ihr entgleiten wollte. „Ja, liebe Tante." „Nun, so schwöre mir, deine Papiere dem kleinen Desroches auf Leibrenten zu geben. Mein Geld wird dir nun auch fehlen. Nach dem, was ich von dir gehört habe, würdest du dich von diesem Elenden bis auf den letzten Heller aussaugen lassen ..." „Ich schwöre es dir, liebe Tante."

Die alte Krämerin starb am einunddreißigsten Dezember, fünf Tage nach dem grauenhaften Schlag, den der alte Desroches unschuldigerweise gegen sie geführt hatte. Die fünfhundert Franken, das einzige Geld, das noch im Haushalt vorhanden war, genügten kaum, um das Begräbnis der Witwe Descoings zu bezahlen. Sie hinterließ nur ein wenig Silbergerät und einiges Mobiliar, dessen Wert Frau Bridau ihrem Enkel gab. Da Agathe jetzt nur noch achthundert Franken Leibrente besaß, die der jüngere Desroches ihr zahlte — er stand in Unterhandlungen wegen eines bloßen Titels, das heißt eines Notariats ohne die Kundschaft, und nahm sogleich das Kapital von zwölftausend Franken —, so kündigte sie dem Hauswirt ihre

Wohnung im dritten Stock und verkaufte das ganze Mobiliar, soweit sie es nicht unbedingt brauchte. Als der Kranke nach einem Monat in der Besserung war, setzte Agathe ihm kalt auseinander, daß die Kosten der Krankheit alles bare Geld aufgezehrt hätten; sie würde hinfort gezwungen sein, zu arbeiten, um sich zu ernähren; und sie drängte ihn deshalb auf die liebevollste Art und Weise, wieder Dienste zu nehmen und für sich selbst zu sorgen. „Du hättest dir diese Predigt ersparen können," entgegnete Philipp, indem er seine Mutter mit einem Auge ansah, in dem nichts als vollständige Gleichgültigkeit lag. „Ich habe ja gesehen, daß weder du noch mein Bruder mich mehr liebt. Ich stehe jetzt allein in der Welt: das ist mir lieber!" „Mache dich der Liebe wert," erwiderte die arme Mutter, die bis ins Herz getroffen war, „und wir werden dir auch unsere Liebe zurückgeben." „Dummheiten!" rief er, indem er sie unterbrach.

Er nahm seinen alten, an den Rändern abgeschabten Hut und seinen Stock, setzte sich den Hut aufs Ohr und stieg pfeifend die Treppe hinab. „Philipp! Wohin gehst du ohne Geld?" rief seine Mutter ihm nach, die ihre Tränen nicht unterdrücken konnte. „Warte . . ." Sie hielt ihm hundert Franken in Gold hin, die in Papier eingewickelt waren. Philipp stieg die wenigen Stufen wieder hinauf und nahm das Geld. „Ach! Du umarmst mich nicht einmal?" sagte sie, indem sie in Tränen ausbrach. Er drückte seine Mutter ans Herz, aber ohne jene überströmende Empfindung, die einem Kuß erst Wert verleiht. „Wohin gehst du?" fragte Agathe. „Zu Florentine, der Geliebten Giroudeaus. Das sind noch Freunde!" erwiderte er brutal und stieg hinab. Agathe kehrte mit zitternden Beinen, verschwommenem Blick und bedrücktem Herzen in ihre Wohnung zurück. Sie warf sich auf die Knie und bat Gott, dieses unnatürliche Kind

unter seinen Schutz zu nehmen; und so entsagte sie ihrer lastenden Mutterschaft.

Im Februar des Jahres 1822 hatte Frau Bridau sich in dem Zimmer eingerichtet, das sonst Philipp innegehabt hatte, und das über der Küche ihrer einstigen Wohnung lag. Das Atelier und das Zimmer des Malers befanden sich gegenüber. Als Joseph seine Mutter so weit gekommen sah, hatte er beschlossen, daß sie es wenigstens so gut haben sollte, wie es nur irgend möglich war. Nach dem Auszug seines Bruders ließ er sich die Einrichtung der Mansarde angelegen sein, der er das Siegel der Künstler aufdrückte. Er legte einen Teppich hinein. Das Bett, das einfach, aber mit vortrefflichem Geschmack ausgestattet war, trug den Stempel klösterlicher Strenge. Die Wände, bespannt mit einem billigen, sorgfältig ausgewählten Perkal von einer Farbe, die mit dem aufpolierten Mobiliar in Einklang stand, gaben dem Zimmer etwas Elegantes und Sauberes. Er fügte auf dem Flur eine Doppeltür und innen eine Portiere hinzu. Das Fenster wurde mit einem Store verhängt, der das Licht dämpfte. Und wenn auch das Leben dieser armen Mutter sich auf den einfachsten Ausdruck beschränkte, den das Leben einer Frau in Paris nur annehmen kann, so ging es Agathe doch dank ihrem Sohn besser als irgendeiner anderen in gleicher Lage. Um seiner Mutter die grausamen Sorgen der Pariser Haushaltungen zu ersparen, führte Joseph sie täglich zum Diner an eine Table d'hote der Rue de Beaune, wo anständige Frauen, Deputierte und Standespersonen verkehrten und wo man für die Person monatlich neunzig Franken zahlte. Da ihr nur noch die Sorge für das Frühstück blieb, so nahm sie für den Sohn die Gewohnheit an, die sie einst für den Vater gepflegt hatte. Trotz der frommen Lüge Josephs erfuhr sie schließlich, daß ihr Diner etwa hundert Franken monatlich kostete. Entsetzt

I

über die Höhe dieser Ausgabe, denn sie vermochte sich nicht zu denken, daß ihr Sohn viel Geld verdiene, wenn er nackte Frauen malte, wußte sie sich dank dem Abbé Loraux eine Stellung von siebenhundert Franken jährlich in einem Lotteriebureau zu verschaffen, das der Gräfin Bauvan gehörte, der Witwe eines Chefs der Bourbonenpartei. Die Lotteriebureaus, die Freistätte protegierter Witwen, ernährten oft genug eine Familie, die sich der Geschäftsführung widmete. Aber unter der Restauration gab man vielfach, da es nicht leicht war, innerhalb der Grenzen der konstitutionellen Regierung alle geleisteten Dienste zu belohnen, unglücklichen Damen von Stande nicht ein, sondern zwei Lotteriebureaus, deren Einnahmen sechs- bis zehntausend Franken ergaben. In diesem Fall verwaltete die Witwe des Generals oder des Adligen ihre Bureaus nicht selbst, sondern sie hielt sich beteiligte Geschäftsführer. Waren diese Geschäftsführer Junggesellen, so konnten sie einen Angestellten neben sich nicht entbehren; denn das Bureau mußte vom Morgen an bis Mitternacht ununterbrochen geöffnet bleiben, und außerdem verlangte das Finanzministerium beträchtliche Schreibereien. Die Gräfin Bauvan, der der Abbé Loraux die Lage der Witwe Bridau auseinandersetzte, versprach Agathe, falls ihr Geschäftsführer ginge, die Stelle; bis dahin machte sie sechshundert Franken Gehalt für die Witwe aus. Da die arme Agathe von zehn Uhr morgens an im Bureau sein mußte, so hatte sie kaum Zeit für das Diner. Abends um sieben kehrte sie in das Bureau zurück, das sie nicht vor Mitternacht verlassen konnte. Zwei Jahre lang verfehlte Joseph keinen einzigen Tag, seine Mutter abzuholen und in die Rue Mazarine zurückzubegleiten, und oft holte er sie auch zum Diner ab; seine Freunde sahen, daß er die Oper, die Italiener und die glänzendsten Salons verließ, um vor Mitternacht in der Rue Vivienne zu sein.

Agathe nahm bald jene gleichförmige Regelmäßigkeit in ihrem Dasein an, die den von schwerem Kummer betroffenen Menschen einen Stützpunkt gibt. Morgens, wenn sie ihr Zimmer, in dem keine Katzen und keine kleinen Vögel mehr hausten, gemacht und vor dem Kamin das Frühstück bereitet hatte, trug sie es in das Atelier, wo sie mit ihrem Sohn aß. Sie ordnete Josephs Zimmer, löschte in ihrem das Feuer, setzte sich mit einer Arbeit ins Atelier, an den kleinen gußeisernen Ofen, und ging, sobald ein Altersgenosse oder ein Modell kam. Obgleich sie nichts von der Kunst und ihren Mitteln verstand, behagte ihr die tiefe Stille des Ateliers. In jener Hinsicht machte sie auch keinen Fortschritt, und sie verstellte sich darin keineswegs; sie erstaunte aufs lebhaft[illegible]te, wenn sie sah, welche Wichtigkeit man der Farbe, der Komposition und der Zeichnung beilegte. Wenn einer der Freunde des Kreises oder irgendein mit Joseph befreundeter Maler wie Schinner, Pierre Grassou oder Léon de Lora, ein blutjunger Farbenreiber, den man damals Mistrigis nannte, anwesend war und sie zusammen diskutierten, so kam sie und sah aufmerksam zu, aber sie entdeckte nichts, was diese großen Worte und so heißen Streit rechtfertigen konnte. Sie wusch die Wäsche für ihren Sohn und stopfte ihm seine Strümpfe; sie ging schlie[illegible]o weit, daß sie ihm seine Palette säuberte, daß sie i[illegible]pen aufhob, um seine Pinsel abzuwischen, und daß [illegible]es im Atelier ordnete. Als Joseph sah, wieviel Verständnis seine Mutter für diese Einzelheiten hatte, überschüttete er sie mit Aufmerksamkeiten. Wenn Mutter und Sohn sich in Dingen der Kunst nicht verstanden, so verband die Zärtlichkeit sie wundervoll. Die Mutter hatte ihren Plan.

Als Agathe Joseph eines Morgens, während er ein ungeheures Gemälde skizzierte, das später ausgeführt und

nicht verstanden wurde, durch Schmeicheleien weich gemacht hatte, wagte sie es, ganz laut zu sagen: „Mein Gott, was treibt er?“ „Wer?“ „Philipp!“ „Ach, zum Henker, der Bursche läuft sich die Hörner ab. Er wird sich entwickeln.“ „Aber das Elend hat er schon kennen gelernt, und vielleicht hat das Elend ihn uns verdorben. Wenn er glücklich wäre, so wäre er gut ...“ „Du glaubst, meine liebe Mutter, er hätte auf seiner Reise gelitten? Aber du irrst dich; er hat in New York den Karneval gespielt, wie er ihn noch jetzt hier spielt ...“ „Wenn er aber litte, während wir in der Nähe sind, das wäre furchtbar ...“ „Ja,“ erwiderte Joseph. „Was mich angeht, so würde ich gern Geld geben, aber ich will ihn nicht sehen. Er hat die arme Descoings getötet.“ „Also“, fuhr Agathe fort, „würdest du ihn nicht malen?“ „Für dich, liebe Mutter, würde ich das Martyrium erleiden. Ich kann auch an das eine denken, daß er mein Bruder ist.“ „Ihn malen als Dragonerhauptmann zu Pferde?“ „Ja, ich habe da ein schönes Pferd nach Gros, und ich weiß nicht, wozu ich es benutzen könnte.“ „Dann geh zu seinem Freund und frage, was aus ihm geworden ist.“ „Ich werde hingehen.“

Agathe stand auf, ihre Schere, alles fiel zu Boden; sie küßte Joseph auf den Kopf und barg zwei Tränen in seinem Haar. „Der Bursche ist eben deine Leidenschaft,“ sagte er, „und wir alle haben unsere unglücklichen Leidenschaften.“

Abends ging Joseph in die Rue du Sentier und fand dort gegen vier Uhr seinen Bruder vor, der an Giroudeaus Stelle getreten war. Der ehemalige Dragonerhauptmann war als Kassierer bei einer Wochenschrift eingetreten, die Giroudeaus Neffe gegründet hatte. Obgleich Finot Besitzer des kleinen Blattes geblieben war, das er in ein Aktienunternehmen umgewandelt hatte, dessen sämt-

liche Aktien in seinen Händen waren, so war jetzt der scheinbare Besitzer und Chefredakteur einer seiner Freunde namens Lousteau, eben der Sohn des Subdelegierten aus Issoudun, an dem Bridaus Großvater sich hatte rächen wollen, und also der Neffe der Frau Hochon. Um seinem Onkel gefällig zu sein, hatte Finot ihm Philipp zum Nachfolger gegeben, wobei er freilich das Gehalt um die Hälfte kürzte. Hinfort kontrollierte Giroudeau täglich um fünf Uhr die Kasse und nahm das Geld der Tageseinnahme mit. Koloquinte, der Invalide, der den Bureaudiener machte und die Gänge besorgte, überwachte den Kommandanten Philipp ein wenig. Philipp verhielt sich übrigens gut. Er konnte von den sechshundert Franken Gehalt, vermehrt um die fünfhundert Franken seines Kreuzes, um so besser leben, als er tagsüber ein geheiztes Zimmer hatte und die Abende im Theater verbrachte, wo er freien Eintritt genoß; er brauchte also nur an den Lebensunterhalt und die Wohnung zu denken. Als Joseph eintrat, ging Koloquinte eben mit Stempelpapier auf dem Kopf davon, und Philipp bürstete sich die falschen Ärmel aus grünem Stoff. „Ah! Da kommt die Göre," sagte Philipp. „Schön, wir werden zusammen speisen, du kommst mit in die Oper, Florine und Florentine haben eine Loge. Ich gehe mit Giroudeau hin, du gehst mit, und du wirst Nathan kennen lernen." Er nahm seinen Stock mit dem Bleiknopf und befeuchtete seine Zigarre. „Ich kann deine Einladung nicht annehmen, ich muß unsere Mutter abholen; wir speisen an der Table d'hote." „Und wie geht es ihr, der armen, guten Frau?" „Ach, es geht ihr nicht schlecht," erwiderte der Maler. „Ich habe das Bild unseres Vaters und das unserer Tante Descoings aufgefrischt. Ich habe das meine vollendet und möchte unserer Mutter gern auch das deine in der Dragoneruniform der kaiserlichen Garde schenken."

„Schön.“ „Aber du müßtest kommen, um mir zu sitzen.“ „Ich bin verpflichtet, täglich von neun bis fünf Uhr in diesem Hühnerkäfig zu bleiben...“ „Zwei Sonntage würden genügen.“ „Abgemacht, Kleiner,“ versetzte der ehemalige Ordonnanzoffizier Napoleons, indem er sich an der Lampe des Portiers seine Zigarre anzündete.

Als Joseph auf dem Wege in die Rue de Beaune seiner Mutter Philipps Lage erzählte, fühlte er, wie ihr Arm auf dem seinen zitterte, und die Freude erhellte dies verblühte Gesicht. Die arme Frau atmete auf wie jemand, dem eine ungeheure Last abgenommen wird. Am folgenden Tage umgab sie Joseph mit jenen Aufmerksamkeiten, die ihr ihr Glück und ihre Dankbarkeit eingaben: sie schmückte ihm sein Atelier mit Blumen und kaufte ihm zwei Blumentischchen. Als Philipp am Sonntag zum erstenmal kommen sollte, um zu sitzen, rüstete Agathe im Atelier sorgfältig ein köstliches Frühstück. Sie stellte alles auf den Tisch und vergaß nicht einmal ein Fläschchen mit Branntwein, das nur noch halb voll war. Sie selbst blieb hinter einem Wandschirm, in den sie ein Loch machte. Der ehemalige Dragoner hatte am Tage vorher seine Uniform geschickt, und sie hatte es sich nicht versagen können, sie zu küssen. Als Philipp in voller Gala auf einem jener ausgestopften Pferde saß, wie die Sattler sie besitzen und das Joseph gemietet hatte, war Agathe gezwungen, um sich nicht zu verraten, das leiseste Geräusch ihrer Tränen mit der Unterhaltung der beiden Brüder zu verquicken. Philipp saß zwei Stunden vor und zwei Stunden nach dem Frühstück. Um drei Uhr nachmittags legte der Dragoner seine gewöhnlichen Kleider wieder an, und während er eine Zigarre rauchte, lud er seinen Bruder zum zweitenmal ein, zusammen in Palais Royal zu dinieren. Er ließ in seiner Geldtasche Gold erklingen. „Nein,“ erwiderte Joseph; „du beängstigst mich, wenn ich Gold

bei dir sehe.“ „Ach so! Ihr wollt hier also immer eine schlechte Meinung von mir haben?“ rief der Oberstleutnant mit Donnerstimme. „Kann man denn keine Ersparnisse machen?“ „Nein, nein!“ antwortete Agathe, indem sie aus ihrem Versteck hervorkam und auf ihren Sohn zueilte, um ihn zu umarmen. „Laß uns mit ihm gehen, Joseph.“ Joseph wagte seine Mutter nicht zu schelten, er zog sich an, und Philipp führte sie in die Rue Montorgueuil, in den Rocher de Cancale, wo er ihnen ein prunkvolles Diner gab; die Rechnung belief sich auf hundert Franken. „Teufel!“ sagte Joseph unruhig, „bei elfhundert Franken Einkommen machst du wie Ponchard in der ‚Weißen Dame‘ Ersparnisse, für die du Landgüter kaufen könntest.“ „Bah! Ich habe Glück,“ erwiderte der Dragoner, der ungeheuer viel getrunken hatte.

Als Joseph dieses Wort vernahm, das auf der Schwelle der Tür gesprochen wurde, ehe man in den Wagen stieg, um ins Theater zu fahren — Philipp wollte seine Mutter in den Cirque-Olympique führen, das einzige Theater, das zu besuchen ihr Beichtvater ihr erlaubte —, drückte er seiner Mutter den Arm, die auch sofort ein Unwohlsein vorschützte und das Theater ablehnte. Philipp brachte seine Mutter und seinen Bruder in die Rue Mazarine zurück, und als sie sich mit Joseph in dessen Mansarde allein befand, verharrte sie in tiefem Schweigen. Am folgenden Sonntag kam Philipp, um zu sitzen. Diesmal wohnte seine Mutter der Sitzung offen bei. Sie trug das Frühstück auf und konnte dem Dragoner Fragen stellen. Da erfuhr sie, daß der Neffe der alten Frau Hochon, der Freundin ihrer Mutter, in der Literatur eine gewisse Rolle spielte. Philipp und sein Freund Giroudeau lebten inmitten einer Gesellschaft von Journalisten, Schauspielerinnen und Buchhändlern und genossen dort als Kassierer

ein gewisses Ansehen. Philipp, der während der Sitzung nach dem Frühstück fortwährend Branntwein trank, löste sich die Zunge. Er rühmte sich, daß er in Kürze wieder eine Rolle spielen würde. Aber auf eine Frage Josephs nach seinen pekuniären Mitteln bewahrte er Schweigen. Zufällig erschien am folgenden Tage infolge eines Festes keine Zeitung, und um fertig zu werden, schlug Philipp vor, dann noch einmal zu kommen und zu sitzen. Joseph hielt ihm entgegen, daß die Zeit des Salons nahte, er hätte noch kein Geld für die Rahmen seiner beiden Bilder und könnte es sich nur verschaffen, wenn er die Kopie eines Rubens beendete, die ein Bilderhändler namens Magus haben wollte. Das Original gehörte einem reichen Schweizer Bankier, der es nur auf zehn Tage geliehen hätte; der morgige Tag wäre der letzte, und also müßte man notwendig die Sitzung auf den nächsten Sonntag verschieben.

„Ist es das?“ fragte Philipp, indem er ein Gemälde von Rubens, das auf einer Staffelei stand, ansah. „Ja,“ erwiderte Joseph. „Das ist zwanzigtausend Franken wert. Soviel vermag das Genie. Es gibt Leinwandstücke, die sogar Hunderttausende wert sind.“ „Mir gefällt deine Kopie besser,“ sagte der Dragoner „Sie ist jünger,“ sagte Joseph lachend; „aber meine Kopie ist nur tausend Franken wert. Ich brauche noch den morgigen Tag dazu, um ihr alle Töne des Originals zu geben und ihr Alter zu verleihen, so daß man sie nicht mehr auseinander kennt.“ „Adieu, liebe Mutter,“ sagte Philipp, indem er Agathe küßte. „Auf nächsten Sonntag.“

Am folgenden Tage sollte Elias Magus kommen, um sich seine Kopie zu holen. Ein Freund Josephs, der auch für diesen Händler arbeitete, Pierre Grassou de Fougères, wollte diese Kopie sehen, wenn sie vollendet wäre. Um ihm einen Streich zu spielen, stellte Joseph, als er ihn

klopfen hörte, seine Kopie, die mit einem besonderen Firnis gefirnißt war, an die Stelle des Originals und das Original auf seine Staffelei. Er führte Pierre Grassou, der über dieses Kunststück aufs höchste erstaunte, vollständig irre. „Ob du den alten Elias Magus täuschen würdest?“ fragte Pierre Grassou. „Wir werden ja sehen,“ sagte Joseph.

Der Händler kam nicht; es wurde spät. Agathe speiste bei Frau Desroches, die eben ihren Mann verloren hatte. Joseph schlug also Pierre Grassou vor, an seiner Table d'hote zu speisen. Als er hinunterging, ließ er seiner Gewohnheit gemäß den Schlüssel zu seinem Atelier bei der Portiersfrau.

„Ich soll heute abend sitzen,“ sagte Philipp eine Stunde nach dem Aufbruch seines Bruders zu der Portiersfrau. „Joseph kommt zurück, und ich werde ihn im Atelier erwarten.“ Die Portiersfrau gab ihm den Schlüssel, Philipp stieg hinauf, nahm die Kopie in dem Glauben, es sei das Original, stieg wieder hinab, tat, als hätte er etwas vergessen, und verkaufte den Rubens für dreitausend Franken. Er hatte die Vorsichtsmaßregel getroffen, Elias Magus im Namen seines Bruders mitzuteilen, er möchte erst am folgenden Tage kommen. Als Joseph, der seine Mutter von der Witwe Frau Desroches abholte, abends nach Hause kam, erzählte der Portier ihm von der Grille seines Bruders, der kaum gekommen und wieder gegangen wäre. „Ich bin verloren, wenn er nicht wenigstens so zartfühlend war, nur die Kopie zu nehmen,“ rief der Maler, der den Diebstahl erriet. Er stieg rasch die drei Treppen hinauf, stürzte in sein Atelier und sagte: „Gott sei gelobt! Er ist gewesen, was er immer bleiben wird: ein elender Schurke!“ Agathe, die Joseph gefolgt war, verstand dies Wort nicht; aber als ihr Sohn es ihr erklärte, blieb sie aufrecht stehen, ohne Tränen in den

Augen. „Ich habe also nur noch einen Sohn," sagte sie mit leiser Stimme. „Wir haben ihn nicht in den Augen der Fremden entehren wollen," fuhr Joseph fort, „aber jetzt wird man ihn dem Portier preisgeben müssen. In Zukunft hüten wir unsere Schlüssel. Ich werde sein verwünschtes Gesicht aus dem Gedächtnis vollenden, es fehlt nur noch wenig." „Laß es, wie es ist; es würde mich zu sehr schmerzen, es zu sehen," erwiderte die Mutter, die von soviel Gemeinheit bis in den Grund des Herzens getroffen und ganz sprachlos war.

Philipp wußte, wozu das Geld für diese Kopie dienen sollte; er wußte, in welchen Abgrund er seinen Bruder stürzte, und er hatte es für nichts geachtet. Seit diesem letzten Verbrechen sprach Agathe nicht mehr von Philipp; ihr Gesicht nahm den Ausdruck einer bitteren, kalten und konzentrierten Verzweiflung an; ein Gedanke tötete sie. „Eines Tages", sagte sie sich, „werden wir Bridau vor dem Gericht sehen."

Zwei Monate später stellte sich in dem Augenblick, als Agathe eines Morgens eben in ihr Lotteriebureau gehen wollte, ein alter Offizier ein, um Frau Bridau, die gerade mit Joseph ihr Frühstück einnahm, zu sprechen; er nannte sich einen Freund Philipps und sagte, ihn führe eine dringende Angelegenheit her.

Als Giroudeau seinen Namen nannte, zitterten Mutter und Sohn um so mehr, als der Exdragoner die wenig Vertrauen erweckende Physiognomie eines alten Seebären hatte. Seine beiden halb erloschenen grauen Augen, sein scheckiger Schnurrbart, die Reste seines Haars, die wirr um seinen butterfarbenen Schädel hingen, hatten, ich weiß nicht wieso, etwas Verzerrtes, Lüsternes. Er trug einen alten eisengrauen Überrock, der mit der Offiziersrosette der Ehrenlegion geschmückt war und der über dem Bauch eines Kochs nur mit Mühe schloß; dieser

Bauch stand im Einklang mit dem fast bis zu den Ohren reichenden Munde und den starken Schultern. Sein Rumpf ruhte auf kleinen, dünnen Beinen. Schließlich deutete seine Gesichtsfarbe, die auf den Backen ins Rote spielte, auf ein Freudenleben. Der untere Teil der Wangen hing über einen abgenutzten Kragen aus schwarzem Samt herab. „Was für ein Kneipbruder!“ sagte Joseph mit einem Ausdruck vor sich hin, der einst in den Ateliers populär war.

„Gnädige Frau,“ sagte Finots Onkel und Kassierer, „Ihr Sohn befindet sich in einer so unglücklichen Lage, daß es seinen Freunden unmöglich wird, nicht die Bitte an Sie zu richten, Sie möchten die recht schweren Lasten teilen, die er ihnen auferlegt: er kann seine Stellung bei der Zeitung nicht mehr ausfüllen, und Fräulein Florentine, von der Porte-Saint-Martin, gibt ihm in ihrer Wohnung, in der Rue de Vendome, in einer ärmlichen Mansarde Unterkunft. Philipp liegt im Sterben. Wenn nicht Sie und sein Bruder den Arzt und den Apotheker bezahlen können, so werden wir im Interesse seiner Heilung gezwungen sein, ihn ins Kapuzinerhospital bringen zu lassen, während wir ihn für dreihundert Franken behalten würden: er braucht unbedingt eine Wärterin; er geht abends aus, wenn Fräulein Florentine im Theater ist, und er nimmt dann aufreizende Getränke zu sich, die seine Krankheit verschlimmern und seine Behandlung erschweren. Und da wir ihn lieben, so macht er uns wirklich unglücklich. Der arme Bursche hat seine Pension auf drei Jahre verpfändet; er hat bei dem Blatt einen vorläufigen Ersatzmann gefunden und besitzt nichts; aber er wird sich töten, wenn wir ihn nicht in die Heilanstalt des Doktor Dubois bringen, gnädige Frau. Dieses anständige Hospital wird zehn Franken täglich kosten. Florentine und ich, wir werden die Hälfte für einen Monat geben, geben Sie

die andere … Und länger als zwei Monate wird es nicht dauern.“

„Mein Herr, es ist kaum möglich, daß eine Mutter Ihnen nicht ewig dankbar sein sollte für das, was Sie für ihren Sohn tun,“ erwiderte Agathe; „aber dieser Sohn ist aus meinem Herzen gerissen: Geld habe ich nicht. Um diesem meinem Sohn, der Tag und Nacht arbeitet, der sich zu Tode arbeitet und die ganze Liebe seiner Mutter verdient, nicht zur Last zu fallen, trete ich übermorgen als stellvertretende Geschäftsführerin in ein Lotteriebureau. In meinem Alter!“ „Und Sie, junger Mann,“ sagte der alte Dragoner zu Joseph, „wie? Sollten Sie nicht für einen Bruder tun, was eine arme Tänzerin und ein alter Offizier für ihn tun?“ „Hören Sie! Soll ich Ihnen in der Sprache der Künstler den Zweck Ihres Besuches erklären? Nun, Sie kommen, um uns Geld abzuschwindeln.“ „Dann wandert Ihr Bruder also morgen ins Hospital des Südens.“ „Er wird dort gut aufgehoben sein,“ erwiderte Joseph; „wenn ich mich je in gleicher Lage befände, so würde ich auch dorthin gehen.“

Giroudeau zog sich sehr enttäuscht zurück, aber auch sehr gedemütigt, daß er einen Mann, der in der Schlacht von Montereau die Befehle des Kaisers überbracht hatte, zu den Kapuzinern schicken sollte. Drei Monate darauf, gegen Ende des Juli, bemerkte Agathe auf dem Wege in ihr Lotteriebureau — sie ging über den Pont Neuf, um das Brückengeld auf dem Pont des Arts zu sparen — vor den Buden am Quai de l’École, an dessen Brustwehr sie entlang ging, einen Menschen, der die Kleidung des Elends zweiten Grades trug, und der ihr einen Schwindel in den Kopf jagte: sie erkannte in ihm einige Ähnlichkeit mit Philipp. Es gibt nämlich in Paris drei Grade des Elends. Zunächst das Elend des Mannes, der den Schein wahrt und dem die Zukunft gehört: das Elend der jungen Leute,

der Künstler, der Leute der Gesellschaft, die im Augenblick bedrängt sind. Die Anzeichen dieses Elends erkennt nur der geübteste Beobachter. Diese Menschen füllen den Ritterstand des Elends, sie fahren noch mit der Droschke. Auf der zweiten Stufe des Elends stehen die Greise, denen alles gleichgültig ist, die im Juni das Kreuz der Ehrenlegion auf einem Alpakamantel tragen. Es ist das Elend der alten Rentner, ehemaliger Beamter, die im Stift der heiligen Périne wohnen, [illegible] die sich um ihre Kleidung kaum noch [illegible]. Schließlich das Elend in Lumpen, das Elend [illegible], das poetischste übrigens, wie es Callot, [illegible] Murillo, Charlet, Raffet, Gavarni, Meissonier [illegible] anbetet und pflegt, besonders [illegible] Ka[illegible] Mensch, in dem Agathe ihren Sohn wiederzuerkennen glaubte, stand mit dem einen Fuß im zweiten, mit dem anderen im dritten Grade. [illegible] einen furchtbar abgenutzten Kragen, einen [illegible] Hut, schiefgetretene und geflickte Stiefel, einen fadenscheinigen Überrock mit formlosen Knöpfen, deren Kapseln mit den abgenutzten Taschen und dem [illegible] Rockaufschlag in vollkommenem Einklang [illegible]. Daunenspuren verrieten zur Genüge, daß, wenn der Rock etwas enthielt, das nur Staub sein konnte. Aus einer eisengrauen Hose, [illegible] Nähte [illegible]gegangen waren, zog der Mensch Hände hervor, die so schwarz waren wie die eines Arbeiters. [illegible] auf der Brust nichts als eine Unter[illegible] gestrickter Wolle, die ohne Zweifel die Wäsche vertrat. Philipp trug einen Augenschirm aus grünem Taft [illegible] Eisendraht. Sein fast kahler Kopf, sein Teint, sein abgezehrtes Gesicht sprachen deutlich genug davon, daß er aus dem Hospital des Südens kam. Sein blauer Überrock, der an den Nähten verblichen war, trug immer [illegible] Schmuck der Rosette. Daher sahen denn auch

die Vorübergehenden diesen ‚Helden‘, der zweifellos ein Opfer der Regierung war, mit einer Neugier an, in die sich Mitleid mischte; denn die Rosette beunruhigte den Blick und stürzte den wildesten Royalisten in Zweifel, die ehrenhaft waren für die Ehrenlegion. Um diese Zeit gab es in Frankreich, wiewohl man versucht hatte, durch zügellose Ernennungen das Ansehen des Ordens zu untergraben, immerhin noch keine dreiundfünfzigtausend dekorierte Personen. Agathe fühlte, wie ihr innerstes Wesen erbebte. War es ihr auch unmöglich, diesen Sohn zu lieben, so konnte sie doch noch sehr für ihn leiden. Von einem letzten Strahl der Mutterliebe berührt, weinte sie, als sie sah, wie der glänzende Ordonnanzoffizier des Kaisers eine Bewegung machte, um in einen Tabakladen einzutreten und sich eine Zigarre zu kaufen, und wie er auf der Schwelle stehen blieb: er hatte in seiner Tasche gewühlt und nichts gefunden. Agathe ging rasch quer über den Quai, nahm ihre Geldbörse, legte sie Philipp in die Hand und eilte davon, als hätte sie ein Verbrechen begangen. Sie konnte zwei Tage lang nichts zu sich nehmen, denn stets hatte sie das furchtbare Gesicht ihres Sohnes vor Augen, der in Paris Hungers starb.

„Wenn das Geld aus meiner Börse verzehrt ist, wer wird ihm dann welches geben?“ dachte Agathe. „Giroudeau hatte uns nicht belogen: Philipp kommt aus dem Hospital.“ Sie sah nicht mehr den Mörder ihrer armen Tante, die Geißel der Familie, den häuslichen Dieb, den Spieler, den Trinker, den Wüstling der untersten Stufe: sie sah einen Rekonvaleszenten, der Hungers starb, einen Raucher, der keinen Tabak mehr besaß. Sie nahm mit siebenundvierzig Jahren das Aussehen einer Frau von siebzig an. Ihre Augen wurden glanzlos durch die Tränen und das Gebet. Aber es war nicht der letzte Schlag, den dieser Sohn gegen sie führen sollte, und ihre furchtbarste

Besorgnis wurde verwirklicht. Man entdeckte damals eine Verschwörung von Offizieren im Schoße der Armee, und man rief in den Straßen den Auszug aus dem ‚Moniteur' aus, der die Einzelheiten über die Verhaftungen enthielt. Agathe hörte hinten in ihrem Käfig, im Lotteriebureau der Rue Vivienne, den Namen Philipp Bridau. Sie wurde ohnmächtig, und der Geschäftsführer, der ihren Schmerz begriff und einsah, wie notwendig es war, irgend etwas zu tun, gab ihr einen Urlaub von vierzehn Tagen.

„Ach, mein Freund, wir, wir haben ihn mit unserer Strenge da hineingetrieben," sagte Agathe zu Joseph, als sie zu Bett ging. „Ich werde Desroches aufsuchen," entgegnete Joseph. Während der Künstler die Interessen seines Bruders Desroches anvertraute, der als der schlaueste und verschlagenste Advokat in Paris galt, und der übrigens mancherlei Leuten Dienste erwies, unter anderem Des Lupeault, dem damaligen Generalsekretär in einem Ministerium, erschien Giroudeau bei der Witwe, die diesmal Vertrauen zu ihm hatte. „Gnädige Frau," sagte er, „treiben Sie zwölftausend Franken auf, und Ihr Sohn wird in Freiheit gesetzt, weil man keine Beweise hat. Es handelt sich darum, das Schweigen zweier Zeugen zu erkaufen." „Ich werde sie auftreiben," erwiderte die arme Mutter, ohne zu wissen, wo und wie.

Da die Gefahr sie inspirierte, so schrieb sie an ihre Patin, die alte Frau Hochon, sie möchte Jean Jacques Rouget um den Betrag bitten, damit sie Philipp retten könnte. Wenn Rouget sie abwies, so bat sie Frau Hochon um das Darlehn, indem sie sich verpflichtete, es in zwei Jahren zurückzuzahlen. Postwendend erhielt sie folgenden Brief:

„Liebe Kleine! Obgleich Dein Bruder, rund und nett, vierzigtausend Franken Rente hat, nicht zu zählen, was seit siebzehn Jahren erspart worden ist, und was

Herr Hochon auf mehr als sechshunderttausend Franken schätzt, so wird er keinen Heller für seine Neffen geben, wenn er sie nicht kennt. Ich selber, das wirst Du nicht wissen, kann über keine sechs Franken verfügen, solange mein Gatte lebt. Hochon ist der größte Geizhals in Issoudun; ich weiß nicht, was er mit seinem Geld beginnt, er gibt seinen Enkeln keine zwanzig Franken im Jahr; um zu leihen, bedürfte ich seiner Ermächtigung, die er mir abschlagen würde. Ich habe nicht einmal versucht, mit Deinem Bruder eine Rücksprache zu veranlassen, denn er hat eine Konkubine bei sich, deren ergebenster Diener er ist. Es ist ein Jammer, wenn man sieht, wie der arme Mann in seinem Hause behandelt wird, während er eine Schwester und Neffen hat. Ich habe Dir mehrmals zu verstehen gegeben, daß Deine Anwesenheit in Issoudun Deinen Bruder retten könnte, und daß Du zugleich den Klauen dieses Ungeziefers für Deine Kinder ein Vermögen von vierzig, ja vielleicht sechzigtausend Franken Rente entreißen würdest. Aber Du hast mir nicht darauf geantwortet, oder vielmehr es scheint, Du hast mich nie verstanden. Daher bin ich auch heute gezwungen, Dir ohne jene Vorsicht, wie sie in Briefen angebracht ist, zu schreiben. Ich nehme großen Anteil an dem Unglück, das Dich trifft, aber ich kann Dich nur beklagen, mein teures Kind. Ich will Dir sagen, weshalb ich Dir zu nichts gut sein kann. Mit fünfundachtzig Jahren nimmt Hochon seine vier Mahlzeiten zu sich, ißt abends Salat mit harten Eiern und läuft wie ein Kaninchen. Mein ganzes Leben wird verstreichen, denn er wird mir meine Grabschrift schreiben, ohne daß ich je zwanzig Franken in meiner Börse gesehen habe. Wenn Du nach Issoudun kommen willst, um den Einfluß der Konkubine auf Deinen Bruder zu bekämpfen, so wird es, da Rouget seine Gründe hat, Dich nicht bei sich

aufzunehmen, schon Mühe genug kosten, daß ich von meinem Gatten die Erlaubnis erhalte, Dich bei mir zu haben. Aber Du kannst kommen; er wird mir hierin nachgeben. Ich weiß ein Mittel, von ihm zu erlangen, was ich will, nämlich: daß ich ihm von meinem Testament spreche. Dies scheint mir so furchtbar, daß ich noch nie meine Zuflucht dazu genommen habe; aber für Dich werde ich das Unmögliche tun. Ich hoffe, daß Dein Philipp davonkommen wird, zumal wenn Ihr einen guten Advokaten nehmt; aber eilt so schnell wie möglich nach Issoudun. Bedenke, daß Dein Dummkopf von Bruder mit siebenundfünfzig Jahren hinfälliger und älter ist als Hochon. Die Sache ist also dringlich. Man spricht schon von einem Testament, das Dich der Erbschaft berauben soll; aber, wie Hochon mir sagt, ist es immer noch Zeit, ihn zum Widerruf zu bringen. Adieu, meine kleine Agathe, Gott helfe Dir! Und zähle auch auf Deine Patin, die Dich liebt.

Maximiliane Hochon, geb. Lousteau.

PS. Hat Dir mein Neffe Etienne, der für die Zeitungen schreibt, und der, wie ich höre, mit deinem Sohn Philipp befreundet ist, seine Aufwartung gemacht? Aber komm, wir wollen von ihm plaudern."

Dieser Brief machte Agathe viel zu schaffen; sie zeigte ihn gezwungenermaßen Joseph, dem sie auch Giroudeaus Vorschlag erzählen mußte. Der Künstler, der vorsichtig wurde, sobald es sich um seinen Bruder handelte, machte seine Mutter darauf aufmerksam, daß sie Desroches alles mitteilen müßte. Da ihr die Richtigkeit dieser Bemerkung einleuchtete, so ging die Mutter am folgenden Tage gegen zehn Uhr, von ihrem Sohn begleitet, in die Rue de Buci, um Desroches aufzusuchen. Der Advokat, wie sein verstorbener Vater ein trockener Mensch mit schneidender

I

Stimme, rauhem Teint, unerbittlichen Augen und dem Gesicht eines Marders, der sich das Blut der Hühner von den Lippen leckt, sprang wie ein Tiger in die Höhe, als er von Giroudeaus Besuch und Vorschlag hörte.

„Ach, Mutter Bridau!" rief er mit seiner leisen, geborstenen Stimme, „wie lange wollen Sie sich von Ihrem verfluchten Sohn und Halunken an der Nase herumführen lassen? Geben Sie keinen Heller; ich verbürge mich Ihnen für Philipp. Um ihm seine Zukunft zu retten, lege ich Wert darauf, daß er vor dem Pairshof gerichtet wird. Sie haben Angst, daß er verurteilt werden könnte? Aber wollte Gott, daß sein Advokat die Verurteilung zuließe! Gehen Sie nach Issoudun, retten Sie das Vermögen Ihrer Kinder. Wenn es Ihnen nicht gelingt, wenn Ihr Bruder ein Testament zugunsten dieser Frau gemacht hat, und wenn Sie ihn nicht dahin bringen, daß er es widerruft ... nun, dann sammeln Sie wenigstens die Grundlagen eines Erbschleicherprozesses; ich werde ihn führen. Aber Sie sind eine zu ehrliche Frau, um die Grundlagen für einen solchen Prozeß zu erkennen! In den Ferien werde ich selbst hingehen! Nach Issoudun ... wenn ich kann."

Bei diesem „werde ich selbst hingehen" erbebte der Künstler in seiner Haut. Desroches zwinkerte mit den Augen, um Joseph anzudeuten, daß er seine Mutter ein wenig vorausgehen lassen sollte, und er hielt ihn einen Augenblick allein zurück. „Ihr Bruder ist ein großer Lump; er ist, ob absichtlich oder unabsichtlich, die Ursache der Entdeckung dieser Verschwörung; denn der Kerl ist so gerieben, daß man die Wahrheit darüber nicht herausbekommen kann. Suchen Sie ihm zwischen dem Tropf und dem Verräter eine Rolle aus. Ohne Zweifel wird er unter die Aufsicht der politischen Polizei gestellt werden, weiter nichts. Seien Sie ruhig, dies Geheimnis kenne nur ich. Eilen Sie mit Ihrer Mutter nach

Issoudun, Sie haben Geist, suchen Sie diese Erbschaft zu retten.“

„Ja, meine arme Mutter, Desroches hat recht,“ sagte Joseph, als er Agathe im Atelier vorfand. „Ich habe meine beiden Bilder verkauft; laß uns nach Issoudun fahren, da du vierzehn Tage vor dir hast.“

Nachdem Agathe an Frau Hochon geschrieben hatte, um ihr ihre Ankunft zu melden, machten sie und Joseph sich am folgenden Abend auf den Weg nach Issoudun, indem sie Philipp seinem Schicksal überließen. Die Post fuhr durch die Rue d’Enfer, um die Straße nach Orleans einzuschlagen. Als Agathe den Luxembourg bemerkte, in den Philipp überführt worden war, konnte sie die Worte nicht unterdrücken: „Ohne die Verbündeten wäre er nicht dort!“ Viele Kinder hätten bei dieser Bemerkung eine ungeduldige Bewegung gemacht, hätten mitleidig gelächelt; aber der Künstler, der mit seiner Mutter in dem Abteil allein saß, drückte sie ans Herz und sagte: „O Mutter, du bist Mutter, wie Raffael Maler war! Und du wirst stets eine einfältige Mutter bleiben!“

Da die Zerstreuungen der Reise sie bald ihrem Kummer entrissen, so sah Frau Bridau sich gezwungen, an das Ziel ihrer Fahrt zu denken. Natürlich las sie den Brief der Frau Hochon noch einmal durch, da er den Advokaten so sehr aufgeregt hatte. Jetzt erst fielen ihr die Worte ‚Konkubine‘ und ‚Ungeziefer‘ auf, die eine ebenso fromme wie ehrbare Siebzigerin anwandte, um jene Frau zu bezeichnen, die Jean Jacques Rougets Vermögen aufzuzehren im Begriff stand. Da nun sie selber ‚einfältig‘ genannt wurde, so fragte sie sich, wie sie durch ihre Gegenwart in Issoudun eine Erbschaft retten könnte. Joseph, der arme, uneigennützige Künstler, verstand so wenig vom Gesetz, und der Ausruf seiner Mutter machte ihn zerstreut.

„Ehe unser Freund Desroches uns ausschickte, um eine Erbschaft zu retten, hätte er uns eigentlich auseinandersetzen müssen, wie man sie fassen kann,“ rief Joseph. „Wenn mir der Kopf, der noch ganz betäubt ist von dem Gedanken, daß Philipp, vielleicht ohne Tabak, im Gefängnis sitzt und vor dem Pairshof erscheinen soll, mein Gedächtnis nicht trübt,“ erwiderte Agathe, „so scheint mir, der junge Desroches sagte, wir sollten die Grundlagen zu einem Erbschleicherprozeß sammeln, falls mein Bruder ein Testament zugunsten dieser ... dieser ... Frau gemacht hat.“ „Desroches ist gut! ...“ rief der Maler. „Nun, wenn wir nichts davon verstehen, so werde ich ihn bitten, selbst hinzugehen.“ „Wir wollen uns nicht unnötig den Kopf zerbrechen,“ sagte Agathe. „Wenn wir in Issoudun sind, so wird meine Patin uns leiten.“

Diese Unterhaltung, die in dem Augenblick stattfand, als Frau Bridau und Joseph nach dem Wagenwechsel zu Orleans in die Sologne einfuhren, deutet zur Genüge an, wie sehr der Maler und seine Mutter außerstande waren, die Rolle zu spielen, die der furchtbare Advokat Desroches ihnen zudachte. Aber als Agathe nach dreißigjähriger Abwesenheit wieder in Issoudun einzog, fand sie dort die Sitten so verwandelt, daß es nötig ist, in wenigen Worten ein Bild von dieser Stadt zu entwerfen. Ohne eine solche Schilderung würde man schwerlich verstehen, welchen Heroismus Frau Hochon entfaltete, wenn sie ihr Patenkind unterstützte, und in welcher seltsamen Lage Jean Jacques Rouget war. Obgleich Doktor Rouget seinen Sohn daran gewöhnt hatte, Agathe als eine Fremde anzusehen, so war es doch ein wenig zu merkwürdig, daß ein Bruder dreißig Jahre lang seiner Schwester kein Lebenszeichen mehr gegeben hatte. Dieses Schweigen lag offenbar in wunderlichen Umständen begründet, die andere Verwandte als Joseph und Agathe längst hätten

kennen lernen wollen. Kurz, zwischen dem Zustand der Stadt und den Interessen der Bridaus bestanden gewisse Beziehungen, die man im Laufe der Erzählung begreifen wird.

Mit aller Achtung vor Paris sei es gesagt, Issoudun ist eine der ältesten Städte Frankreichs. Trotz der historischen Vorurteile, die den Kaiser Probus zum Noah der beiden Gallien machen wollen, hat schon Cäsar von dem ausgezeichneten Wein von Champ-Fort (de campo forti) gesprochen, einem der besten Weinberge Issouduns. Rigord spricht über diese Stadt in Worten, die keinen Zweifel über ihre große Bevölkerung und ihren ungeheuren Handel lassen. Aber diese beiden Zeugen würden ihr im Vergleich mit ihrer grauen Vorzeit immer noch ein ziemlich geringes Alter zusprechen. Tatsächlich hat man durch die kürzlich vorgenommenen Ausgrabungen eines gelehrten Archäologen dieser Stadt, des Herrn Armand Pérémet, unter dem berühmten Turm von Issoudun eine Basilika des fünften Jahrhunderts entdeckt, wahrscheinlich die einzige, die es in Frankreich gibt. Diese Kirche trägt schon in ihrem Material das Gepräge einer noch früheren Zivilisation, denn ihre Steine entstammen einem römischen Tempel, an dessen Stelle sie getreten ist. Und nach den Forschungen jenes Altertumskundigen trüge Issoudun wie alle französischen Städte, deren alte oder moderne Endung das ‚dun' (dunum) enthält, schon in seinem Namen das Zeugnis einer autochthonen Existenz. Dieses Wort ‚Dun', das Erkennungszeichen für jede vom Druidenkult geweihte Bedeutung, müßte danach auf einen militärischen oder religiösen Mittelpunkt der Kelten hinweisen. Die Römer hätten dann unter dem Dun der Gallier einen Isistempel erbaut. Daher nach Chaumon der Name der Stadt Is-sous-Dun (Is unter Dun). Is wäre die Abkürzung von Isis. Richard Löwenherz hat

ziemlich sicher über der Basilika, dem dritten Denkmal der dritten Religion dieser alten Stadt, den berühmten Turm erbaut, in dem er Münzen schlug. Er hat diese Kirche als einen für die Errichtung seines Walles nötigen Stützpunkt benutzt und sie erhalten, indem er sie wie mit einem Mantel mit seinen mittelalterlichen Befestigungen umgab. Issoudun war damals der Eintagssitz der Wegelagerer und Plünderer, jener Kondottieri, die Heinrich der Zweite seinem Sohn Richard zur Zeit seiner Empörung als Graf von Poitou entgegenstellte. Die Geschichte Aquitaniens, die die Benediktiner nicht geschrieben haben, wird zweifellos nie geschrieben werden, da es keine Benediktiner mehr gibt. Daher kann man dieses archäologische Dunkel in der Geschichte unserer Sitten nie genug aufklären, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet. Es ist noch ein anderes Zeugnis für die alte Macht Issouduns vorhanden, nämlich in der Kanalisation der Tournemine, eines kleinen Flusses, der auf eine weite Landstrecke hin um mehrere Meter über das Niveau der Théols, des die Stadt umfließenden Flusses, erhöht wurde. Dieses Werk verdankt man ohne Frage dem Genie der Römer. Schließlich wird das Stadtviertel, das sich vom Schloß nach Norden hin erstreckt, von einer Straße durchzogen, die seit mehr als zweitausend Jahren die Rue de Rome heißt. Auch das Stadtviertel selbst heißt das Römische Viertel. Die Bewohner dieses Stadtviertels, die übrigens in ihrer Rasse, in ihrem Blut und im Bau des Gesichts ein besonderes Gepräge zeigen, nennen sich Abkömmlinge der Römer. Es sind fast lauter Weinbauern von auffallender Sittenstrenge, die sie ohne Zweifel ihrer Herkunft verdanken, vielleicht auch ihrem Siege über die Wegelagerer und Plünderer, die sie im zwölften Jahrhundert auf der Ebene von Charost vernichteten. Nach der Erhebung von 1830 war Frank-

reich zu erregt, um den Aufstand der Weinbauern in Issoudun zu beachten; er war furchtbar, und aus guten Gründen hat man übrigens Einzelheiten über ihn nicht veröffentlicht. Zunächst erlaubten die Bürger von Issoudun den Truppen nicht, in die Stadt einzuziehen. Sie wollten nach den Bräuchen und Sitten des mittelalterlichen Bürgertums selbst für ihre Stadt einstehen. Die Machthaber sahen sich gezwungen, denen nachzugeben, die von sechs- bis siebentausend Weinbauern unterstützt wurden; hatten doch diese alle Archive und die Bureaus der indirekten Steuern verbrannt und einen Zollbeamten durch die Straßen geschleppt, indem sie bei jeder Laterne sagten: „Da muß man ihn hängen!" Der arme Mensch wurde den Rasenden durch die Nationalgarde entrissen, die ihm das Leben rettete, indem sie ihn unter dem Vorwand, ihm den Prozeß machen zu wollen, ins Gefängnis brachte. Der General konnte nur auf Grund einer mit den Weinbauern abgeschlossenen Kapitulation eindringen, und es gehörte Mut dazu, ihre Massen zu sprengen; denn in dem Augenblick, als er vor dem Rathaus erschien, hielt ihm ein Mann aus dem Römischen Viertel seinen ‚Flieger' an den Hals (der Flieger ist jene grobe Gartenschere, die, an einer Stange befestigt, dazu dient, die Bäume auszuputzen) und rief: „Keine Schreiber mehr, oder es ist mit allem aus!" Dieser Weinbauer hätte dem Mann, den sechzehn Kriegsjahre verschont hatten, den Kopf abgeschnitten, wenn nicht einer der Führer des Aufstandes, dem man versprach, ‚bei der Kammer die Ausrottung der Kellerratten zu beantragen', rasch dazwischen gesprungen wäre.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte Issoudun noch sechzehn- bis siebzehntausend Einwohner, den Rest der doppelten Bevölkerung zur Zeit Rigords. Karl VII. besaß dort einen Palast, der noch vorhanden ist und der bis

zum achtzehnten Jahrhundert unter dem Namen ‚das Haus des Königs‘ bekannt war. Diese Stadt, damals der Mittelpunkt des Wollhandels, versorgte einen Teil von Europa mit Wolle und stellte in großem Maßstabe Tuche, Hüte und ausgezeichnete ziegenlederne Handschuhe her. Unter Ludwig XIV. wurde Issoudun, dem man Baron und Bourdaloue verdankte, immer noch als eine Stadt der Eleganz, der feinen Sprache und der guten Gesellschaft genannt. In seiner Geschichte der Stadt Sancerre stellte der Pfarrer Poupart den Einwohnern von Issoudun das Zeugnis aus, daß sie unter allen Berrichonen durch ihren Scharfsinn und ihren natürlichen Witz hervorragten. Heute sind dieser Glanz und dieser Witz vollständig verschwunden. Issoudun, dessen Ausdehnung noch von der ehemaligen Bedeutung spricht, schreibt sich zwölftausend Einwohner zu, einschließlich der Weinbauern in vier ausgedehnten Vororten: dem von Saint-Paterne, dem von Vilatte, dem Römischen Viertel und dem Faubourg des Alouettes; alle vier sind kleine Städte für sich. Die Bürgerschaft lebt wie die von Versailles in den Straßen. Issoudun hat sich den Wollmarkt in der Landschaft Berri bewahrt, aber diesen Handel bedrohen jetzt die Verbesserungen der Schafrassen, die man überall einführt und denen sich nur die Landschaft Berri verschließt. Die Weinberge von Issoudun tragen einen Wein, den man in zwei Provinzen trinkt; wenn man ihn herstellte, wie Burgund und die Gascogne den ihren herstellen, so könnte er einer der besten Weine Frankreichs werden. Aber ach! Alles zu machen, wie unsere Väter es machten, keine Neuerungen einzuführen, das ist dort Landesgesetz. Die Weinbauern lassen also auch weiterhin den Weinkamm während der Gärung im Most, und das macht einen Wein, der die Quelle neuen Reichtums und für die Stadt ein Sporn der Betriebsam-

keit werden könnte, abscheulich. Dank der Herbheit, die der Weinkamm ihm mitteilt, und die sich, wie man sagt, mit dem Alter mildert, überlebt dieser Wein ein Jahrhundert. Dieser Grund, den der Weinbau selbst anführt, ist für die Weinkunde wichtig genug, um veröffentlicht zu werden. Wilhelm aus der Bretagne hat übrigens diese Eigenschaft in einigen Versen gefeiert.

Der Verfall Issouduns wird also durch den Geist der Unbeweglichkeit, der bis zur Albernheit getrieben wurde, erklärlich; eine Tatsache wird ihn begreiflich machen. Als man sich um die Straße von Paris nach Toulouse bemühte, war es das Natürliche, sie von Vierzon über Issoudun nach Châteauroux zu leiten. Sie wäre kürzer gewesen, als sie werden konnte, wenn man sie, wie es geschehen ist, über Vatan leitete. Aber die Stadtgrößen und der Gemeinderat von Issoudun, dessen Sitzungsprotokoll angeblich noch vorhanden ist, verlangten, daß man sie über Vatan leitete, indem sie den Einwand erhoben, wenn die große Straße durch ihre Stadt führte, so würden die Lebensmittel teurer werden, und man setzte sich der Gefahr aus, für ein Hühnchen dreißig Sous bezahlen zu müssen. Gegenstücke zu einem solchen Beschluß findet man nur in den wildesten Gegenden Sardiniens, eines ehemals so volkreichen und wohlhabenden Landes, das heute ganz öde ist. Als König Karl Albert mit einem löblichen Trieb zur Zivilisation Sassari, die zweite Hauptstadt der Insel, durch eine schöne, großartige Straße, die einzige, die auf der Sardinien benannten Savanne vorhanden ist, mit Cagliari verbinden wollte, erforderte die gerade Linie, daß sie über Banorva führte, einen Distrikt, bewohnt von einer noch nicht unterworfenen Bevölkerung, die man um so eher mit unseren Araberstämmen vergleichen kann, als sie von den Mauren abstammt. Kaum sahen sie, wie nahe sie daran waren, die Zivilisation zu

sich kommen zu lassen, so gaben die Wilden von Banorva, ohne sich der Mühe einer Überlegung zu unterziehen, ihren Widerstand gegen die geplante Straße kund. Die Regierung beachtete diesen Widerstand nicht. Der erste Ingenieur, der den ersten Meßpfahl abstecken wollte, erhielt eine Kugel in den Kopf und starb auf seinem Meßpfahl. Man stellte keine Untersuchung an; und die Straße erhielt eine Kurve, die sie um acht Stunden verlängert.

Zu Issoudun bereitet das ununterbrochene Sinken des Preises der Weine, die am Ort getrunken werden, wenn es auch dem Wunsch der Bürger, billig zu leben, entgegenkommt, den Ruin der Weinbauern vor, die immer mehr unter den Baukosten und der Steuer zu leiden haben; ebenso wie der Ruin des Wollhandels und der Stadt entschieden wird durch die Unmöglichkeit, die Rasse der Schafe zu verbessern. Auf dem Lande haben die Leute ein tiefes Grauen vor jeder Art Veränderung, sogar vor der, die ihnen selbst als den eigenen Interessen nützlich erscheint. Ein Pariser trifft auf dem Lande einen Arbeiter, der zu Mittag eine ungeheure Menge Brot, Gemüse und Käse ißt; er beweist ihm, daß er sich, wenn er diese Nahrung durch ein Fleischgericht ersetzte, besser und billiger ernähren würde, daß er mehr arbeiten könnte und sein Lebenskapital nicht so schnell aufzuzehren brauchte. Der Berrichone erkennt die Rechnung als richtig an. „Aber das Gerede, Herr?" antwortet er. „Was ist mit dem Gerede? . . ." „Nun ja, was würde man dazu sagen?" Er würde zum Gespräch der ganzen Gegend werden, erklärte der Grundbesitzer, auf dessen Gut diese Szene stattfand; man würde ihn für so reich halten wie einen Bürger; er hat Angst vor der öffentlichen Meinung, er hat Angst, man könnte mit den Fingern auf ihn zeigen, er könnte als ein schwacher oder kranker Mensch gelten . . . ‚So sind wir in diesem Lande!' Viele Bürger sprechen diesen

letzten Satz mit einem versteckten Gefühl des Stolzes aus. Wenn auf dem Lande, wo man die Bauern sich selbst überläßt, Unwissenheit und Dummheit unbesieglich sind, so ist die Stadt Issoudun bei einer vollständigen sozialen Stagnation angelangt. Unter dem Zwang, das Schwinden des Vermögens durch eine schmutzige Sparsamkeit zu bekämpfen, lebt jede Familie für sich. Übrigens sieht sich die Gesellschaft dort auf immer jenes Zwiespalts beraubt, der den Sitten und Ton verleiht. Die Stadt kennt jenen Gegensatz zweier Kräfte nicht mehr, dem man das Leben der italienischen Stände im Mittelalter verdankt. Issoudun hat keine Adligen mehr. Die Plünderer, die Wegelagerer, der Bauernaufstand, die Religionskriege und die Revolution haben den Adel dort vollständig aufgerieben. Die Stadt ist sehr stolz auf diesen Triumph. Issoudun hat es, um die Billigkeit der Lebensmittel aufrecht zu erhalten, stets abgelehnt, eine Garnison aufzunehmen. Sie hat dieses Verbindungsmittel mit ihrem Jahrhundert verloren, wie sie den Verdienst verloren hat, den die Truppe bringt. Vor 1756 war Issoudun eine der angenehmsten Garnisonsstädte gewesen. Ein Justizdrama, das ganz Frankreich beschäftigte, die Affäre des Generalamtsverwesers gegen den Marquis de Chapt, dessen Sohn, ein Dragoneroffizier, wegen eines Liebeshandels vielleicht gerechter-, aber jedenfalls verräterischerweise hingerichtet wurde, beraubte die Stadt hinfort ihrer Garnison. Der Aufenthalt der 44. Halbbrigade, die während des Bürgerkrieges dort einquartiert wurde, war nicht geeignet, die Einwohner mit dem Kriegsvolk zu versöhnen. Bourges, dessen Bevölkerung mit jedem Jahrzehnt abnimmt, ist von der gleichen sozialen Krankheit befallen. Die Lebenskraft verläßt diese großen Körper. Sicherlich ist die Verwaltung an diesem Unheil schuld. Es ist die Pflicht einer Regierung, solche Flecken auf dem Staatskörper zu

erkennen und energische Leute in diese kranken Ortschaften zu schicken, damit sie den Stand der Dinge ändern. Aber ach! Statt dessen freut man sich dieser verhängnisvollen Leichenstille. Und dann, wie soll man neue Verwalter oder fähige Beamte dorthin bekommen? Wem liegt in unseren Tagen daran, sich in Landkreisen zu vergraben, wo das Gute, das man tun kann, glanzlos bleibt? Wenn man etwa Leute dort unterbringt, die der Gegend fremd sind, so werden sie bald ebenfalls ergriffen von der Macht der Tatenlosigkeit und bequemen sich diesem entsetzlichen Provinzleben an. Issoudun hätte Napoleon abgestumpft. Infolge dieser eigenartigen Lage wurde Issoudun im Jahre 1822 von lauter Leuten verwaltet, die der Landschaft Le Berri entstammten. Die Macht sah sich also lahmgelegt oder kraftlos, ausgenommen in den natürlich sehr seltenen Fällen, in denen wegen ihrer offenbaren Schwere die Justiz einzugreifen gezwungen war. Der Generalprokurator, Herr Mouilleron, war jedermanns Vetter, und sein Stellvertreter gehörte einer Familie der Stadt an. Der Gerichtspräsident machte sich, ehe er diese Würde erlangte, durch eins jener Worte berühmt, die einem Menschen in der Provinz für Lebenszeit eine Eselsmütze auf den Kopf setzen. Als er in einem Strafprozeß, der zur Verhängung der Todesstrafe führen mußte, die Voruntersuchung geschlossen hatte, sagte er zu dem Angeklagten: „Mein armer Peter, die Geschichte ist klar, man wird dir den Hals abschneiden. Laß dir das zur Lehre dienen!“ Der Polizeikommissar, der seit der Restauration Kommissar war, hatte Verwandte im ganzen Kreis. Schließlich war nicht nur der Einfluß der Religion gleich null, sondern der Pfarrer genoß nicht einmal irgendwelches Ansehen. Die liberale, zanksüchtige und unwissende Bürgerschaft erzählte sich mehr oder minder komische Geschichten über die Beziehungen dieses armen

Mannes zu seiner Dienerin. Die Kinder gingen darum nicht weniger in den Unterricht und zur ersten Kommunion; es gab darum nicht minder ein Gymnasium; man las auch die Messe, man feierte immer die Feste; man zahlte die Steuern, das einzige, was Paris von der Provinz verlangt; und der Bürgermeister traf Entscheidungen; aber all diese Bekundungen des sozialen Lebens geschahen aus Schlendrian. So stand denn die Verwaltung in wundervollem Einklang mit der intellektuellen und moralischen Verfassung der Stadt. Die Ereignisse dieser Geschichte werden übrigens die Wirkungen dieses Standes der Dinge schildern, der nicht so einzigartig ist, wie man glauben könnte. Viele Städte in Frankreich, besonders im Süden, gleichen Issoudun. Der Zustand, in den der Triumph des Bürgertums diese Kreishauptstadt versetzt hat, ist der, der ganz Frankreich und selbst Paris erwartet, wenn das Bürgertum weiter die äußere und innere Politik unseres Landes beherrscht.

Jetzt ein Wort über die Topographie. Issoudun erstreckt sich von Norden nach Süden auf einer Hügellehne, die sich nach der Straße von Châteauroux hin abrundet. Am Fuß dieser Erhebung hat man einst für die Bedürfnisse der Fabriken oder um in der Blütezeit der Stadt die Gräben der Wälle füllen zu können, einen Kanal angelegt, der jetzt La Rivière-Forcée heißt, und dessen Wasser der Théols entstammt. Die Rivière-Forcée bildet einen künstlichen Arm, der sich hinter dem Römischen Viertel an der Stelle, wo auch die Tournemine und ein paar andere Wasserläufe münden, in den natürlichen Strom ergießt. Die kleinen fließenden Wasser und die beiden Flüsse bewässern ziemlich ausgedehnte Weiden, die auf allen Seiten von gelblichen oder weißen, mit schwarzen Punkten durchsäten Hügeln umgeben sind. So sehen sieben Monate des Jahres hindurch die Wein-

berge von Issoudun aus. Die Weinbauern beschneiden die Rebe jedes Jahr und lassen nur inmitten einer trichterförmigen Vertiefung einen häßlichen Strunk ohne Stütze stehen. Daher wird das Auge, wenn man von Vierzon, Vatan oder Châteauroux kommt, nachdem diese einförmigen Flächen es traurig gemacht haben, angenehm überrascht bei dem Anblick der Weiden von Issoudun, der Oase dieses Teils der Landschaft Le Berri, die das Land auf zehn Stunden im Umkreis mit Gemüse versorgt. Unterhalb des Römischen Viertels dehnt sich eine weite Marsch, die ganz mit Küchengewächsen bebaut ist und in zwei Teile zerfällt, die den Namen des oberen und des unteren Baltan führen. Eine breite und lange Allee, die mit zwei doppelten Pappelreihen geschmückt ist, führt von der Stadt quer durch die Wiesen zu einem ehemaligen Kloster namens Frapesle, dessen englische Gärten, die im ganzen Kreis einzig dastehen, den ehrgeizigen Namen Tivoli erhalten haben. Sonntags vertrauen sich dort die Liebespaare ihre Geheimnisse an. Notwendigerweise offenbaren sich dem aufmerksamen Beobachter noch Spuren der einstigen Größe Issouduns, und die auffallendsten bestehen in der Teilung der Stadt. Das Schloß, das ehemals mit seinen Mauern und Gräben eine Stadt für sich bildete, ist ein deutlich abgetrennter Distrikt, in den man noch heute nur durch die alten Tore eindringt, und den man nur auf drei Brücken verlassen kann, die über die Arme der beiden Flüsse geschlagen sind: er allein trägt das Gepräge einer alten Stadt. Die Wälle zeigen immer noch von Ort zu Ort ihre achtunggebietenden Steinschichten, auf denen sich Häuser erheben. Oberhalb des Schlosses ragt der Turm, der seine Festung war. Wer sich der Stadt bemeistert hatte, die sich um diese beiden befestigten Punkte dehnte, hatte noch das Schloß und den Turm zu nehmen. Der

Besitz des Schlosses war noch nicht gleichbedeutend mit dem des Turms. Der Vorort Saint-Paterne, der jenseits des Turms gleichsam eine Palette beschrieb, und in die Weiden eingriff, ist zu ausgedehnt, als daß er nicht in der grauesten Vorzeit hätte die Stadt selbst sein müssen. Seit dem Mittelalter wird Issoudun wie Paris seinen Hügel überschritten und sich jenseits des Schlosses und des Turms hingelagert haben. Diese Anschauung gewann 1822 noch den Schein der Gewißheit durch das Vorhandensein der reizenden Kirche von Saint-Paterne, die neuerdings von dem Erben des Mannes, der sie der Nation abkaufte, niedergerissen worden ist. Diese Kirche, eins der hübschesten Beispiele des romanischen Stils, die Frankreich besaß, ist verschwunden, ohne daß irgend jemand das Portal, das wunderbar erhalten war, auch nur gezeichnet hätte. Die einzige Stimme, die sich erhob, um das Denkmal zu retten, fand nirgends, weder in der Stadt noch in der Provinz, ein Echo. Obgleich das Schloß von Issoudun mit seinen engen Straßen und alten Behausungen den Charakter einer alten Stadt zeigt, so bietet doch die eigentliche Stadt, die mehrmals und zu den verschiedensten Zeiten erobert und eingeäschert wurde, vor allem während der Fronde[1]), als sie ganz niederbrannte, ein modernes Bild. Die im Verhältnis zu anderen Städten geräumigen Straßen und gut gebauten Häuser bilden mit dem Anblick des Schlosses einen recht auffälligen Gegensatz, der der Stadt Issoudun in einigen geographischen Lehrbüchern das Beiwort ‚hübsch' eingetragen hat.

In einer so beschaffenen Stadt ohne irgendwelche auch nur kommerzielle Betriebsamkeit, ohne Geschmack an den Künsten, ohne gelehrte Beschäftigungen, einer Stadt, wo jeder in seinem Hause blieb, mußte der Augenblick kommen, und er kam 1816 unter der Restauration, als

[1]) Unruhen um 1650, die den Sturz Mazarins zum Ziel hatten.

der Krieg vorüber war, in dem unter den jungen Leuten der Stadt mancher keine Laufb[illegible]nzuschlagen hatte und nicht wußte, was er bis [illegible] Heirat oder bis zu der Zeit, da er seine Elt[illegible]e, beginnen sollte. Zu Hause langweilten sich diese jungen Leute, in der Stadt fanden sie keinerlei Zerstreuung; und da die Jugend nach einem landesüblichen Wort ‚sich den Schorf abscheuern muß', so spielten sie ihre Streiche auf Kosten der Stadt selber. Es wurde ihnen schwer, bei vollem Tageslicht zu arbeiten, man hätte sie erkannt; und war der Becher ihrer Missetaten einmal voll, so hätte man sie bei dem ersten ein wenig zu starken Seitensprung vor das Polizeigericht gestellt; sie wählten also verständigermaßen die Nacht, um ihre schlimmen Streiche zu spielen. So glänzte in diesen alten Resten soviel verschiedener entschwundener Zivilisationen wie eine letzte Flamme noch eine Spur von dem Schelmengeist, der einst die Sitten ausgezeichnet hatte. Diese jungen Leute amüsierten sich, wie sich ehedem Karl IX. und seine Höflinge, Heinrich IV. und seine Genossen amüsiert hatten, und wie man sich in vielen Provinzstädten amüsierte. Einmal durch die Notwendigkeit, sich gegenseitig zu helfen, sich zu verteidigen und lustige Streiche zu erfinden, zum Bündnis getrieben, entwickelten sie durch den Zusammenprall der Ideen jenes Übermaß der Bosheit, wie es die Jugend mit sich bringt und wie man es bis zu den Tieren hinab beobachten kann. Das Bündnis gab ihnen obendrein jene kleinen Genüsse, wie sie die Heimlichkeit einer dauernden Verschwörung verschafft. Sie nannten sich die Ritter des Müßiggangs. Am Tage waren diese jungen Affen kleine Heilige, sie gaben sich alle den Schein, als wären sie äußerst still; und übrigens schliefen sie nach den Nächten, in denen sie irgendeine Untat vollbracht hatten, ziemlich lange. Die Ritter des

Müßiggangs begannen mit gewöhnlichen Possen: sie hoben Ladenschilder aus oder vertauschten sie, schellten an den Türen, stürzten ein Faß, das irgend jemand an seiner Tür vergessen hatte, mit Gepolter in den Keller seines Nachbars, den dann ein Lärm weckte, der an die Explosion einer Mine glauben ließ. Zu Issoudun steigt man wie in vielen Städten in den Keller durch eine Falltür hinab, deren vor dem Eingang zum Hause belegene Öffnung mit einem Scharnierbrett zugedeckt ist, das wiederum ein großes Vorlegeschloß hat. Diese neuen ‚schlimmen Burschen‘ waren gegen Ende des Jahres 1816 noch nicht über die Scherze hinausgewachsen, wie sie die jungen Leute und Knaben in allen Provinzen treiben. Aber im Januar 1817 erhielt der Orden des Müßiggangs einen Großmeister, und hinfort zeichnete er sich durch Streiche aus, die bis zum Jahre 1823 eine Art von Schrecken in Issoudun verbreiteten oder wenigstens die Handwerker und Bürger in beständigem Alarm hielten.

Dieser Führer war ein gewisser Maxence Gilet, einfacher Max genannt, den sein Vorleben ebensosehr für diese Rolle bestimmte, wie es seine Kraft und seine Jugend taten. Maxence Gilet galt in Issoudun als der natürliche Sohn jenes Subdelegierten, des Herrn Lousteau, des Bruders der Frau Hochon, dessen Galanterie vielerlei Erinnerungen hinterlassen hat, und dem, wie man bereits weiß, aus Anlaß der Geburt Agathes der Haß des alten Doktor Rouget zuteil wurde. Aber die Freundschaft, die diese beiden Männer vor ihrer Entzweiung verbunden hatte, war so vertraut gewesen, daß sie, um einen Ausdruck der Zeit und der Stadt zu gebrauchen, gern desselben Weges gingen. Daher behauptete man, Max könnte ebensogut der Sohn des Doktor Rouget sein wie der des Subdelegierten; in Wahrheit gehörte er weder dem einen noch dem anderen an, denn sein Vater war ein reizen-

der Dragoneroffizier der Garnison Bourges. Nichtsdestoweniger machten sich infolge ihrer Vertrautheit, zum Glück für das Kind, der Doktor und der Subdelegierte die Vaterschaft beständig streitig. Die Mutter, die Frau eines armen Holzschuhmachers im Römischen Viertel, war zum Unheil für ihre Seele von überraschender Schönheit, einer Schönheit aus dem Trastevere; und das war das einzige, was sie ihrem Sohn mitgab. Frau Gilet, die 1788 mit Max schwanger ging, hatte sich diese Segnung des Himmels lange gewünscht, die man boshaft genug war, der Galanterie der beiden Freunde zuzuschreiben, ohne Zweifel, um sie gegeneinander zu reizen. Gilet, ein eingefleischter alter Trunkenbold, begünstigte die Unregelmäßigkeiten seiner Frau durch ein Einverständnis und eine Nachsicht, wie sie in der unteren Klasse nicht ohne Beispiel sind. Um ihrem Sohn Beschützer zu verschaffen, hütete die Gilet sich gar wohl, die falschen Väter aufzuklären. In Paris wäre sie Millionärin geworden; in Issoudun konnte sie bald behaglich leben, bald stak sie im Elend, und schließlich wurde sie verachtet. Frau Hochon, Herrn Lousteaus Schwester, gab etwa zehn Taler im Jahr, damit Max die Schule besuchen konnte. Diese Freigebigkeit, die Frau Hochon sich infolge des Geizes ihres Gatten nicht erlauben konnte, wurde begreiflicherweise ihrem Bruder zugeschrieben, der damals in Sancerre lebte. Als Doktor Rouget, der als Junggeselle nicht glücklich war, die Schönheit des Knaben bemerkte, bezahlte er bis 1805 die Pension im Kolleg für den ‚jungen Schlingel‘, wie er ihn nannte. Da der Subdelegierte im Jahre 1800 starb, und da der Arzt, wenn er für Max fünf Jahre lang die Pension bezahlte, einem Gefühl der Eitelkeit zu gehorchen schien, so blieb die Frage der Vaterschaft stets unentschieden. Maxence Gilet, die Zielscheibe für tausend Scherze, wurde übrigens

bald vergessen. Das kam so. 1806, ein Jahr nach dem Tode des Doktor Rouget, erlaubte sich dieser Bursche, der für ein Abenteuerleben wie geschaffen schien und zudem mit bemerkenswerter Kraft und Geschicklichkeit begabt war, eine Fülle von Missetaten, die zu begehen mehr oder minder gefährlich war. Er verständigte sich bereits mit den Enkeln des Herrn Hochon, um die Krämer der Stadt rasend zu machen, er erntete das Obst, ehe die Eigentümer dazu kamen, denn er stieß sich nicht daran, daß er Mauern ersteigen mußte. Dieser kleine Satan hatte in wilden Leibesübungen nicht seinesgleichen; er turnte vollendet am Barren, er hätte Hasen im Lauf greifen können. Da er einen Blick hatte, der eines Lederstrumpf würdig gewesen wäre, so liebte er die Jagd schon leidenschaftlich. Statt zu lernen, brachte er seine Zeit damit zu, daß er nach der Scheibe schoß. Das Geld, das dem alten Rouget entlockt wurde, benutzte er, um für eine alte Pistole, die Vater Gilet, der Holzschuhmacher, ihm geschenkt hatte, Pulver und Kugeln zu kaufen. Nun beging er im Herbst des Jahres 1806, als er siebzehn Jahre alt war, einen unbeabsichtigten Mord, indem er mit Einbruch der Nacht, als er Früchte stehlen wollte, eine schwangere junge Frau erschreckte, die er in ihrem Garten überraschte. Von seinem Vater, dem Holzschuhmacher, der sich seiner ohne Zweifel entledigen wollte, mit der Guillotine bedroht, entfloh Max in einem Zuge nach Bourges, traf dort ein Regiment, das nach Spanien unterwegs war, und nahm Dienste. Der Vorfall mit der gestorbenen jungen Frau blieb ohne Folgen.

Ein Bursche von Gilets Charakter mußte sich auszeichnen, und er zeichnete sich so sehr aus, daß er es in drei Feldzügen zum Hauptmann brachte, denn das bißchen Bildung, das er erhalten hatte, half ihm kräftig. 1809 ließ man ihn in Portugal für tot in einer englischen

Batterie liegen, in die seine Kompagnie eingedrungen war, ohne sich halten zu können. Max, den die Engländer gefangennahmen, wurde auf die spanischen Gefangenenschiffe von Cabrera, die grauenhaftesten von allen, geschickt. Man bat freilich für ihn um das Kreuz der Ehrenlegion und den Rang als Bataillonschef; aber der Kaiser war damals in Österreich, er behielt seine Gunstbezeigungen den glänzenden Taten vor, die unter seinen Augen geschahen; er liebte die nicht, die sich fangen ließen, und außerdem war er mit dem Feldzug in Portugal ziemlich unzufrieden. Während dieser vier Jahre wurde Max vollständig demoralisiert, denn die Gefangenenschiffe waren das Bagno ohne das Verbrechen und die Schmach. Zunächst tötete er im Duell, um sich seine Willensfreiheit zu bewahren und sich gegen die Verderbnis zu verteidigen, die diese eines zivilisierten Volkes unwürdigen, unedlen Gefängnisse verwüstete, sieben Raufbolde oder Tyrannen, von denen er zur großen Freude der Opfer sein Schiff befreite (man schlug sich dort in einem Raum von sieben Quadratfuß). Dank der wunderbaren Geschicklichkeit, die er sich in der Handhabung der Waffen erwarb, dank seiner Körperkraft und Gewandtheit herrschte Max auf seinem Schiff. Aber jetzt beging er seinerseits Willkürakte, er erwarb sich Freunde, die für ihn arbeiteten und sich zu seinen Höflingen machten. In dieser Schmerzensschule, in der verbitterte Charaktere nur von Rache träumten, in der die Sophismen, die in den zusammengepferchten Gehirnen aufblühten, schlimme Gedanken rechtfertigten, verdarb Max vollständig. Er lauschte den Ansichten derer, die von dem Glück um jeden Preis träumten, ohne vor den Folgen einer verbrecherischen Handlung zurückzuschrecken; wenn sie nur so vollbracht wurde, daß niemand Beweise hatte. Als endlich der Friede geschlossen wurde, ging er verderbt,

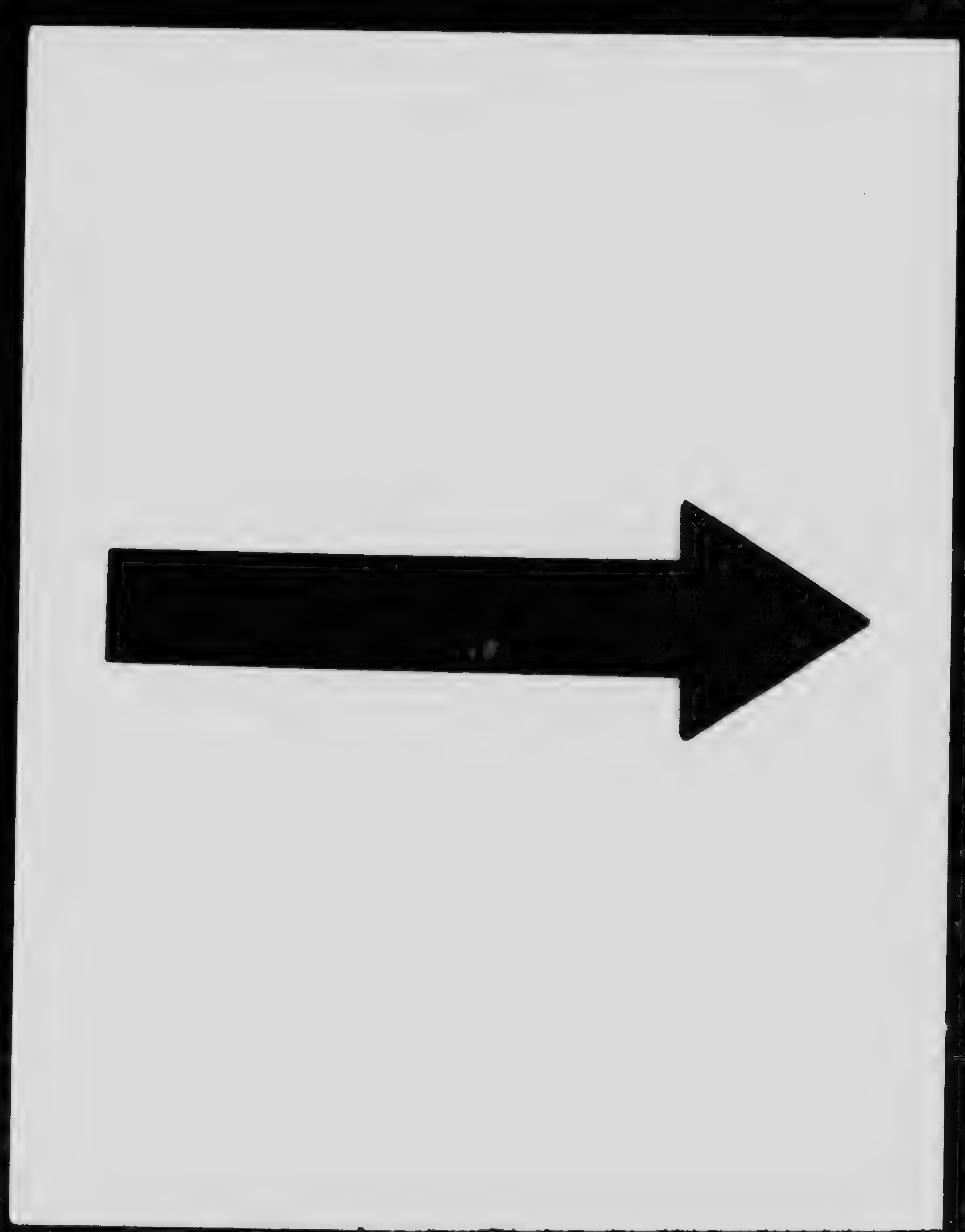
wenn auch noch unschuldig, aus der Gefangenschaft hervor, berufen, je nach den Umständen seines Schicksals, in den höchsten Kreisen ein großer Politiker oder im Privatleben ein Elender zu werden. Er kehrte nach Issoudun zurück und erfuhr dort von dem beklagenswerten Ende seines Vaters und seiner Mutter. Wie alle, die sich ihren Leidenschaften hingeben und die sich nach dem Sprichwort das Leben kurz und gut sein lassen, waren die Gilets in der entsetzlichsten Armut im Hospital gestorben. Fast unmittelbar darauf verbreitete sich die Nachricht von Napoleons Landung zu Cannes in ganz Frankreich. Max wußte nichts besseres zu tun, als nach Paris zu gehen und seinen Rang als Bataillonschef und sein Kreuz zu fordern. Der Marschall, der damals das Kriegsportefeuille inne hatte, entsann sich der schönen Haltung des Hauptmanns Gilet in Portugal; er stellte ihn als Hauptmann in die Garde ein, welche Stellung ihm in der Linie den Rang des Bataillonschefs gab; aber das Kreuz konnte er ihm nicht verschaffen. „Der Kaiser sagt, Sie würden es sich im ersten Gefecht zu verdienen wissen."

Wirklich merkte der Kaiser am Abend des Gefechts bei Fleurus, in dem Gilet sich auszeichnete, den tapferen Hauptmann für die Verleihung vor. Nach der Schlacht bei Waterloo zog Max sich an die Loire zurück. Bei der Verabschiedung der Truppen erkannte der Marschall, Herzog von Feltre, Gilet weder seinen Rang noch sein Kreuz zu. Der Soldat Napoleons kehrte in einem Zustand der Erbitterung, den man sich leicht vorstellen kann, nach Issoudun zurück: er wollte nur mit dem Kreuz und als Bataillonschef wieder Dienste nehmen. Die Bezirkskommandos fanden diese Bedingungen bei einem namenlosen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren, der also mit dreißig Jahren Oberst werden konnte, übertrieben. Max nahm den Abschied. Der Kommandant

— denn unter sich erkannten die Bonapartisten ihre 1815 erlangten Beförderungen an — verlor auf diese Weise das magere Einkommen, das man die Pension nennt und das den Offizieren der Loirearmee zugesprochen wurde.

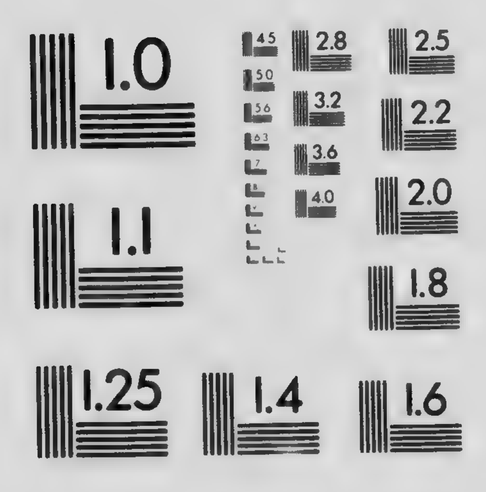
Als man diesen schönen jungen Mann in Issoudun erblickte und erfuhr, daß sein ganzer Besitz in zwanzig Napoleons bestand, erhob sich eine Bewegung zu seinen Gunsten, und der Bürgermeister gab ihm eine Stellung mit sechshundert Franken Gehalt in der Bürgermeisterei. Max, der diese Stellung etwa sechs Monate lang ausfüllte, gab sie selbst auf, und an seine Stelle trat ein Hauptmann namens Carpentier, der wie er Napoleon treu blieb. Da Max schon Großmeister im Orden des Müßiggangs war, hatte er einen Lebenswandel angenommen, der ihm die Achtung der ersten Familien der Stadt verwirkte, ohne daß man es ihn übrigens merken ließ; er war heftig, und jedermann fürchtete ihn, selbst die Offiziere des einstigen Heeres, die sich wie er geweigert hatten, weiter zu dienen, und die in die Landschaft Le Berri zurückkehrten, um ihren Kohl zu bauen. Daß die aus Issoudun gebürtigen Leute die Bourbonen nicht gerade liebten, kann nach dem Bild, das wir entworfen haben, nicht wundernehmen. Daher gab es denn im Verhältnis zu ihrer geringen Bedeutung in dieser Stadt mehr Bonapartisten als irgendwo sonst. Die Bonapartisten wurden, wie man weiß, alle liberal. Man zählte in Issoudun und der Umgebung etwa ein Dutzend Offiziere, die in der gleichen Lage waren wie Maxence, und die ihn zu ihrem Führer wählten, so sehr gefiel er ihnen; ausgenommen waren nur jener Carpentier, sein Nachfolger, und ein gewisser Herr Mignonnet, ein ehemaliger Artilleriehauptmann der Garde. Carpentier, ein erfolgreicher Kavallerieoffizier, verheiratete sich sogleich und gehörte hinfort zu einer der angesehensten Familien der Stadt, der

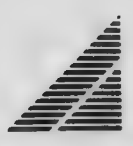
Borniche-Héreaus. Mignonnet, der im Polytechnikum erzogen worden war, hatte in einem Truppenkörper gedient, der sich den anderen gegenüber eine gewisse Überlegenheit anmaßte. Es gab in den kaiserlichen Heeren zwei Farbabstufungen unter den Offizieren. Ein großer Teil bekundete für den Bürger, für den ‚Zivilisten‘, die gleiche Verachtung, die der Adlige dem Nichtadligen, der Eroberer dem Eroberten entgegenbringt. Sie beobachteten in ihren Beziehungen zum Zivil nicht immer die Gesetze der Ehre, und sie tadelten niemanden allzu scharf, der die Bürger niedersäbelte. Die anderen, vor allem die Artillerieoffiziere, ließen, vielleicht infolge ihres Republikanismus, diese Lehre nicht gelten, zumal sie auf nichts geringeres hinaus lief, als darauf, ein zwiefaches Frankreich zu schaffen: ein militärisches Frankreich und ein zivilistisches Frankreich. Wenn also der Kommandant Potel und der Hauptmann Renard, zwei Offiziere aus dem Römischen Viertel, deren Anschauungen über die Zivilisten sich nicht wandelten, ‚trotz allem‘ Maxence Gilets Freunde blieben, so stellten sich der Kommandant Mignonnet und der Hauptmann Carpentier auf die Seite der Bürgerschaft; sie fanden Gilets Verhalten eines Mannes von Ehre unwürdig. Der Kommandant Mignonnet, ein kleiner, trockener, würdevoller Mann, beschäftigte sich mit den Problemen, die die Dampfmaschine darbot, und er lebte bescheiden, indem er sich Herrn und Frau Carpentier für seinen Verkehr auswählte. Sein ruhiger Lebenswandel und seine wissenschaftlichen Beschäftigungen trugen ihm die Achtung der ganzen Stadt ein. Daher sagte man auch, die Herren Mignonnet und Carpentier seien ‚ganz andere Leute‘ als der Kommandant Potel, die Hauptleute Renard und Maxence und die übrigen Stammgäste des Offizierscafés, die die soldatischen Sitten und den Schlendrian des Kaiserreichs beibehielten.



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)





In dem Augenblick, als Frau Bridau nach Issoudun zurückkehrte, war also Max von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Der junge Mann hatte übrigens Selbsterkenntnis genug, bei der Gesellschaft, die man den ‚Cercle' nannte, keine Besuche zu machen, und nie beklagte er sich über die traurige Ausstoßung, die man über ihn verhängte, obgleich er der eleganteste, der am besten angezogene junge Mann in ganz Issoudun war, und obgleich er viel Geld ausgab und sich ausnahmsweise ein Pferd hielt, das in Issoudun ungefähr so viel Aufsehen erregte wie Lord Byrons Pferd in Venedig. Man wird sehen, wie Max trotz seiner Armut und seiner Mittellosigkeit instand gesetzt wurde, den Elegant von Issoudun zu spielen; denn die schmählichen Mittel hierzu, die ihm die Verachtung der anständigen und religiösen Leute eintrugen, hängen mit den Interessen zusammen, die Agathe und Joseph nach Issoudun führten. Nach der Kühnheit seiner Haltung, nach dem Ausdruck seines Gesichts zu schließen, kümmerte Max sich sehr wenig um die öffentliche Meinung; er zählte offenbar darauf, eines Tages seine Rache nehmen zu können und über eben die zu herrschen, die ihn verachteten. Wenn übrigens die Bürgerschaft Max nicht achtete, so bildete die Bewunderung, die sein Charakter im eigentlichen Volk erregte, ein Gegengewicht gegen diese Meinung; sein Mut, seine stattliche Erscheinung, seine Entschiedenheit mußten der Masse gefallen, der seine Verderbtheit ja auch unbekannt blieb, zumal selbst die Bürger sie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung ahnten. Max spielte in Issoudun eine Rolle, die fast der des Schmiedes in dem ‚Schönen Mädchen von Perth' glich; er war der Held des Bonapartismus und der Opposition. Bei allen großen Anlässen zählte man auf ihn, wie die Bürger von Perth auf Smith zählten. Eine Geschichte vor allem gab dem

Helden und dem Opfer der hundert Tage seinen Vorrang. Im Jahre 1819 kam ein von royalistischen Offizieren, jungen Leuten, die eben aus dem Roten Hause[1]) kamen, befehligtes Bataillon auf dem Wege nach Bourges, dessen Garnison es beziehen sollte, durch Issoudun. Da sie nicht wußten, was sie in einer so konstitutionellen Stadt wie Issoudun beginnen sollten, so gingen die Offiziere, um ihre Zeit tot zu schlagen, ins Offizierscafé. In allen Provinzstädten gibt es ein Offizierscafé. Das von Issoudun, das an der Place d'Armes in einem Winkel der Wälle erbaut worden war und von der Witwe eines ehemaligen Offiziers geführt wurde, diente natürlich den Bonapartisten der Stadt, den pensionierten Offizieren und all jenen, die Gilets Anschauungen teilten und denen der Geist der Stadt erlaubte, ihrer Verehrung des Kaisers Ausdruck zu verleihen, als Klub. Seit 1816 feierte man in Issoudun alljährlich den Jahrestag der Krönung Napoleons durch ein Festmahl. Die drei ersten Royalisten, die eintraten, verlangten Zeitungen, unter anderen ‚La Quotidienne' und ‚Le Drapeau blanc'. Die Anschauungen Issouduns, und vor allem die des Offizierscafés duldeten keine royalistischen Blätter. Das Café hielt nur den ‚Commerce', welchen Namen der ‚Constitutionel', der durch ein Dekret verboten worden war, einige Jahre hindurch gezwungenermaßen führen mußte. Als er zum erstenmal unter diesem Titel erschien, begann er seinen Leitartikel mit den Worten: „Der Commerce (Handel) ist seinem Wesen nach konstitutionell," und daher nannte man ihn auch fernerhin Le Constitutionel. Alle Abonnenten griffen den Witz, der von Opposition und Bosheit sprühte und durch den man sie bat, nicht auf das Aushängeschild zu achten, mit Freuden auf, da der Wein stets der gleiche bleiben sollte. Hoch von ihrer Kasse herab erwiderte die dicke

[1]) Name einer Abteilung der ‚Maison Militaire' (Garde).

Dame den Royalisten, sie habe die verlangten Blätter nicht. „Welche Blätter halten Sie denn?“ fragte einer der Offiziere, ein Hauptmann. Der Kellner, ein kleiner junger Mann in blauer Tuchjacke, der eine Schürze aus grober Leinwand trug, brachte den ‚Commerce‘. „Ah! Das ist Ihr Blatt! Haben Sie noch eins?“ „Nein,“ sagte der Kellner; „das ist das einzige.“ Der Hauptmann zerriß das Oppositionsblatt, warf es in Fetzen auf den Boden und spie darauf, indem er sagte: „Ein Dominospiel.“

In zehn Minuten lief die Nachricht von dem Schimpf, der der konstitutionellen Opposition und dem Liberalismus in der Person des sakrosankten Blattes, das mit dem Mut und dem Geist, den man kennt, die Priester angriff, durch alle Straßen; sie ergoß sich wie das Licht in die Häuser; von Platz zu Platz erzählte man sie sich wieder. Auf der Stelle lag das gleiche Wort auf aller Lippen: „Das muß Max erfahren!“ Max kannte die ganze Geschichte gar bald. Die Offiziere hatten ihre Dominopartie noch nicht beendet, so trat Max schon in Begleitung des Kommandanten Potel und des Hauptmanns Renard ins Café; ihm folgten dreißig junge Leute, die auf den Ausgang dieses Abenteuers neugierig waren und die fast alle auf der Place d’Armes stehen blieben. Das Café war bald voll.

„Kellner, mein Blatt!“ sagte Max mit ruhiger Stimme. Man spielte eine kleine Komödie. Die dicke Frau sagte mit furchtsamer und versöhnlicher Stimme: „Ich habe es verliehen, Herr Hauptmann.“ „Holen Sie es!“ rief einer der Freunde. „Könnten Sie das Blatt nicht entbehren?“ fragte der Kellner. „Wir haben es nicht mehr.“ Die jungen Offiziere lachten und warfen Seitenblicke auf die Bürger. „Man hat es zerrissen!“ rief ein junger Mann, indem er den Blick auf die Stelle vor den Füßen des jungen royalistischen Hauptmanns richtete. „Wer hat

sich erlaubt, das Blatt zu zerreißen?" fragte Max mit Donnerstimme und blitzenden Augen, indem er die Arme kreuzte. „Wir haben es sogar angespien," erwiderten die drei jungen Offiziere, indem sie aufstanden und Max ins Auge sahen. „Sie haben die ganze Stadt beleidigt," sagte Max, der leichenblaß geworden war. „Ja, und? ..." fragte der jüngste Offizier. Mit einer Gewandtheit, einer Verwegenheit und Geschwindigkeit, die die jungen Leute nicht voraussehen konnten, gab Max dem ersten Offizier, der in seiner Nähe stand, zwei Ohrfeigen und sagte: „Verstehen Sie Französisch?"

Man ging in die Allee von Frapesle, um sich zu schlagen, drei gegen drei. Potel und Renard wollten nimmermehr zugeben, daß Maxence Gilet allein den Offizieren Rede stand. Max tötete seinen Gegner. Der Kommandant Potel verwundete den seinen so schwer, daß der Unglückliche, ein Sohn aus gutem Hause, am folgenden Tage im Hospital, wohin man ihn verbracht hatte, starb. Der dritte kam mit einem Säbelhieb davon und verwundete seinen Gegner, den Hauptmann Renard. Das Bataillon brach nachts nach Bourges auf. Diese Geschichte, die in der ganzen Landschaft Widerhall fand, machte Maxence Gilet vollends zum Helden.

Die Ritter des Müßiggangs, lauter junge Leute — der älteste war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt —, bewunderten Max. Einige von ihnen beneideten ihn, weit davon entfernt, die Prüderie und die Strenge ihrer Familien ihm gegenüber zu teilen, um seine Stellung und fanden ihn sehr glücklich. Unter einem solchen Führer verrichtete der Orden Wunder. Vom Januar des Jahres 1817 an verging keine Woche mehr, ohne daß die Stadt durch einen neuen Streich in Aufregung versetzt wurde. Max verlangte von den Rittern aus Ehrgefühl gewisse Bedingungen. Man gab Statuten aus. Diese Teufel wurden

wachsam wie die Schüler des Amoros[1]), verwegen wie Hühnergeier, geschickt in allen Leibesübungen, kräftig und gewandt wie Missetäter. Sie vervollkommneten sich darin, auf Dächer zu klettern, in Häuser zu steigen, geräuschlos zu springen und zu gehen, Gips anzurühren und Türen zu sprengen. Sie legten sich ein ganzes Arsenal von Stricken, Leitern, Werkzeugen und Verkleidungen zu. Daher erreichten denn auch die Ritter des Müßiggangs das Ideal der Bosheit, und zwar nicht nur in der Ausführung, sondern auch vor allem in der Erfindung ihrer Streiche. Schließlich erwarben sie sich jenes Genie des Bösen — das Panurg so viel Freude machte —, das Gelächter weckt und jedes Opfer so lächerlich macht, daß niemand sich mehr zu beklagen wagt. Diese Söhne guter Familien hatten übrigens in allen Häusern Beziehungen, die es ihnen ermöglichten, Auskünfte zu erlangen, wie sie der Ausführung ihrer Attentate nützlich waren.

Bei großer Kälte brachten diese eingefleischten Teufel es sehr wohl fertig, einen Ofen aus dem Saal in den Hof zu überführen, und sie stopften ihn mit Holz so voll, daß das Feuer noch am Morgen brannte. Man erfuhr dann in der Stadt, Herr Soundso (ein Geizhals) habe versucht, seinen Hof zu heizen.

Bisweilen legten sie sich allesamt in der Hauptstraße oder in der Rue Basse, gleichsam den beiden Schlagadern der Stadt, in die viele Querstraßen einmündeten, in Hinterhalt. Einzeln hingekauert an der Ecke einer Mauer, in einem Winkel jener kleinen Straßen, riefen sie, den Kopf in die freie Luft gehoben, mitten im ersten Schlummer der Einwohner, mit entsetzter Stimme von einem Ende der Stadt bis zum anderen von Tür zu Tür: „Ja, was ist das? Was ist das?“ Diese wiederholten

---

[1]) Begründer des französischen Turnwesens (Don Francisco Amoros et Ondeano).

Fragen weckten die Bürger, die in Hemd und baumwollener Mütze, ein Licht in der Hand, erschienen, und einander befragten und die merkwürdigsten Gespräche führten, während sie die sonderbarsten Gesichter machten.

Es lebte in der Stadt ein armer, sehr alter Buchbinder, der an Geister glaubte. Wie alle Handwerker in der Provinz arbeitete er in einem niedrigen kleinen Laden. Die Ritter drangen nachts, als Teufel verkleidet, in seinen Laden ein, legten ihn in seine Abfallkiste und machten sich davon, während er allein wie drei Verbrannte schrie. Der arme Mann weckte die Nachbarn, denen er von dieser Erscheinung Luzifers erzählte, und die Nachbarn konnten ihm seinen Glauben kaum nehmen. Dieser Buchbinder wäre fast wahnsinnig geworden.

Mitten in einem strengen Winter trugen die Ritter im Arbeitszimmer des Steuereinnehmers den Kamin ab, und bauten ihn noch in derselben Nacht in vollkommen gleicher Gestalt ohne das geringste Geräusch und ohne daß sie von ihrer Arbeit die geringste Spur hinterließen, wieder auf. Dieser neue Kamin war in seinem Inneren so eingerichtet, daß er das Zimmer verräuchern mußte. Der Steuereinnehmer litt zwei Monate lang, ehe er erkannte, weshalb sein Kamin, der sonst so gut geheizt hatte und mit dem er so zufrieden gewesen war, ihm solche Streiche spielte, und er war gezwungen, ihn umbauen zu lassen.

Eines Tages steckten sie einer alten Pietistin, einer Freundin der Frau Hochon, ölgetränktes Papier und drei mit Schwefel bestrichene Strohbündel in die Kaminröhre. Als die arme Frau, ein ruhiges und sanftes Wesen, am Morgen ihr Feuer entzündete, glaubte sie, einen Vulkan entzündet zu haben. Die Feuerwehr kam, die ganze Stadt eilte herbei, und da sich unter der Feuerwehr ein paar der Ritter des Müßiggangs befanden, so überschwemmten sie das Haus der alten Frau, der sie jetzt die Angst ein-

jagten, sie werde ertrinken, nachdem sie sie zuvor mit dem Feuer erschreckt hatten. Sie erkrankte vor Angst.

Wenn sie wollten, daß jemand die ganze Nacht unter Waffen und in Todesängsten verbrachte, so schrieben sie ihm in einem anonymen Brief, er solle bestohlen werden; dann gingen sie einer nach dem anderen an seinen Mauern und unter seinen Fenstern hin, indem sie sich durch Pfiffe Zeichen gaben.

Einer ihrer hübschesten Streiche, über den die ganze Stadt sich amüsierte und von dem man noch heute spricht, bestand darin, daß sie an alle Erben einer alten, sehr geizigen Dame, die eine schöne Erbschaft hinterlassen mußte, eine Anzeige verschickten, ihnen ihren Tod meldeten und sie einluden, pünktlich um die Stunde zu erscheinen, in der man die Siegel anlegen würde. Etwa achtzig dieser Erben kamen aus Vatan, Saint-Florent, Vierzon und der Umgebung herbei, alle in Trauer, doch recht vergnügt, die einen mit ihren Frauen, die Witwen mit ihren Kindern, die Kinder mit ihren Vätern; dieser in einer Halbkutsche, jener in einem geflochtenen Korbwagen, der dritte in einem elenden Karren. Man stelle sich die Szenen zwischen der Dienerin der alten Dame und den ersten Ankömmlingen vor! Dann die Konsultationen bei den Notaren! ... Es war ein ganzer Aufruhr in Issoudun.

Schließlich ließ der Unterpräfekt es sich einfallen, diesen Stand der Dinge um so unerträglicher zu finden, als es nicht möglich war, heraus zu bekommen, wer sich solche Scherze erlaubte. Der Verdacht lastete bald auf den jungen Leuten; da aber die Nationalgarde damals in Issoudun nur dem Namen nach vorhanden war, da es eine Garnison nicht gab, da der Gendarmerieleutnant nur acht Gendarmen hatte und da Patrouillen nicht ausgesandt wurden, so war es unmöglich, Beweise zu er-

halten. Der Unterpräfekt wurde auf die ‚Nachtliste' gesetzt und alsbald zum ‚schwarzen Tier' ausersehen. Dieser Beamte hatte die Gewohnheit, zwei frische Eier zum Frühstück zu essen. Er hielt sich Hennen auf seinem Hof, und mit der Manie des Genusses frischer Eier verband er die, daß er sie selber kochen mußte. Weder seine Frau noch seine Dienerin, noch sonst jemand verstand seiner Meinung nach ein Ei richtig zu kochen; er sah auf seine Uhr und rühmte sich, in dieser Hinsicht mehr zu leisten als alle Welt. Seit zwei Jahren kochte er seine Eier mit einem Erfolg, der ihm tausend Scherze eintrug. Einen Monat hindurch wurden in jeder Nacht alle Eier seiner Hennen fortgenommen und mit hart gesottenen vertauscht. Der Unterpräfekt vergaß sein Latein darüber, und er büßte seinen Ruf als ‚Eierpräfekt' ein. Schließlich gewöhnte er sich an ein anderes Frühstück. Aber er hatte keinen Verdacht auf die Ritter des Müßiggangs, da ihr Streich zu gut gespielt war. Max kam auf den Gedanken, ihm Nacht für Nacht die Rohre seines Ofens mit einem Öl einzufetten, in dem so widerwärtige Gerüche gelöst waren, daß es unmöglich war, in seinem Hause zu bleiben. Damit nicht genug: Als eines Tages seine Frau in die [illegible] gehen wollte, fand sie ihren Schal auf der Innens[illegible] einer so zähen, klebrigen Masse beschmiert, daß s[illegible] ihn zu Hause lassen mußte. Der Unterpräfekt bat um seine Versetzung. Die Feigheit und Fügsamkeit dieses Beamten befestigten die spaßhafte und verborgene Macht der Ritter des Müßiggangs endgültig.

Zwischen der Rue des Minimes und der Place Misère stand damals noch ein Viertel, das unten von dem Arm der Rivière-Forcée und oben zwischen der Place d'Armes und dem Topfmarkt von dem Wall eingerahmt wurde. Dieses unregelmäßige Viereck wurde ausgefüllt von erbärmlichen Häusern, die gegeneinander gedrängt standen und von

so engen Straßen durchschnitten wurden, daß man dort nicht zu zweit nebeneinander gehen kann. Dieser Teil der Stadt, eine Art Cour des Miracles, wurde bewohnt von Armen oder von Leuten, die einen wenig einträglichen Beruf ausübten; sie hausten in diesen Löchern und diesen Häusern, die man in familiärer Redeweise so malerisch ‚einäugig' nennt. Ohne Zweifel war es zu allen Zeiten ein verfluchtes Viertel, der Schlupfwinkel der Leute von schlechtem Lebenswandel, denn eine dieser Straßen heißt die Schinderstraße. Es steht fest, daß fünf Jahrhunderte lang der Henker dort sein ‚rottüriges' Haus inne hatte. Der Gehilfe des Henkers von Châteauroux wohnt noch heute dort, wenn man Gerüchten Glauben schenken darf, denn die Bürgerschaft sieht ihn nie. Einzig die Weinbauern unterhalten noch Beziehungen zu diesem geheimnisvollen Wesen, das von seinen Vorgängern die Gabe geerbt hat, Brüche und Wunden zu heilen. Als die Stadt sich noch das Ansehen einer Hauptstadt gab, hatten auch die Freudenmädchen dort ihren Sitz. Es gab dort Wiederverkäufer von Dingen, von denen man hätte glauben sollen, daß sie nie einen Käufer finden würden, Trödler, deren Auslagen alles verpesteten, kurz, man fand dort jene apokryphe Bevölkerung, wie man sie in fast allen Städten an einem ähnlichen Ort versammelt sieht, und stets herrscht in ihr der eine oder andere Jude. An der Ecke einer dieser düsteren Straßen, auf der belebtesten Seite des Viertels, stand von 1815 bis 1823, vielleicht auch später noch, eine Kneipe, die eine Frau, die sogenannte Mutter Cognette, besorgte. Diese Kneipe lag in einem Hause, das recht gut gebaut war, und zwar aus Streifen weißer Steine, deren Zwischenräume mit Bruchstein und Mörtel ausgefüllt waren; es hatte ein Stockwerk und einen Boden. Über der Tür prangte jener ungeheure Fichtenast, der florentinischer

Bronze gleicht. Aber als redete dies Symbol nicht deutlich genug, wurde der Blick von dem Blau eines Plakats angezogen, das aufs Gesims geklebt war; darauf sah man unterhalb der Worte: ‚Gutes Märzenbier' einen Soldaten, der einer stark dekolletierten Frau in ein Glas, das sie hinhielt, einen Schaumstrahl goß, doch so, daß er einen Brückenbogen beschrieb; das Ganze von einer Farbe, vor der Delacroix in Ohnmacht gefallen wäre. Das Parterre bestand aus einem ungeheuren Saal, der zugleich als Küche und Speisezimmer diente und von dessen Deckenbalken an Haken die Vorräte herabhingen, die zum Betrieb dieses Gewerbes nötig sind. Hinter diesem Saal führte eine Müllertreppe in das obere Stockwerk; aber am Fuß dieser Treppe öffnete sich noch eine Tür, die in einen kleinen, langen Raum führte, der sein Licht von einem jener Provinzhöfe erhielt, wie sie eher einem Kaminschacht gleichen, so eng, schwarz und hoch sind sie. Unter einem Wetterdach versteckt und allen Blicken durch Mauern entzogen, diente dieser kleine Saal den schlimmen Burschen von Issoudun dazu, ihre großen Versammlungen abzuhalten. Scheinbar beherbergte der Vater Cognet an den Markttagen die Landleute; heimlich aber war er der Wirt der Ritter des Müßiggangs. Dieser Vater Cognet, der ehemals in einem reichen Hause Stallknecht gewesen war, hatte schließlich die Cognette geheiratet, eine einstige herrschaftliche Köchin. (Das Römische Viertel bildet immer noch nach lateinischer Art, wie es auch in Italien und Polen Brauch, für die Frau das Femininum des Gattennamens.) Vater Cognet und seine Frau hatten ihre Ersparnisse zusammengetan, um dieses Haus zu kaufen und Schankwirte zu werden. Die Cognette, eine Frau von etwa vierzig Jahren, hochgewachsen, fleischig, mit einer Roxelanennase, rußbraunem Gesicht, kohlschwarzem Haar, lebhaften runden braunen

Augen, kluger und lachender Miene, wurde von Maxence Gilet wegen ihres Charakters und ihrer Küchentalente zur Herbergsmutter des Ordens ausersehen. Vater Cognet mochte etwa sechsundfünfzig Jahre alt sein; er war untersetzt, fügsam gegen seine Frau und konnte, nach dem Scherz, den sie unablässig wiederholte, alles nur mit einem guten Auge ansehen, denn er war einäugig. In sieben langen Jahren, von 1816 bis 1823, begingen weder Mann noch Frau die geringste Indiskretion über das, was nächtlicherweile bei ihnen geschah oder angezettelt wurde, und stets bewahrten sie allen Rittern ihre Anhänglichkeit; ihre Ergebenheit war bedingungslos; aber vielleicht wird man sie weniger schön finden, wenn man bedenkt, daß ihr Interesse für ihr Schweigen und ihre Anhänglichkeit bürgte. Um welche Stunde der Nacht die Ritter auch bei der Cognette einfielen, sie pochten auf eine bestimmte Art, und Vater Cognet stand, durch dieses Zeichen gerufen, auf, entzündete Feuer und Licht, öffnete die Tür und holte auf besondere Bestellung gekaufte Weine aus dem Keller; und die Cognette kochte ihnen, sei es vor, sei es nach den am letzten Abend oder im Laufe des Tages beschlossenen Streifzügen, ein ausgezeichnetes Nachtmahl.

Während Frau Bridau von Orleans nach Issoudun fuhr, bereiteten die Ritter des Müßiggangs einen ihrer besten Streiche vor. Ein alter Spanier, ein ehemaliger Kriegsgefangener, der auch nach dem Friedensschluß im Lande geblieben war, wo er einen kleinen Kornhandel trieb, kam früh morgens auf den Markt und ließ seinen Wagen leer unten am Turm von Issoudun stehen. Max, der als erster an der für diese Nacht als Stelldichein verabredeten Stelle am Fuß des Turmes eintraf, wurde durch die mit leiser Stimme gestellte Frage aufgestört: „Was machen wir heute Nacht?“ „Da steht die Karre des Vaters Fario,“ erwiderte er, „ich habe mir fast die Nase daran zer-

brochen; die wollen wir erst einmal auf den Turmhügel bringen, dann werden wir sehen."

Als Richard Löwenherz den Turm von Issoudun erbaute, pflanzte er ihn, wie bereits erwähnt, auf die Ruinen der Basilika, an deren Stelle einst der römische Tempel und das keltische Dun gestanden hatten. Diese Ruinen, deren jede eine lange Reihe von Jahrhunderten vertrat, bildeten einen Berg, in dem die Monumente dreier Zeitalter verborgen waren. Dieser Turm stand also auf dem Gipfel eines Kegels, dessen Abhang auf allen Seiten gleich steil ist, und den man nur auf Leitern erklettern konnte. Um die Stellung dieses Turmes in wenig Worten zu malen, kann man ihn mit dem Obelisken von Luxor auf seinem Piedestal vergleichen. Das Piedestal des Turmes von Issoudun, das damals so viel unbekannte archäologische Schätze barg, hat auf der Seite der Stadt eine Höhe von achtzig Fuß. In einer Stunde war der Wagen auseinandergenommen und mittels einer Arbeit ähnlich der der Soldaten, die beim Übergang über den Sankt Bernhard die Artillerie zu tragen hatten, Stück für Stück bis an den Fuß des Turmes auf den Hügel gehißt. Man baute den Wagen wieder auf und beseitigte alle Spuren der Arbeit so sorgfältig, daß es den Anschein hatte, als sei er von dem Teufel oder durch den Zauberstab einer Fee hinaufbefördert. Nach dieser Heldentat kehrten die Ritter, die Hunger und Durst verspürten, sämtlich bei der Cognette ein, und bald saßen sie in dem kleinen niedrigen Saal am Tisch und lachten im voraus über das Gesicht, das Fario machen würde, wenn er gegen zehn Uhr seinen Wagen suchte.

Es versteht sich von selbst, daß die Ritter nicht jede Nacht solche Streiche machten. Das Genie eines Sganarelle, eines Mascarillo und eines Scapin vereint hätte nicht genügt, um im Jahr dreihundert schlimme Streiche zu

erfinden. Außerdem waren die Umstände nicht immer günstig: der Mond schien zu hell, oder der letzte Streich hatte die verständigen Leute zu sehr aufgeregt, oder der und der lehnte seine Teilnahme ab, weil es sich um einen Verwandten handelte. Aber wenn die Schelme sich nicht jede Nacht bei der Cognette trafen, so sahen sie sich während des Tages und genossen gemeinsam die erlaubten Vergnügungen der Jagd oder im Herbst der Weinlese oder des Schlittschuhlaufens im Winter. In dieser Verbindung junger Leute, die in dieser Weise gegen die soziale Schläfrigkeit der Stadt protestierten, waren einige enger mit Max verbunden als die anderen, oder sie machten ihn zu ihrem Idol. Ein solcher Charakter fanatisiert die Jugend oft. Nun waren die beiden Enkel der Frau Hochon, Franz Hochon und Baruch Borniche, geradezu die Sklaven Gilets. Diese beiden jungen Leute sahen Max fast als ihren Vetter an, da sie die Meinung der Stadt inbetreff seiner unehelichen Verwandtschaft mit den Lousteaus zu der ihrigen machten. Übrigens lieh Max diesen beiden jungen Leuten edelmütig das Geld, das ihr Großvater Hochon ihnen für ihre Vergnügungen abschlug; er nahm sie mit auf die Jagd und formte sie nach seinem Willen; schließlich übte er einen Einfluß auf sie aus, der den der Familie weit übertraf. Da beide Waisen waren, so standen die jungen Leute trotz ihrer Großjährigkeit unter der Vormundschaft des Herrn Hochon, und zwar infolge von Umständen, die ihre Aufklärung finden sollen, sobald der berühmte Herr Hochon in diesem Sittenbild auftritt.

In jenem Augenblick saßen Franz und Baruch — wir wollen sie im Interesse der Klarheit dieser Geschichte bei ihrem Vornamen nennen —, der eine rechts, der andere links von Max, mitten an dem Tisch, den das schwälende Licht von vier Kerzen (acht aufs Pfund) ziemlich schlecht

erhellte. Man hatte zwölf bis fünfzehn Flaschen verschiedener Weine getrunken, denn die Verbindung zählte an diesem Abend nur elf Ritter. Baruch, dessen Vorname noch auf einen Überrest des Calvinismus in Issoudun deutet, sagte, als der Wein allen die Zunge gelöst hatte, zu Max: „Du wirst bald in deinem Zentrum bedroht sein . . .“ „Was meinst du mit diesen Worten?“ „Meine Großmutter hat von Frau Bridau, ihrem Patenkind, einen Brief erhalten, in dem sie ihr meldet, daß sie und ihr Sohn herkommen werden. Meine Großmutter hat gestern zwei Zimmer herrichten lassen, um sie empfangen zu können.“ „Und was geht das mich an?“ fragte Max, indem er sein Glas nahm, es auf einen Zug leerte und mit komischer Geste wieder auf den Tisch stellte.

Max war damals vierunddreißig Jahre alt. Eine der Kerzen, die in seiner Nähe standen, warf ihr Licht auf sein martialisches Gesicht, beleuchtete seine Stirn und brachte seinen weißen Teint, seine feurigen Augen, sein kohlschwarzes und leicht krauses Haar ausgezeichnet zur Geltung. Dieses Haar stieg von Natur über der Stirn und an den Schläfen kräftig in die Höhe, indem es so fünf schwarze Zungen bildete, die unsere Vorfahren die fünf Spitzen nannten. Trotz dieser schroffen Gegensätze zwischen schwarz und weiß hatte Max ein sehr sanftes Gesicht, dessen Reiz in einem Schnitt lag ähnlich dem, den Raffael seinen Gesichtern der Jungfrau gibt, und ferner in einem gut modellierten Mund, auf dessen Lippen ein anmutiges Lächeln schwebte: es war das eine Art Pose, die Max schließlich zur Gewohnheit geworden war. Das reiche Kolorit, das alle Gesichter der Landschaft Le Berri tönt, steigerte die Gutlaunigkeit seines Ausdrucks noch. Wenn er wirklich lachte, so zeigte er zweiunddreißig Zähne, die den Mund einer eleganten Dame hätten schmücken können. Bei einer Größe von fünf Fuß vier

Zoll war er von wundervollen Verhältnissen, weder dick noch mager. Waren seine gepflegten Hände weiß und recht hübsch, so erinnerten dagegen seine Füße an das Römische Viertel und den Infanteristen des Kaiserreichs. Er hätte sicherlich einen prachtvollen Divisionsgeneral abgegeben; er hatte Schultern, wie sie das Los eines Marschalls von Frankreich hätten tragen können, und eine Brust, breit genug für sämtliche Ordenszeichen Europas. Seine Bewegungen waren von Intelligenz belebt. Kurz, in diesem gleich fast allen Kindern der Liebe von Geburt anmutigen Menschen brach der Adel seines wirklichen Vaters durch.

„Weißt du denn nicht, Max," rief ihm vom Ende des Tisches aus der Sohn eines ehemaligen Feldschers namens Goddet, des besten Arztes der Stadt, zu, „daß Frau Hochons Patenkind Rougets Schwester ist? Wenn sie mit ihrem Sohn, dem Maler, kommt, so geschieht es ohne Zweifel, um die Erbschaft des guten Kerls zurückzuerobern, und deine Weinlese ist dahin ..." Max runzelte die Stirn. Dann prüfte er durch einen Blick, den er rings um den Tisch von Gesicht zu Gesicht gleiten ließ, welche Wirkung diese Anrede auf die Geister gemacht hatte; und noch einmal erwiderte er: „Was geht das mich an?" „Aber", entgegnete Franz, „mir scheint, wenn der alte Rouget sein Testament widerriefe, falls er schon eins zugunsten der Krebsfischerin ..." Hier schnitt Max seinem Anhänger das Wort ab, indem er sagte: „Als ich zuerst hierher kam und dich einen der fünf Hochons[1]) nennen hörte — denn den Witz machte man mit deinem Namen seit dreißig Jahren —, da habe ich dem, der dich so nannte, den Schnabel gestopft, mein lieber Franz,

---

[1]) Im Französischen ein Wortspiel, da ‚Un des cinq Hochons' in der Aussprache klingt wie ‚un des cinq cochons' = eins der fünf Schweine.

und zwar so derb, daß seither niemand diese Albernheit mehr wiederholt hat, wenigstens nicht in meiner Gegenwart! Und das vergiltst du mir so: du brauchst einen verächtlichen Beinamen, um eine Frau zu bezeichnen, an der ich hänge, wie jedermann weiß?“

So viel hatte Max noch nie über seine Beziehungen zu der Person gesagt, der Franz den Beinamen gegeben hatte, unter dem sie in der Stadt bekannt war. Der ehemalige Kriegsgefangene von den Schiffen hatte Erfahrung genug, der Kommandant der Gardegrenadiere wußte genau genug, was die Ehre ist, um zu erraten, woher die Mißachtung Issouduns kam. Deshalb hatte er auch nie geduldet, daß ihm irgend jemand mit einem Wort über Fräulein Flora Brazier sprach, jene Dienerin und Geliebte Jean Jacques Rougets, die die ehrbare Frau Hochon so derb das Ungeziefer genannt hatte. Übrigens kannten alle Max als zu empfindlich, um von diesem Gegenstand zu sprechen, ohne daß er angefangen hätte, und er hatte nie angefangen. Kurz, es war zu gefährlich, sich den Zorn des jungen Offiziers zuzuziehen, als daß selbst seine besten Freunde über die Krebsfischerin hätten scherzen dürfen. Als man sich einmal in Gegenwart des Kommandanten Potel und des Hauptmanns Renard, der beiden Offiziere, mit denen er auf gleichem Fuß lebte, über Gilets Beziehungen zu diesem Mädchen unterhielt, hatte Potel erwidert: „Wenn er ein natürlicher Bruder Jean Jacques Rougets ist, weshalb soll er da nicht bei ihm wohnen?“ „Übrigens ist dies Mädchen schließlich ein Königsbissen,“ hatte der Hauptmann Renard hingeworfen; „und wenn er sie liebte, wo läge das Böse? ... Liebt etwa der junge Goddet nicht Frau Fichet, um als Lohn für diesen Frondienst die Tochter zu bekommen?“

Nach jenem wohlverdienten Verweis fand Franz den Faden seiner Gedanken nicht wieder; aber noch weniger

vermochte er ihn wieder zu finden, als Max mit ruhiger Stimme sagte: „Nur weiter! ...“ „Meiner Treu, nein!“ rief Franz aus. „Du hast unrecht, wenn du dich ärgerst, Max,“ rief der junge Goddet. „Ist es nicht abgemacht, daß man sich bei der Cognette alles sagen kann? Wären wir nicht alle Todfeinde dessen, der sich außerhalb dieses Saales noch dessen entsänne, was hier gesagt, was hier gedacht wird und was hier geschieht? Die ganze Stadt bezeichnet Flora Brazier mit dem Beinamen der Krebsfischerin; wenn Franz dieser Beiname aus Versehen entschlüpft ist, ist das ein Verbrechen gegen den Müßiggang?“ „Nein,“ erwiderte Max, „aber gegen unsere besondere Freundschaft. Der Gedanke ist auch mir gekommen, ich habe mir auch schon gesagt, daß wir hier im Müßiggang sind; deshalb sagte ich: Nur weiter! ...“ Es entstand tiefes Schweigen. Die Pause wurde für alle so peinlich, daß Max ausrief: „Ich will für ihn fortfahren. (Sensation.) Für euch alle. (Staunen.) Und ich will euch sagen, was ihr denkt. (Tiefe Sensation.) Ihr denkt, Flora, die Krebsfischerin, die Brazier, die Haushälterin des Vaters Rouget, denn man nennt ihn den Vater Rouget, diesen alten Junggesellen, der niemals Kinder haben wird! Ihr denkt, sage ich, daß diese Frau seit meiner Rückkehr nach Issoudun für all meine Bedürfnisse sorgt. Wenn ich dreihundert Franken im Monat zum Fenster hinauswerfen, euch oft wie heute abend bewirten und euch allen Geld borgen kann, so nehme ich die Taler aus der Tasche des Fräulein Brazier? Nun also, ja! (Tiefe Sensation.) Zum Henker, ja! Tausendmal ja! ... Ja, Fräulein Brazier hat die Erbschaft dieses Greises aufs Korn genommen ...“ „Sie hat sie vom Vater auf den Sohn wohl verdient,“ sagte der junge Goddet in seinem Winkel. „Ihr glaubt,“ fuhr Max fort, nachdem er über den Witz des jungen Goddet gelächelt hatte, „es sei mein Plan,

Flora nach dem Tode des Vaters Rouget zu heiraten, und daß dann diese Schwester und ihr Sohn, von denen ich zum erstenmal erfahre, meine Zukunft in Gefahr bringen werden?" „Das ist es!" rief Franz. „Das denken alle, die hier um den Tisch sitzen," sagte Baruch. „Nun, seid ruhig, meine Freunde," erwiderte Max. „Ein gewarnter Mensch ist so viel wert wie zwei! Jetzt spreche ich zu den Rittern des Müßiggangs. Wenn ich, um diese Pariser nach Hause zu schicken, den Orden nötig habe, wird man mir die Hand dazu bieten? . . . Oh! In den Grenzen, die wir uns für unsere Possen auferlegt haben," fügte er lebhaft hinzu, als er eine allgemeine Bewegung bemerkte. „Glaubt ihr, ich wollte sie töten, sie vergiften? . . . Gott sei Dank, ich bin kein Dummkopf. Und wenn schließlich die Bridaus Erfolg hätten, wenn Flora nicht mehr erhielte, als sie hat, so würde ich mich damit begnügen; versteht ihr? Ich liebe sie genügend, um sie selbst Fräulein Fichet vorzuziehen, wenn Fräulein Fichet mich wollte."

Fräulein Fichet war die reichste Erbin in Issoudun, und die Hand dieser Tochter spielte eine große Rolle in der Leidenschaft des jungen Goddet für ihre Mutter. Offenheit findet so leicht Anklang, daß sich die elf Ritter wie ein Mann erhoben. „Du bist ein wackerer Kerl, Max!" „Das ist ein Wort, Max; wir werden die Ritter des Müßiggangs bleiben!" „Pfui über die Bridaus!" „Wir werden sie breit schlagen, die Bridaus!" „Zum Teufel! Der alte Lousteau hat doch auch Frau Rouget geliebt; ist es nicht weniger Unrecht, eine Haushälterin zu lieben, die frei ist und ohne Ketten?" „Und wenn der verstorbene Rouget ein wenig Max' Vater ist, so bleibt es ja in der Familie." „Meinungen sind frei!" „Es lebe Max!" „Nieder mit den Heuchlern!" „Trinken wir auf die schöne Flora!" Das waren die Antworten, Zurufe oder Toaste,

die die Ritter des Müßiggangs ausbrachten, ermächtigt immerhin durch ihre höchst gelockerte Moral. Man sieht, welches Interesse Max daran hatte, sich zum Großmeister des Ordens zu machen. Indem er Streiche erfand, indem er die jungen Leute aus den ersten Familien verpflichtete, wollte er sich Stützen schaffen für den Tag seiner Rehabilitierung. Er stand anmutig auf und schwang sein mit Bordeauxwein gefülltes Glas. Man harrte seiner Ansprache. „So wenig ich euch wohl will, so wünsche ich euch doch allen eine Frau, die die schöne Flora aufwiegt! Vor dem Einbruch der Verwandten habe ich im Augenblick noch keine Angst; und was die Zukunft angeht, so werden wir sehen!" „Laßt uns Farios Wagen nicht vergessen!" „Bei Gott, der ist in Sicherheit," sagte der junge Goddet. „Oh! Den Streich zu beenden, übernehme ich!" rief Max. „Seid früh auf dem Markt und meldet es mir, wenn der gute Mann seine Karre sucht..."

Man hörte, wie es halb vier Uhr schlug. Da brachen die Ritter auf und gingen dicht an den Mauern entlang und ohne das geringste Geräusch nach Hause, denn sie trugen alle Überschuhe aus Filzleisten. Max kehrte langsam auf die Place Saint-Jean zurück, die im oberen Teil der Stadt zwischen der Porte Saint-Jean und der Porte Vilatte im Viertel der reichen Bürger lag. Der Kommandant hatte seine Besorgnisse verborgen, aber diese Nachricht traf ihn ins Herz. Seit seinem Aufenthalt auf oder unter dem Schiffsdeck hatte er sich zu einer Verstellungskunst erzogen, die an Tiefe seiner Verderbtheit nicht nachstand. Zunächst und vor allem beruhte die Leidenschaft Gilets für Flora Brazier auf den vierzigtausend Franken Rente aus dem Grundbesitz, den der Vater Rouget besaß, das mag man ruhig glauben. An der Art seines Auftretens kann man leicht erkennen, welche Zuversicht die Krebsfischerin ihm inbetreff der finanziellen Zukunft

einzuflößen gewußt hatte, die sie der Zärtlichkeit des alten Junggesellen verdankte. Nichtsdestoweniger war die Nachricht von der Ankunft der rechtmäßigen Erben ganz geeignet, Max in seinem Glauben an die Macht Floras zu erschüttern. Die seit siebzehn Jahren gemachten Ersparnisse waren noch auf den Namen Rougets eingetragen. Wenn nun das Testament zu Floras Gunsten, das nach ihrer Behauptung längst gemacht worden war, widerrufen wurde, so ließen sich wenigstens diese Ersparnisse retten, wenn man sie auf den Namen Fräulein Braziers umschreiben ließ.

„Diese Törin hat mir in sieben Jahren kein Wort von den Neffen und der Schwester gesagt!“ rief Max, als er aus der Rue Marmouse in die Rue de l'Avenier einbog. „Siebenhundertundfünfzigtausend Franken, die in zehn bis zwölf verschiedenen Notariaten angelegt sind, in Bourges, Vierzon, Châteauroux, lassen sich nicht in einer Woche und nicht, ohne daß man es in einer Stadt des Geredes erfährt, flüssig machen oder in Staatspapieren anlegen! Vor allem muß man sich der Verwandtschaft entledigen; sind wir von der einmal befreit, so werden wir uns beeilen, dieses Vermögen flüssig zu machen. Nun, ich werde es mir überlegen...“ Max war müde. Mit Hilfe seines Hauptschlüssels trat er bei dem Vater Rouget ein und ging geräuschlos zu Bett, indem er sich sagte: „Morgen werden mir die Gedanken klar sein.“

Es ist nicht überflüssig, einzuschalten, woher die Sultanin der Place Saint-Jean den Beinamen der Krebsfischerin erhalten und wie sie sich im Hause Rouget zur Herrin gemacht hatte.

Mit vorrückendem Alter erkannte der alte Arzt, der Vater Jean Jacques' und der Frau Bridau, die Bedeutungslosigkeit seines Sohnes; er hielt ihn hinfort ziemlich streng, um ihn in einen Schlendrian hinein zu werfen, der den

Verstand vertreten sollte; aber er bereitete ihn auf diese Weise auch darauf vor, sich dem Joch der ersten besten Tyrannei zu beugen, die ihm eine Halfter umwerfen konnte. Als er eines Tages von seinen Krankenbesuchen zurückkam, bemerkte dieser boshafte und in Lastern befangene Greis in der Allee nach Tivoli am Rande der Wiesen ein entzückendes kleines Mädchen. Bei dem Geräusch des Pferdes erhob sich das Kind aus einem der Bäche, die, oben von Issoudun aus gesehen, silbernen Bändern auf einem grünen Kleide gleichen. Wie eine Najade zeigte die Kleine dem Doktor plötzlich einen der schönsten Jungfrauenköpfe, die je ein Maler hat erträumen können. Der alte Rouget, der das ganze Land kannte, kannte dies Wunder der Schönheit nicht. Das fast nackte Mädchen trug einen elenden kurzen Rock, der zerfetzt und voller Löcher und aus schlechtem, rußbraun und weiß gestreiftem Wollstoff war. Ein großes Blatt Papier, das mit einem Weidensproß befestigt war, diente ihm als Kopfbedeckung. Unter diesem Papier voller Striche und O's, das seinem Namen als Schulschreibpapier alle Ehre machte, lag, gewunden und mit einem Kamm, wie er dazu dient, den Pferden den Schwanz zu kämmen, befestigt, das herrlichste blonde Haar, das eine Evastochter sich nur hätte wünschen können. Ihr hübscher gebräunter Busen, ihr kaum von einem zerlumpten Brusttuch, einem einstigen Kopftuch, bedeckter Hals zeigten unter dem Sonnenbrand weiße Flecken. Der Rock, der zwischen den Beinen zusammengenommen, halb aufgehoben und mit einer großen Nadel so befestigt war, machte beinahe den Eindruck einer Schwimmhose. Die Füße und Beine, die das klare Wasser sehen ließ, nahmen durch eine Zartheit, die der Skulptur des Mittelalters würdig war, für sich ein. Dieser entzückende Körper zeigte unter der Wirkung der Sonne einen rötlichen Ton,

der nicht reizlos war. Hals und Brust verdienten, in Kaschmir und Seide gehüllt zu werden. Schließlich hatte diese Nymphe blaue Augen mit langen Wimpern, deren Blick einen Maler und einen Dichter auf die Knie gezwungen hätte. Der Arzt, der genügend Anatom war, um einen entzückenden Wuchs zu erkennen, begriff sogleich, wieviel der Kunst verloren ging, wenn dieses reizende Modell sich bei der Arbeit auf dem Felde zugrunde richtete. „Woher bist du, meine Kleine? Ich habe dich noch nie gesehen,“ sagte der Arzt, der damals siebzig Jahre alt war. Diese Szene fand statt im September des Jahres 1799. „Ich bin in Vatan zu Hause,“ entgegnete die Kleine. Ein übel aussehender Mann, der zweihundert Schritte entfernt am oberen Lauf des Baches stand, hob, als er die Stimme eines Bürgers hörte, neugierig den Kopf. „Nun, was hast du da, Flora?“ rief er. „Du schwatzst, statt zu stochern[1]), und die Ware schwimmt weg.“ „Und wozu bist du aus Vatan hergekommen?“ fragte der Arzt, ohne sich um die Anrede zu kümmern. „Ich stochere für meinen Onkel Brazier, der da steht.“ Stochern ist ein Wort, das ausgezeichnet malt, was es sagen will: es bezeichnet die Handlung dessen, der das Wasser eines Baches trübt, indem er es mit Hilfe eines großen Baumastes, dessen Zweige wie ein Ballschlägel angeordnet sind, zum Schäumen bringt. Die Krebse werfen sich, durch diese Erscheinung, die sie nicht verstehen, erschreckt, mitten in die Netze, die der Fischer in genügender Entfernung aufgestellt hat. Flora Brazier hielt ihren „Stocherast“ mit der der Unschuld natürlichen Anmut in der Hand.

---

[1]) ‚Rabouiller‘, ein Dialektwort, das, onomatopöetisch, die Tätigkeit malt; daher das Wort La Rabouilleuse, das in manchen Ausgaben dieses Werks den Titel bildet; wir haben es mit ‚Krebsfischerin‘ wiedergegeben.

„Aber hat dein Onkel die Erlaubnis, Krebse zu fischen?" „Leben wir denn nicht mehr unter der einen und unteilbaren Republik?" rief der Onkel Brazier von seinem Standpunkt aus. „Wir leben unter dem Direktorium," sagte der Arzt, „und ich kenne kein Gesetz, das einem Mann aus Vatan erlaubte, zum Fischen das Gebiet der Gemeinde Issoudun zu betreten. Lebt deine Mutter noch, meine Kleine?" fragte er. „Nein, und mein Vater ist im Hospiz von Bourges; er ist durch einen Sonnenstich, der ihn auf den Feldern getroffen hat, auf dem Kopf, wahnsinnig geworden..." „Was verdienst du?" „Fünf Sous täglich während der ganzen Krebszeit; ich geh bis nach Braisne zum Stochern. Während der Ernte sammle ich Ähren. Im Winter spinne ich." „Du bist bald zwölf Jahre alt?" „Ja." „Willst du mit mir kommen? Du sollst gut essen, gut gekleidet werden und hübsche Schuhe haben..." „Nein, nein, meine Nichte soll bei mir bleiben, sie ist mir vor Gott und die Menschen anvertraut," sagte der Onkel Brazier, der sich seiner Nichte und dem Arzt genähert hatte. „Ich bin nämlich ihr Vormund."

Der Arzt unterdrückte ein Lächeln und bewahrte seine ernste Miene, die beim Anblick des Onkels Brazier sicher jedem abhanden gekommen wäre. Dieser Vormund trug auf dem Kopf einen Bauernhut, der von Regen und Sonne angenagt und ausgeschnitten war wie ein Kohlblatt, auf dem allerlei Raupen gelebt haben; er war mit weißem Garn geflickt. Unter dem Hut hob sich ein schwarzes, ausgehöhltes Gesicht ab, in dem Mund, Nase und Augen wie vier schwarze Punkte standen. Seine elende Jacke glich einem Teppichfetzen, und seine Hose war aus dem Gewebe der Aufwaschlappen.

„Ich bin Doktor Rouget," sagte der Arzt; „und da du der Vormund dieses Kindes bist, so bringe es zu mir,

Place Saint-Jean; es soll kein schlechter Tag für dich gewesen sein, und für sie auch nicht . . .“ Und ohne ein Wort der Entgegnung abzuwarten, denn er war überzeugt, daß er den Onkel Brazier mit der hübschen Krebsfischerin in seinem Hause würde erscheinen sehen, stelzte Doktor Rouget nach Issoudun davon. Wirklich meldete dem Arzt, als er sich eben zu Tisch setzen wollte, die Köchin den Citoyen und die Citoyenne Brazier.

„Setzt euch,“ sagte der Arzt zu dem Onkel und der Nichte. Flora und ihr Vormund, die immer noch barfuß waren, starrten das Eßzimmer des Doktors mit stumpfen Blicken an.

Das Haus, das Rouget von den Descoings geerbt hatte, nimmt die Mitte der Place Saint-Jean ein, einer Art langen und sehr schmalen Vierecks, das mit ein paar kränklichen Linden bepflanzt ist. Die Häuser sind hier besser gebaut als irgendwo sonst, und das der Descoings ist eins der schönsten. Dieses Haus, das dem Herrn Hochons gegenüber liegt, hat im ersten Stock drei Frontfenster und im Parterre ein großes Tor, das auf einen Hof führt, hinter dem sich wiederum ein Garten erstreckt. Unter dem Gewölbe der Einfahrt befindet sich die Tür zu einem riesigen Saal, der sein Licht durch zwei Fenster von der Straße her erhält. Die Küche liegt hinter diesem Saal, ist aber von ihm durch eine Treppe getrennt, die in den ersten Stock und zu den darüber belegenen Mansarden führt. Hinter der Küche folgten ein Holzstall, ein Schuppen, in dem man die Wäschelauge bereitete, ein Stall für zwei Pferde und eine Wagenremise; über all dem lagen kleine Kornböden für den Hafer, das Heu und das Stroh; dort lag auch das Zimmer des Dieners. Der von der kleinen Bäuerin und ihrem Onkel so sehr bewunderte Saal hatte als Schmuck eine geschnitzte und grau bemalte Vertäfelung im Stil der Zeit Ludwigs XV.

und einen schönen Marmorkamin, über dem Flora sich in einem großen Spiegel ohne oberen Abschluß sah, dessen geschnitzter Rahmen vergoldet war. Auf der Täfelung sah man in bestimmten Abständen ein paar Gemälde, Beutestücke aus den Abteien von Déols, Issoudun, Saint-Gildas, La Prée, Le Chézal-Benoit, Saint-Sulpice und den Klöstern von Bourges und Issoudun, die die Freigebigkeit unserer Könige und der Gläubigen mit kostbaren Geschenken und mit den schönsten Werken, die wir der Renaissance verdanken, bereichert hatte. Daher befanden sich unter den von den Descoings gesammelten und auf Rouget übergegangenen Bildern auch eine heilige Familie von Albano, ein heiliger Hieronymus von Dominichino, ein Christuskopf von Giovanni Bellini, eine Jungfrau von Leonardo da Vinci, eine Kreuztragung von Tizian, die von dem Marquis de Belabre stammte, jenem, der unter Ludwig XIII. belagert und dem der Kopf abgeschnitten wurde; ein Lazarus von Paolo Veronese, eine Hochzeit der Jungfrau von dem genuesischen Priester, zwei Kirchenbilder von Rubens und die Kopie eines Bildes von Perugino, die entweder von Perugino selbst oder von Raffael herrührte; schließlich zwei Correggios und ein Andrea del Sarto. Die Descoings hatten diese Schätze aus dreihundert Kirchenbildern ausgesucht, ohne ihren Wert zu kennen, denn sie wählten einzig nach der Erhaltung. Mehrere hatten nicht nur prachtvolle Rahmen, sondern einige waren sogar unter Glas. Diese Gemälde hüteten die Descoings wegen der Schönheit der Rahmen und wegen des Wertes, auf den die Scheiben hinzudeuten schienen. Die Einrichtung dieses Saales entbehrte also nicht jenes Luxus, den man heute so schätzt, der aber damals in Issoudun ganz wertlos war. Die Uhr, die zwischen zwei herrlichen sechsarmigen silbernen Leuchtern auf dem Kamin stand, empfahl sich durch

einen kirchlichen Prunk, der auf Boulle schließen ließ. Die Sessel aus geschnitztem Eichenholz, die ganz mit jener Stickerei bezogen waren, wie man sie der Frömmigkeit einiger hochgestellter Frauen verdankt, würden heute hoch geschätzt werden, denn sie waren sämtlich von Kronen oder Wappen überragt. Zwischen den beiden Fenstern stand eine reiche Konsole, die aus einem Schloß stammte, und auf deren Marmorplatte sich eine ungeheure chinesische Vase erhob, worin der Doktor seinen Tabak aufbewahrte. Weder der Arzt noch sein Sohn, noch die Köchin, noch der Diener pflegten diese Reichtümer. Man spie auf einen Kamin von ausgesuchter Feinheit, dessen vergoldete Skulpturen mit Grünspan gesprenkelt waren. Ein hübscher Lüster, zur Hälfte aus Kristall, zur Hälfte aus Porzellanblumen, war wie die Decke, von der er herabhing, mit schwarzen Punkten übernarbt, die für die Freiheit zeugten, derer sich die Fliegen erfreuten. Die Descoings hatten vor die Fenster Vorhänge aus Brokatell gehängt, die dem Bett irgendeines Titularabts entnommen waren. Links von der Tür diente ein Schrank im Wert von einigen tausend Franken als Büfett.

„Bitte, Fanchette," sagte der Arzt, „zwei Gläser! . . . Und bringen Sie uns Wein!" Fanchette, eine starke, berrichonische Dienerin, die vor der Cognette als die beste Köchin in Issoudun galt, kam mit einer Eile herbeigelaufen, aus der man auf den Despotismus des Arztes und auch auf einige Neugier bei ihr schließen konnte. „Was kostet ein Morgen Wein in deiner Gegend?" fragte der Arzt, indem er dem alten Brazier ein Glas einschenkte. „Fünf Silbertaler." „Nun gut, laß mir deine Nichte als Dienerin, sie soll hundert Taler Lohn erhalten, und als Vormund sollst du die hundert Taler erheben dürfen." „Die ganzen hundert? . . ." fragte Brazier, indem er die Augen aufriß,

so daß sie so groß wurden wie Untertassen. „Ich überlasse die Sache deinem Gewissen,“ erwiderte der Doktor. „Sie ist Waise: bis zu ihrem achtzehnten Jahre hat Flora nichts mit den Einnahmen zu schaffen.“ „Sie is nu bald zwölf, das wärn sechs Morgen Wein,“ sagte der Onkel. „Aber sie is niedlich, sanft wie ’n Lamm, fein gewachsen, un mächtig regsam, un mächtig gehorsam ... Das arme Geschöpf, sie war die Augenfreud meins armen Bruders!“ „Und ich zahle das erste Jahr im voraus,“ sagte der Arzt. „Ach, mein Treu,“ versetzte jetzt der Onkel, „sagen Sie zweihundert, un ich laß sie Ihn’n, denn sie wird’s besser haben bei Ihn’n als bei uns; meine Frau schlägt sie, kann sie nich ausstehn ... Bloß ich schütz sie, das heilige Geschöpf, das so unschullig is wie ’n neugeborenes Kind.“

Als der Arzt diesen letzten Satz hörte, gab er, betroffen über das Wort ‚unschuldig‘, dem Onkel Brazier einen Wink und ging mit ihm in den Hof und von dort in den Garten hinaus. Die Krebsfischerin ließen sie vor dem gedeckten Tisch zurück, zwischen Fanchette und Jean Jacques, die sie ausfragten und denen sie ganz naiv ihre Begegnung mit dem Doktor erzählte.

„Na, kleiner Liebling, Adieu!“ sagte der Onkel, als er zurückkam und Flora auf die Stirn küßte. „Du kannst woll sagen, daß ich dein Glück gemacht hab, wenn ich dich bei diesen guten und würdigen Vater der Armen laß; mußt ihm gehorchen wie mir ... Sei brav, sei recht artig, und tu all’s, was er will ...“

„Sie werden das Zimmer über meinem einrichten,“ sagte der Arzt zu Fanchette. „Da wird diese kleine Flora, die sicherlich den rechten Namen hat, von heute abend an schlafen. Morgen werden wir den Schuhmacher und die Schneiderin kommen lassen. Legen Sie ihr gleich ein Besteck hin, sie soll uns Gesellschaft leisten.“

Abends war in ganz Issoudun nur noch davon die Rede, daß der Doktor Rouget eine kleine Krebsfischerin bei sich aufgenommen hätte. Dieser Beiname verblieb Fräulein Brazier in der Stadt des Spottes vor, während und nach ihrem Glück.

Der Arzt wollte ohne Zweifel im kleinen für Flora Brazier tun, was Ludwig XV. im großen für Fräulein von Romans getan hatte; aber er begann zu spät damit: Ludwig XV. war noch jung, der Doktor stand an der Schwelle des Greisenalters. Vom zwölften bis zum vierzehnten Jahr lernte die reizende Krebsfischerin ein ungetrübtes Glück kennen. Sie war gut gekleidet und weit besser herausgeputzt als die reichste Tochter von Issoudun; sie trug eine goldene Uhr und reichen Schmuck, den der Doktor ihr kaufte, um sie in ihren Studien zu ermuntern, denn sie erhielt einen Lehrer, der sie im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete. Aber das fast tierische Leben der Bauern hatte eine solche Abneigung gegen den bitteren Trank der Wissenschaft in Flora gepflanzt, daß der Doktor sich mit einer solchen Bildung begnügen mußte. Seine Absichten in bezug auf dieses Kind, das er säuberte, unterrichtete und erzog, und zwar mit einer Sorgfalt, die um so rührender war, als man ihn jeder Zärtlichkeit für unfähig hielt, wurden von der schwatzhaften Bürgerschaft der Stadt verschieden gedeutet, denn das Gerede schenkte, wie zum Beispiel bei der Geburt von Max und Agathe, verhängnisvollen Irrtümern Glauben. Es wird dem Publikum kleiner Städte nicht leicht, mitten unter den widersprechendsten Kommentaren und durch all die Vermutungen hindurch, zu denen eine Tatsache Anlaß gibt, aus tausend Mutmaßungen die Wahrheit herauszuschälen. Die Provinz will wie ehemals die Politik der Petite-Provence in den Tuilerien alles erklären, und schließlich weiß sie alles. Aber jeder hält sich an die

Oberfläche, die ihm bei einem Ereignis Eindruck macht; in ihr sieht er die Wahrheit, er beweist sie und hält seine Version für die einzig richtige. Die Wahrheit wird also trotz des allen sichtbaren Lebens und trotz der Spionage der kleinen Städte oft genug verdunkelt, und sie verlangt zu ihrer Erkenntnis entweder die Zeit, nach der sie gleichgültig wird, oder die Unparteilichkeit, die dem Historiker und dem überlegenen Menschen eignet, der sich auf einen erhöhten Standpunkt stellt.

„Was soll dieser alte Affe in seinen Jahren wohl mit einem kleinen Mädchen von fünfzehn Jahren beginnen?" sagte man, als die Krebsfischerin eingetroffen war. „Sie haben recht," erwiderte man; „seine Festtage, die sind längst vorbei." „Mein Lieber, der Doktor ist empört über die Borniertheit seines Sohnes, und er verharrt in seinem Haß gegen seine Tochter Agathe; vielleicht hat er in dieser Verlegenheit nur deshalb seit zwei Jahren so vernünftig gelebt, um die Kleine zu heiraten und zu sehen, ob er nicht von ihr einen schönen, gewandten und schlanken Jungen bekommen kann, einen lebhaften Kerl wie Max," bemerkte ein starker Kopf. „Lassen Sie uns zufrieden! Kann man nach einem Leben, wie Lousteau und Rouget es von 1770 bis 1787 geführt haben, mit zweiundsiebzig Jahren noch Kinder zeugen? Ach was, dieser alte Halunke hat das Alte Testament gelesen, und wär es auch nur als Arzt, und da hat er gesehen, wie der alte David sich in seinem Alter wärmte . . . Das ist alles, Bürger!" „Man sagt, Brazier rühmt sich, wenn er betrunken ist, in Vatan, er habe ihn bestohlen!" rief einer jener Leute, die ganz besonders an das Böse glauben. „Ach, mein Gott, Herr Nachbar, was sagt man nicht in Issoudun?"

Von 1800 bis 1805 genoß der Doktor die Freuden der Erziehung Floras ohne den Verdruß, den der Ehrgeiz

und die Ansprüche des Fräulein von Romans Ludwig, dem Vielgeliebten, bereitet haben sollen. Die kleine Krebsfischerin war so zufrieden, wenn sie ihre Stellung bei dem Doktor mit dem Leben verglich, wie sie es bei ihrem Onkel Brazier geführt hatte, daß sie sich ohne Zweifel den Anforderungen ihres Herrn beugte, wie es eine Sklavin im Orient getan hätte. Die Dichter der Idyllen und die Philanthropen mögen es mir nicht verargen, aber die Leute vom Lande haben keinen Begriff von gewissen Tugenden; bei ihnen entspringen alle Bedenken einem Gedanken des Interesses und keiner Empfindung für das Schöne oder das Gute. In der Aussicht auf beständige Armut und Arbeit und auf das Elend emporgewachsen, sehen sie alles, was sie der Hölle des Hungers und der ewigen Fron entreißen kann, als erlaubt an, besonders dann, wenn das Gesetz nichts dagegen hat. Wenn es Ausnahmen gibt, so sind sie selten. Die Tugend ist, sozial gesprochen, das Geleit des Wohllebens, und sie beginnt mit der Bildung. Daher war denn auch die Krebsfischerin für alle Mädchen im Umkreis von zehn Stunden die Zielscheibe des Neides, wiewohl ihr Verhalten in den Augen der Religion höchst tadelnswert erschien. Flora, die 1787 geboren war, wuchs mitten unter den Saturnalien von 1793 und 1798 empor, deren Widerschein selbst diese Felder ohne Priester, ohne Kultus, ohne Altäre, ohne religiöse Zeremonien erhellte, in denen die Heirat eine gesetzliche Paarung bedeutete, und in denen die revolutionären Grundsätze tiefe Eindrücke hinterließen: besonders in Issoudun, einer Stadt, in der die Empörung hergebracht ist. 1802 war der katholische Kultus kaum wieder hergestellt. Es war für den Kaiser eine schwere Aufgabe, Priester zu finden. Noch 1806 waren viele Pfarreien in Frankreich verwaist, so langsam ging nach einer so gewaltsamen Zerstreuung die Sammlung

einer Geistlichkeit vor sich, die das Schafott dezimiert hatte. 1802 konnte also nichts Flora tadeln, wenn das Gewissen es nicht tat. Mußte nicht bei einem Mündel des Onkels Brazier das Gewissen schwächer sein als das Interesse? Wenn der zynische Doktor sich durch sein Alter gezwungen sah — und alles deutete darauf hin —, ein Kind von fünfzehn Jahren zu verschonen, so galt darum die Krebsfischerin doch nicht minder als ein ‚sehr gewitztes' Mädchen, wie man in der Stadt sagte. Manche aber wollten trotzdem ein Zeugnis ihrer Unschuld darin sehen, daß die Bemühungen und Aufmerksamkeiten des Dokors schließlich aufhörten; denn er bezeigte ihr in den letzten beiden Jahren seines Lebens mehr als bloßes Erkalten.

Der alte Rouget hatte Menschen genug getötet, um sein Ende voraussehen zu können; als nun sein Notar ihn auf seinem Sterbebett in den Mantel der enzyklopädistischen Philosophie eingehüllt sah, drängte er ihn, etwas für dies junge Mädchen zu tun, das damals siebzehn Jahre alt war. „Also, sprechen wir sie mündig," entgegnete er. Dieses Wort malt den Greisen, der nie verabsäumte, seine Sarkasmen dem Beruf eben dessen zu entnehmen, mit dem er gerade sprach. Indem er seine schlimmen Handlungen mit Geist zudeckte, machte er sie in einer Stadt, wo der Geist stets recht hat, besonders wenn er sich auf das richtig verstandene persönliche Interesse stützt, verzeihlich. Der Notar sah in diesem Witz den Schrei konzentrierten Hasses, weil die Natur diesem Manne die Berechnungen seiner Lüsternheit gestört hatte, die Rache an dem unschuldigen Gegenstand einer ohnmächtigen Liebe. Diese Anschauung wurde bis zu einem gewissen Grade bestätigt durch den Eigensinn des Doktors, der der Krebsfischerin nichts hinterließ, sondern, als der Notar von neuem auf diesen Punkt zurückkam, mit bitterem Lächeln sagte: „Sie ist durch ihre Schönheit reich genug!"

Vielleicht betrauerte Jean Jacques seinen Vater nicht, während Flora ihn sehr wohl beweinte. Der alte Arzt hatte seinen Sohn, vor allem seit seiner Großjährigkeit, sehr unglücklich gemacht, und Jean Jacques war 1791 großjährig geworden; der kleinen Bäuerin dagegen hatte er das äußere Glück gegeben, das für die Leute vom Lande das Ideal des Glückes ist. Als Fanchette nach dem Begräbnis des Verstorbenen zu Flora sagte: „Nun, was soll aus dir werden, jetzt, da der Herr nicht mehr lebt?“ traten Jean Jacques Strahlen in die Augen, und zum erstenmal wurde sein regloses Gesicht lebendig; es war, als würde es von dem Licht eines Gedankens erhellt, und als drückte es eine Empfindung aus. „Lassen Sie uns allein,“ sagte er zu Fanchette, die den Tisch abdeckte.

Mit ihren siebzehn Jahren hatte Flora sich noch jene Feinheit des Wuchses und der Züge bewahrt, jene Vornehmheit der Schönheit, die den Doktor verführte, und die sich die Frauen der großen Welt zu erhalten wissen, während sie bei den Bäuerinnen so schnell verwelkt wie die Blüte der Felder. Aber schon machte sich selbst bei ihr jene Neigung zum Embonpoint bemerkbar, die alle Landmädchen befällt, sobald sie nicht mehr auf den Feldern und unter der Sonne ihr Leben der Arbeit und der Entbehrungen führen. Ihre Brust war stark entwickelt. Ihre Schultern zeichneten, weiß und fleischig, reiche Flächen, die sich harmonisch an den schon nicht mehr faltenlosen Hals anschlossen; aber der Umriß ihres Gesichtes blieb rein, und das Kinn war noch feingeschnitten.

„Flora,“ sagte Jean Jacques mit bewegter Stimme, „du hast dich doch an dies Haus gewöhnt?...“ „Ja, Herr Jean...“ Aber in dem Augenblick, als er seine Erklärung machen wollte, fühlte der Erbe, wie ihm bei dem Gedanken an den soeben begrabenen Toten die Zunge erstarrte, und er fragte sich, wie weit die Wohltätigkeit seines Vaters

wohl gegangen sein mochte. Flora, die ihren neuen Herrn ansah, ohne seine Einfalt ahnen zu können, wartete eine Zeitlang darauf, daß er fortführe; aber sie verließ ihn, da sie nicht wußte, was sie von seinem hartnäckigen Schweigen zu denken hatte. Welches auch die Erziehung war, die die Krebsfischerin dem Doktor verdankte, es sollte mehr als ein Tag vergehen, ehe sie Jean Jacques' Charakter durchschaute. Seine Geschichte ist in wenigen Worten die folgende.

Bei dem Tode seines Vaters war Jean Jacques, damals siebenunddreißig Jahre alt, noch so furchtsam und der väterlichen Zucht ebenso unterworfen, wie es ein Kind von zwölf Jahren nur sein kann. Diese Furchtsamkeit muß jenen, die diesen Charakter oder die leider überall ziemlich gewöhnlichen Tatsachen dieser Geschichte — gewöhnlich selbst unter Fürsten, denn Sophie Dawes wurde von dem letzten Condé in einer schlimmeren Lage als der der Krebsfischerin betroffen — nicht gelten lassen möchten, seine Kindheit, seine Jugend und sein Leben erklären. Es gibt zwei Arten von Furchtsamkeit: die Furchtsamkeit des Geistes und die Furchtsamkeit der Nerven; eine physische und eine moralische Furchtsamkeit. Die eine ist von der anderen unabhängig. Der Körper kann Furcht haben und zittern, während der Geist ruhig und mutig bleibt, und umgekehrt. Das gibt den Schlüssel zu vielen moralischen Wunderlichkeiten. Wenn sich die beiden Arten der Furchtsamkeit in einem Menschen vereinigen, so wird er während seines ganzen Lebens ein Nichts sein. Diese unbedingte Furchtsamkeit ist die der Leute, von denen wir sagen: „Er ist ein Dummkopf." Zuweilen verbergen sich in einem solchen Dummkopf unterdrückte große Eigenschaften. Vielleicht verdanken wir dieser doppelten Schwäche ein paar Mönche, die in der Ekstase lebten. Diese unglückliche physische und moralische

Anlage wird ebensosehr durch die Vervollkommnung der Organe und der Seele hervorgerufen wie durch noch unbeobachtete Fehler. Bei Jean Jacques entsprang die Furchtsamkeit einer gewissen Lähmung seiner Fähigkeiten, die ein großer Lehrer oder ein Chirurg wie Desplein erweckt hätte. Bei ihm hatte wie bei den Kretins der Sinn der Liebe die Kraft und die Beweglichkeit geerbt, die dem Intellekt fehlten, wiewohl er noch immer Verstand genug besaß, um sich durchs Leben zu finden. Die Gewalt seiner Leidenschaft vermehrte, da sie des Ideals, in das sie sich bei allen jungen Leuten ergießt, beraubt war, seine Furchtsamkeit nur noch. Nie konnte er sich, wie man familiär sagt, entschließen, einer Frau in Issoudun den Hof zu machen. Nun konnten weder die jungen Mädchen noch die Frauen einem jungen Mann von mittlerer Statur, beschämter und anmutloser Haltung und gewöhnlichem Gesicht, das zwei blaßgrüne und vorspringende Augen schon häßlich genug gemacht hätten, wenn es auch nicht noch durch plattgedrückte Züge und einen bleifarbigen Teint vor der Zeit alt erschienen wäre — einem solchen jungen Mann konnten sie unmöglich Brücken bauen. Die Gesellschaft einer Frau vernichtete diesen armen Burschen tatsächlich, während er sich ebenso heftig von der Leidenschaft vorwärts getrieben fühlte, wie ihn der seiner Erziehung zuzuschreibende Ideenmangel zurückhielt. Da er reglos zwischen zwei gleichen Kräften stand, so wußte er dann nicht, was er sagen sollte, und er zitterte vor einer Frage; so sehr fürchtete er sich, antworten zu müssen. Die Begierde, die sonst so schnell die Zunge löst, ließ die seine erstarren. Jean Jacques blieb also einsam, und er suchte die Einsamkeit, weil er sich in ihr nicht beängstigt fühlte. Der Doktor erkannte, welches Unheil dies Temperament und dieser Charakter anrichtete, aber zu spät, um noch zu helfen. Gern hätte er seinen

Sohn verheiratet; aber da es sich darum handelte, ihn einer Herrschaft auszuliefern, die eine absolute werden mußte, so konnte er nicht umhin zu zögern. Hieß das nicht die Verwaltung seines Vermögens einer Fremden, einem unbekannten Mädchen überlassen? Nun wußte er, wie schwer es ist, genaue Schlüsse auf den Charakter der Frau zu ziehen, wenn man nur das junge Mädchen studieren kann. Daher suchte er denn auch, während er Ausschau hielt nach einer Person, deren Erziehung oder Empfindungsleben ihm genügende Garantien bot, seinen Sohn auf den Weg des Geizes zu drängen. Statt des fehlenden Intellekts hoffte er diesem Tropf so eine Art Instinkt zu geben. Er gewöhnte ihn zunächst an ein mechanisches Leben und vermachte ihm feste Ideen über die Anlage seiner Einkünfte; dann ersparte er ihm die größten Schwierigkeiten der Verwaltung eines Vermögens, das aus Grundbesitz besteht, indem er ihm seine Güter in gutem Stande und auf Grund langfristiger Verträge verpachtet hinterließ. Die Tatsache, die das Leben dieses armen Wesens beherrschen sollte, entging jedoch dem Scharfsinn dieses so schlauen Greises. Die Furchtsamkeit gleicht der Verstellung: sie hat deren ganze Tiefe. Jean Jacques liebte die Krebsfischerin leidenschaftlich. Nichts war übrigens natürlicher. Flora war die einzige Frau, die in der Nähe dieses Junggesellen blieb, die einzige, die er ungestört sehen konnte, wenn er sie heimlich betrachtete, wenn er sie stündlich studierte; Flora erleuchtete für ihn das väterliche Haus; ohne es zu wissen, gab sie ihm die einzigen Genüsse, die seine Jugend vergoldeten. Weit davon entfernt, auf seinen Vater eifersüchtig zu sein, war er vielmehr entzückt von der Erziehung, die er Flora gab: brauchte er nicht eine fügsame Frau, der er nicht erst den Hof zu machen hatte? Die Leidenschaft, die, man beachte das, ihren eigenen

Geist mitbringt, kann den Tröpfen, den Dummköpfen, den Idioten eine Art Intellekt verleihen, zumal in der Jugend. Bei dem borniertesten Menschen findet man immer noch den tierischen Instinkt, dessen Beharrlichkeit einem Gedanken gleicht.

Am folgenden Tage erwartete Flora, die das Verstummen ihres Herrn nachdenklich gemacht hatte, irgendeine wichtige Mitteilung; aber obgleich Jean Jacques sie umschweifte und sie verschlossen mit gierigem Ausdruck betrachtete, fand er doch nichts, was er ihr hätte sagen können. Schließlich begann der Herr beim Dessert die Szene vom Tage zuvor von neuem. „Du fühlst dich hier wohl?“ „Ja, Herr Jean.“ „Nun, so bleib.“ „Danke, Herr Jean.“

Dies seltsame Verhältnis dauerte drei Wochen hindurch. Eines Nachts, als kein Geräusch die Stille störte, vernahm Flora, die zufällig erwachte, den gleichmäßigen Hauch menschlichen Atmens an ihrer Tür, und sie erschrak, als sie Jean Jacques wie einen Hund auf dem Treppenabsatz liegen sah; das Loch unten in der Tür hatte er ohne Zweifel selbst gemacht, um ins Zimmer sehen zu können. „Er liebt mich,“ dachte sie; „aber auf diese Weise wird er sich den Rheumatismus holen.“ Am folgenden Tage sah Flora ihren Herrn auf eine gewisse Art an. Diese stumme und fast instinktive Liebe hatte sie gerührt, sie fand ihn nicht mehr so häßlich, diesen armen Tropf, dessen Schläfen und Stirn voller geschwürartiger Pickeln waren: er trug jene grauenhafte Krone, die das Attribut verdorbenen Blutes ist.

„Du möchtest nicht gern aufs Land zurückkehren, wie?“ fragte Jean Jacques, als sie allein waren. „Weshalb fragen Sie danach?“ erwiderte sie, indem sie ihn ansah. „Damit ich es weiß,“ antwortete Rouget, der rot wurde wie ein gekochter Krebs. „Wollen Sie mich etwa dorthin

zurückschicken?“ fragte sie. „Nein.“ „Nun, was wollen Sie denn wissen? Sie haben doch einen Grund ...“ „Ja, ich möchte gern wissen ...“ „Was?“ sagte Flora. „Du würdest es mir nicht sagen!“ versetzte Rouget. „Doch, auf meine Ehre als anständiges Mädchen ...“ „Ah! da,“ fuhr Rouget erschreckt fort. „Du bist ein anständiges Mädchen ...“ „Weiß Gott!“ „Wahrhaftig?“ „Wenn ich es Ihnen doch sage ...“ „Laß sehen, bist du dieselbe, die dastand, barfuß, als dein Onkel dich brachte?“ „Eine schöne Frage, meiner Treu!“ erwiderte Flora errötend.

Der Erbe senkte niedergeschlagen den Kopf und hob ihn nicht wieder auf. Flora, die sprachlos war, eine für einen Mann so schmeichelhafte Antwort mit solcher Bestürzung aufgenommen zu sehen, zog sich zurück. Drei Tage darauf sagte Flora in dem gleichen Augenblick, denn der eine wie die andere schienen sich das Dessert zum Schlachtfeld ausersehen zu haben, als erste zu ihrem Herrn: „Haben Sie etwas gegen mich?“ „Nein,“ erwiderte er, „nein ... (Pause.) Im Gegenteil.“ „Es schien Ihnen neulich nicht recht zu sein, als Sie erfuhren, daß ich ein anständiges Mädchen bin ...“ „Nein, ich wollte nur wissen ... (Wieder Pause.) Aber du würdest mir nicht sagen ...“ „Meiner Treu,“ erwiderte sie, „ich will Ihnen die ganze Wahrheit sagen ...“ „Die ganze Wahrheit über ... meinen Vater? ...“ fragte er mit erwürgter Stimme. „Ihr Vater“, sagte sie, indem sie den Blick in die Augen ihres Herrn senkte, „war ein wackerer Mann ... Er lachte gern, was? ... Ein bißchen ... Aber, der gute arme Mann! ... Ihm fehlte ja nicht der gute Wille ... Kurz, er hatte was gegen Sie, ich weiß nicht, er hatte Absichten ... o, traurige Absichten. Oft hat er mich zum Lachen gebracht, ja, und so! ... Und weiter? ...“ „Nun, Flora,“ sagte der Erbe, indem er die Krebsfischerin bei der Hand nahm, „da mein

Vater dir nichts gewesen ist . . .“ „Und was sollte er mir gewesen sein?“ rief sie wie ein Mädchen, das von einer schimpflichen Annahme beleidigt ist. „Nun, höre doch! . . .“ „Er war mein Wohltäter, weiter nichts. Ah! Er hätte es ja gern gesehen, wenn ich seine Frau geworden wäre . . . aber . . .“ „Aber“, sagte Rouget, indem er die Hand, die Flora ihm entzogen hatte, wieder ergriff, „da er dir nichts gewesen ist, so könntest du doch hier bei mir bleiben . . .“ „Wenn Sie wollen,“ gab sie zur Antwort, indem sie die Augen niederschlug. „Nein, nein, wenn du willst, du . . .“ fuhr Rouget fort. „Ja, du kannst hier die . . . Herrin sein. Alles, was hier ist, soll für dich da sein; du sollst für mein Vermögen sorgen, es soll so gut wie deins sein . . . Denn ich liebe dich, und ich habe dich immer geliebt, seit dem Augenblick, als du da eintratst, barfuß . . .“ Flora gab keine Antwort. Als das Schweigen peinlich wurde, fand Jean Jacques dieses furchtbare Argument: „Sieh, ist das nicht besser, als auf die Felder zurückzukehren?“ fragte er sie mit sichtlicher Glut. „Wahrhaftig, Herr Jean! Wie Sie wollen,“ versetzte sie.

Nichtsdestoweniger war der arme Rouget trotz dieses ‚Wie Sie wollen‘ um keinen Schritt vorwärts gekommen. Männer dieses Charakters brauchen die Gewißheit. Die Anstrengung, die sie machen, indem sie ihre Liebe gestehen, ist so groß und kostet sie so viel, daß sie wissen, wie wenig sie imstande sind, sie je noch einmal auf sich zu nehmen. Daher kommt ihre Anhänglichkeit an die erste Frau, die sie annimmt. Man kann nur durch das Ergebnis auf die Ereignisse schließen. Zehn Monate nach dem Tode seines Vaters verwandelte Jean Jacques sich vollständig: sein bleiches, bleifarbenes Gesicht, das, wie gesagt, durch Pickeln auf der Stirn und auf den Schläfen entstellt war, hellte sich auf, wurde sauber, nahm rosige Töne an. Kurz, seine Züge strahlten von Glück. Flora

verlangte, daß ihr Herr sich peinlich pflegte; sie setzte ihre Eitelkeit darein, daß er gut gekleidet war. Sie sah ihm nach, wenn er spazieren ging, und blieb auf der Türschwelle stehen, bis er verschwunden war. Die ganze Stadt bemerkte diese Veränderungen, die Jean Jacques zu einem völlig neuen Menschen machten.

„Wissen Sie das Neueste?“ sagte man in Issoudun. „Nun, was?“ „Jean Jacques hat alles von seinem Vater geerbt, sogar die Krebsfischerin ...“ „Hatten Sie den verstorbenen Doktor nicht für schlau genug gehalten, seinem Sohn eine Haushälterin zu hinterlassen?“ „Die ist ein Schatz für Rouget, freilich,“ war der allgemeine Ruf. „Die ist gerieben! Sie ist ja recht schön, sie wird sich heiraten lassen.“ „Hat das Mädchen Glück gehabt!“ „Ein Glück, wie es nur den schönen Mädchen zufällt.“ „Ach was! Glauben Sie? Aber ich habe meinen Onkel Borniche-Héreau gehabt; nun, Sie haben doch von Fräulein Ganivet gehört? Die war häßlich wie die sieben Todsünden und hat darum nicht minder tausend Taler Rente von ihm geerbt ...“ „Ach, das war 1778!“ „Einerlei, Rouget tut unrecht, sein Vater hinterläßt ihm volle vierzigtausend Franken Rente, er hätte sich mit Fräulein Héreau verheiraten können ...“ „Der Doktor hat es versucht, sie wollte nicht, Rouget ist zu dumm ...“ „Zu dumm! Die Frauen sind nur zu glücklich mit Leuten dieses Schlags.“ „Ist Ihre Frau glücklich?“

Das etwa war der Sinn der Reden, die in Issoudun umliefen. Wenn man anfangs nach Brauch und Sitte der Provinz über diese Quasi-Ehe lachte, so lobte man Flora schließlich, weil sie sich diesem armen Burschen gewidmet hatte. So kam Flora Brazier im Hause Rouget, nach des jungen Goddet Witz, vom Vater auf den Sohn zur Regierung. Es dürfte jetzt nicht überflüssig sein, zur Belehrung der Ehelosen diese Regierung zu skizzieren.

Die alte Fanchette war in Issoudun die einzige, die es übelnahm, daß Flora Brazier im Hause Jean Jacques Rougets Königin wurde. Sie protestierte gegen die Unmoralität einer solchen Verbindung und ergriff die Partei der beleidigten Moral; freilich empfand sie es als eine Demütigung, daß sie in ihrem Alter eine Krebsfischerin zur Herrin erhalten sollte, ein kleines Mädchen, das barfuß ins Haus gekommen war. Fanchette besaß dreihundert Franken Rente in Staatspapieren, denn so hatte der Doktor ihr geraten, ihre Ersparnisse anzulegen; der verstorbene Herr hatte ihr gleichfalls hundert Taler Leibrente hinterlassen, sie konnte also behaglich leben und verließ am 15. April 1806, neun Monate nach dem Begräbnis ihres alten Herrn, das Haus. Deutet dieses Datum scharfblickenden Leuten nicht zur Genüge an, um welche Zeit die Flora aufhörte, ein anständiges Mädchen zu sein?

Die Krebsfischerin, die klug genug war, um den Abfall Fanchettes vorauszusehen — denn nichts unterrichtet so gut in der Politik wie die Ausübung der Macht —, hatte beschlossen, sich ohne Dienerin zu behelfen. Seit sechs Monaten studierte sie, ohne daß man es ihr anmerkte, die kulinarischen Kunstgriffe, die Fanchette zu einer eines Arztes würdigen Köchin machten. Als Feinschmecker kann man die Ärzte mit den Bischöfen auf eine Stufe stellen. Der Doktor hatte Fanchette vervollkommnet. In der Provinz lenken der Mangel an Beschäftigung und die Eintönigkeit des Lebens die Regsamkeit des Geistes auf die Küche. Man speist in der Provinz nicht so luxuriös wie in Paris, aber besser; die Gerichte sind überlegt, studiert. In der tiefsten Provinz gibt es Carêmes im Rock, unbekannte Genies, die ein einfaches Bohnengericht des Kopfschüttelns würdig machen, mit dem Rossini etwas ganz Geglücktes aufnimmt. Als der Doktor in Paris seine Examina machte, hatte er dort die chemischen

Vorlesungen Rouelles gehört, und daher waren ihm noch einige Begriffe geblieben, die er zum Nutzen der Küchenchemie verwandte. Er ist in Issoudun durch mehrere Verbesserungen berühmt, die man außerhalb der Landschaft wenig kennt. Er hat entdeckt, daß die Omelette weit zarter wird, wenn man das Weiße und das Gelbe des Eies nicht mit jener Brutalität, die die Köchinnen auf diese Tätigkeit verwenden, zusammenschlägt. Seiner Meinung nach mußte man das Weiße in Schaum überführen, dann allmählich das Gelbe einlaufen lassen, und sich keiner Pfanne bedienen, sondern einer Porzellan- oder Majolikaschüssel, und zwar einer solchen, die dick genug ist und vier Füße hat, damit die Luft, wenn sie auf dem Ofen steht, sie umstreicht und das Feuer hindert, sie zum Springen zu bringen. In der Touraine nennt man eine solche Schüssel einen ,coquemar'. Ich glaube, Rabelais spricht schon von diesem ,cauquemarre', der dazu dient, die ,Wasservögel' zu kochen, was das hohe Alter dieses Küchengeräts beweist. Auch hatte der Doktor ein Mittel gefunden, um zu verhindern, daß die Buttersaucen scharf wurden; aber dieses Geheimnis, das er unglücklicherweise nur in seiner Küche lehrte, ist verloren gegangen. Flora, die zum Backen und Braten geboren war, zwei Begabungen, die man weder durch Beobachtung noch Arbeit erwerben kann, übertraf Fanchette in kurzer Zeit. Wenn sie Köchin wurde, so dachte sie an Jean Jacques und sein Glück; aber gestehen wir es, auch sie selbst war einigermaßen lecker. Außerstande wie alle ungebildeten Leute, sich geistig zu beschäftigen, entfaltete sie ihre Betriebsamkeit im Haushalt. Sie polierte die Möbel, gab ihnen ihren Glanz zurück und hielt alles im Hause in einer Sauberkeit, die Hollands würdig gewesen wäre. Sie lenkte jene Lawinen schmutziger Wäsche und jene Sintfluten, die man die Lauge nennt und die

man nach dem Brauch der Provinz nur dreimal im Jahre herstellt. Sie behielt das Leinen mit dem Blick der Hausfrau im Auge und besserte es aus. Und da sie begierig war, sich allmählich in die Vermögensgeheimnisse hineinzufinden, so eignete sie sich das geringe Wissen Rougets um die Geschäfte an, ja sie vermehrte es durch Unterhaltungen mit Herrn Héron, dem Notar des verstorbenen Doktors. So konnte sie denn ihrem kleinen Jean Jacques ausgezeichnete Ratschläge geben. Da sie überzeugt war, daß sie stets die Herrin bleiben würde, so widmete sie den Interessen dieses Junggesellen ebensoviel Zärtlichkeit und Erwerbssinn, wie wenn es sich um sie selbst gehandelt hätte. Ansprüche ihres Onkels hatte sie nicht zu fürchten. Brazier war zwei Monate vor dem Tode des Doktors infolge eines Sturzes beim Verlassen der Kneipe, in der er seit dem Anbruch seines Glücks sein Leben verbrachte, gestorben. Auch ihren Vater hatte Flora verloren. Sie diente also ihrem Herrn mit all der Liebe, die sich von einer Waise erwarten ließ, glücklich, sich eine Familie zu schaffen und ein Interesse im Leben zu finden. Diese Zeit war das Paradies für den armen Jean Jacques, der die ruhigen Gewohnheiten eines tierischen Daseins annahm, verschönt durch eine fast klösterliche Regelmäßigkeit. Er schlief bis spät in den Morgen hinein. Flora ging schon früh aus, um einzukaufen, oder sie besorgte das Haus und weckte ihren Herrn so, daß er das Frühstück fertig fand, wenn er sich angekleidet hatte. Nach dem Frühstück ging Jean Jacques gegen elf Uhr spazieren; er plauderte mit allen, die ihm begegneten, und kehrte gegen drei Uhr zurück, um die Zeitungen zu lesen: die der Provinz und ein Pariser Blatt, das er drei Tage nach seinem Erscheinen erhielt, fett von den dreißig Händen, durch die es gegangen war, schmutzig von dem Schnupftabak, den man darauf vergessen, gebräunt von all den

Tischen, auf denen es gelegen hatte. So kam für den Junggesellen die Stunde seines Diners, und darauf verwandte er so viel Zeit, wie nur irgend möglich. Flora erzählte ihm die Stadtgeschichten, den Klatsch, der umlief und den sie aufgegriffen hatte. Gegen acht Uhr erloschen die Lichter. Wenn man früh zu Bett geht, so spart man Kerzen und Heizung, eine Sparsamkeit, die in der Provinz sehr viel geübt wird, die jedoch durch den Mißbrauch des Bettes dazu beiträgt, die Leute abzustumpfen. Durch zuviel Schlaf verfettet der Intellekt und wird schwerfällig.

Das war neun Jahre hindurch das Leben dieser beiden Wesen, ein zugleich leeres und volles Leben, dessen große Ereignisse ein paar Reisen nach Bourges, Vierzon und Châteauroux oder noch weiter waren, sooft nämlich weder die Notare dieser Städte noch Herr Héron Hypothekengelder anlegen konnten. Rouget lieh sein Geld als erste Hypothek gegen fünf Prozent, und zwar so, daß, wenn der Entleiher verheiratet war, nach seinem Tode die Frau als Schuldnerin an seine Stelle trat. Nie gab er mehr als ein Drittel des wirklichen Wertes der Güter, und er ließ sich Wechsel ausstellen, die zweieinhalb Prozent Ergänzungszinsen einschlossen und stufenweise über die Dauer des Darlehns verteilt waren. Das waren die Gesetze, deren Beobachtung sein Vater ihm eingeschärft hatte. Der Wucher, dieses Hindernis, das sich dem Ehrgeiz der Bauern entgegenstellt, zehrt das flache Land auf. Ein Zinsfuß von siebeneinhalb Prozent schien also so vernünftig, daß Jean Jacques Rouget sich seine Geschäfte aussuchen konnte; denn die Notare, die sich von den Leuten, denen sie so billiges Geld verschafften, schöne Provisionen zusichern ließen, benachrichtigten den alten Junggesellen stets. Während dieser neun Jahre gewann Flora auf die Dauer unmerklich

und ohne es zu wollen eine absolute Herrschaft über ihren Herrn. Sie behandelte Jean Jacques übrigens sehr familiär; und ohne daß sie die Achtung vor ihm verletzte, übertraf sie ihn so sehr an Intellekt, Einsicht und Kraft, daß er der Diener seiner Dienerin wurde. Dieses große Kind kam Floras Herrschaft, indem es sich pflegen ließ, so sehr entgegen, daß sie ihm wie eine Mutter ihrem Sohn gegenüberstand. Daher gewöhnte Jean Jacques sich schließlich auch die Empfindung an, die einem Kinde den mütterlichen Schutz notwendig macht. Aber es gab zwischen ihnen noch weit engere Bande. Zunächst sorgte Flora für die Geschäfte und die Leitung des Hauses. Jean Jacques verließ sich in allen Dingen der Geschäftsführung so sehr auf sie, daß ihm ohne sie das Leben nicht nur schwierig, sondern unmöglich erschienen wäre. Dann war diese Frau für ihn zum Daseinsbedürfnis geworden; sie schmeichelte all seinen Liebhabereien, sie kannte sie so gut! Er liebte es, dies glückliche Gesicht zu sehen, das ihm immer lächelte, das einzige, das ihm je gelächelt hatte, das einzige, auf dem sich je für ihn ein Lächeln finden sollte! Dieses rein äußerliche Glück, das seinen Ausdruck fand in vulgären Worten, wie sie in allen berrichonischen Häusern den Untergrund der Sprache bildeten, und das sich auf diesen prachtvollen Gesichtszügen spiegelte, war gewissermaßen der Widerschein seines eigenen Glücks. Der Zustand, in den Jean Jacques geriet, wenn er sah, daß Flora durch irgendwelche Widerwärtigkeiten mißmutig gestimmt war, offenbarte dem Mädchen die Ausdehnung ihrer Macht, und um sie sich zu sichern, wollte sie sie benutzen. Benutzen heißt bei solchen Frauen stets mißbrauchen. Die Krebsfischerin zwang ihren Herrn ohne Zweifel, ein paar jener Szenen zu spielen, wie sie in den Geheimnissen des Privatlebens begraben sind und deren Muster Otway mitten in seiner Tragödie

vom Geretteten Venedig gegeben hat, in der Szene zwischen dem Senator und Aquilina, einer Szene, die den Prunk des Grauenhaften lebendig macht. Flora fühlte sich nun in ihrer Herrschaft so sicher, daß sie zu ihrem und zu dieses Junggesellen Unglück nicht daran dachte, sich heiraten zu lassen.

Gegen Ende des Jahres 1815 war Flora mit siebenundzwanzig Jahren zur vollen Entwicklung ihrer Schönheit gelangt. Sie war dick, frisch und weiß wie eine Pächterin des Bessin; sie verkörperte etwa das Ideal dessen, was unsere Vorfahren eine schöne Base nannten. Ihre Schönheit, die etwas von einem prachtvollen Schenkenmädchen hatte, aber gesteigert und besser erhalten war, gab ihr, abgesehen von der kaiserlichen Vornehmheit, einige Ähnlichkeit mit Fräulein Georges in ihrer schönen Zeit. Flora hatte jene schönen runden, glänzenden Arme, jene Fülle der Formen, jenes seidige Fleisch, jene anziehenden Umrisse, die jedoch weniger streng waren als die der Schauspielerin. Floras Ausdruck sprach von Zärtlichkeit und Sanftmut. Ihr Blick verlangte nicht wie der der schönsten Agrippina, die seit der Racines die Bretter des Théâtre Français beschritten hat, Ehrerbietung: er lud zur großen Freude ein. 1816 sah die Krebsfischerin Maxence Gilet, und sie verliebte sich auf den ersten Blick in ihn. Sie fühlte, wie ihr jener Pfeil der Mythologie quer durchs Herz drang: ein wunderbarer Ausdruck für eine natürliche Erscheinung, die die Griechen so darstellen mußten, weil sie die ritterliche, ideale und melancholische Liebe des Christentums nicht kannten. Flora war damals zu schön, als daß Max diese Eroberung hätte verschmähen können. Die Krebsfischerin lernte also mit achtundzwanzig Jahren die wahre Liebe kennen, die götzendienerische, unendliche Liebe, jene Liebe, die alle Arten des Liebens in sich schließt: die der Gulnare

und der Medora. Sobald der besitzlose Offizier die gegenseitige Stellung Floras und Jean Jacques' erkannte, sah er in einer [illegible]indung mit der Krebsfischerin mehr als eine Lie[illegible]. Um sich also seine Zukunft zu sichern, verlangte er nichts Besseres, als bei Rouget wohnen zu können, denn er erkannte, wie schwachen Charakters dieser Junggeselle war. Floras Leidenschaft beeinflußte notwendig das äußere und innere Leben Rougets. Einen Monat lang sah der Junggeselle zu, wie Floras sonst so lachendes und freundliches Gesicht drohend, düster und mürrisch geworden war. Er ertrug die Ausbrüche einer berechneten schlechten Laune genau wie ein Ehemann, dessen Gattin an eine Untreue denkt. Wenn der arme Bursche Flora mitten unter den grausamsten Abweisungen nach der Ursache dieser Verwandlung zu fragen wagte, so zeigte sie in ihrem Blick Flammen voller Haß und in ihrer Stimme offensive und verächtliche Töne, wie sie der arme Jean Jacques nie gehört noch gesehen hatte.

„Bei Gott," sagte sie, „du hast weder Herz noch Seele. Ich gebe hier jetzt sechzehn Jahre meine Jugend hin, und ich hatte noch nicht bemerkt, daß du da einen Stein hast! . . ." fuhr sie fort, indem sie sich aufs Herz schlug. „Seit zwei Monaten siehst du hier den tapfern Kommandanten, ein Opfer der Bourbonen, der dazu geschaffen war, es bis zum General zu bringen, der im Elend sitzt und hier in ein Stadtnest getrieben wird, wo das Glück sich begraben lassen kann. Er muß den ganzen Tag hindurch im Rathaus auf einem Stuhl hocken, um sich . . . was zu verdienen! Elende sechshundert Franken, ein Lumpengeld! Und du, der du sechshundertneunundfünfzigtausend Franken Hypotheken und sechzigtausend Franken Rente hast, und der du dank meiner Sparsamkeit im Jahr alles in allem, selbst meine Kleider eingerechnet, nicht mehr als tausend Taler ausgibst, du

denkst nicht daran, ihm hier ein Unterkommen anzubieten, wo der ganze zweite Stock leer steht! Du läßt lieber die Ratten und Mäuse da oben tanzen, als daß du einen Menschen dort einquartierst, und noch dazu einen Burschen, den dein Vater stets für seinen Sohn gehalten hat!... Willst du wissen, was du bist? Ich will es dir sagen: du bist ein Brudermörder! Und dann weiß ich auch recht gut, weshalb! Du hast gesehen, daß ich ihm Interesse entgegenbrachte, und das ärgert dich! Obgleich du dumm scheinst, hast du mehr Bosheit in dir als die Boshaftesten in deinem Geschlecht... Also ja, ich bringe ihm Interesse entgegen, und sogar ein sehr lebhaftes..." „Aber, Flora..." „O, hier hält kein ‚Aber Flora' Stich. Ah! Du kannst dir lange eine suchen, eine andere Flora, wenn du eine findest, denn mir mag dies Glas Wein zu Gift werden, wenn ich nicht deine Bude stehen lasse. Ich habe dich, Gott sei Dank, während der zwölf Jahre, die ich hier geblieben bin, nichts gekostet, und du hast dein Vergnügen billig gehabt. Überall anderswo hätte ich mir reichlich mein Leben verdient, wenn ich wie hier alles getan hätte: seifen, plätten, die Lauge überwachen, auf den Markt gehen, kochen, in allem deine Interessen wahrnehmen, mich vom Morgen bis zum Abend zugrunde richten... Nun ja, da hab ich meinen Lohn." „Aber, Flora..." „Ja, Flora... Du wirst mir gerade welche finden, Floras... Mit deinen einundfünfzig Jahren und deinem schlechten Befinden; und wie du alterst, das ist ja schrecklich, ich seh es recht gut! Und dann, amüsant bist du auch nicht gerade..." „Aber, Flora..." „Laß mich in Ruh!" Und sie ging hinaus und warf die Tür mit einer Gewalt ins Schloß, die das ganze Haus erzittern ließ und es in seinen Grundfesten zu erschüttern schien. Jean Jacques Rouget öffnete ganz leise die Tür und ging

noch leiser in die Küche, wo Flora ununterbrochen brummte.

„Aber, Flora," sagte dieses Lamm, „das ist das erste, was ich von deinem Wunsch zu hören bekomme; woher weißt du, ob ich will oder nicht will?" „Zunächst brauchen wir einen Mann im Hause," begann Flora. „Man weiß, daß du zehn, fünfzehn, zwanzigtausend Franken bei dir hast, und wenn man uns bestehlen wollte, würde man uns ermorden. Ich sehne mich durchaus nicht danach, eines schönen Morgens aufzuwachen und in vier Stücke geschnitten zu sein, wie man es mit der armen Dienerin gemacht hat, die dumm genug war, ihren Herrn noch verteidigen zu wollen! Nun, wenn man weiß, daß ein Mann bei uns ist, tapfer wie Cäsar, ein Hauptkerl — Max würde drei Diebe verschlingen, eh man's noch sagen kann — nun, da würde ich ruhiger schlafen. Man wird dir vielleicht Dummheiten sagen ... daß ich ihn hier liebe, ihn da anbete! ... Weißt du, was du da antworten mußt? ... Nun, du antwortest, das wüßtest du, aber dein Vater habe dir den armen Max auf seinem Sterbebett anempfohlen. Dann werden sie alle den Mund halten; denn in Issoudun kann dir selbst das Pflaster sagen, daß er ihm in der Schule die Pension bezahlt hat! Na! Ich esse jetzt neun Jahre lang dein Brot ..." „Flora ... Flora ..." „Mir hat in der Stadt mehr als einer den Hof gemacht, o ja! Man hat mir hier goldene Ketten, da Uhren angeboten ... ‚Meine liebe Flora, wenn du diesen Vater Rouget, den Dummkopf, verlassen willst ...', denn so hat man mit mir über dich gesprochen. ‚Ich, ihn verlassen! Ach, so eine Unschuld! Was sollte aus ihm werden?' hab ich immer zur Antwort gegeben. ‚Nein, nein, wo die Ziege angebunden ist, da muß sie weiden.'" „Ja, Flora, ich habe nur dich auf der Welt, und ich bin nur zu glücklich ... Wenn es

dir Vergnügen macht, mein Kind, gut, dann wollen wir Maxence Gilet zu uns nehmen, er kann mit uns essen ..." „Bei Gott, das will ich hoffen!" „Nun, nun, rege dich nicht auf ..." „Wenn für eins da ist, ist auch für zwei da," erwiderte sie lachend. „Aber wenn du nett sein willst, weißt du, was du dann tun mußt, mein Schäfchen? ... Du mußt bei der Bürgermeisterei spazieren gehen, um vier, und es so einrichten, daß du den Herrn Kommandanten triffst, und dann lädst du ihn zum Diner ein. Wenn er Umstände macht, so kannst du ihm sagen, es würde mich freuen; er ist zu galant, um es abzuschlagen. Und wenn er dir dann zwischen Obst und Käse von seinem Unglück spricht, von den Gefangenenschiffen — denn du wirst ja wohl Geist genug haben, ihn darauf zu bringen —, so wirst du ihm anbieten, hier zu wohnen ... Und wenn er dann noch was dagegen hat, so sei nur ruhig, ich werde ihn schon überreden ..."

Als der Junggeselle langsam auf dem Boulevard Baron spazieren ging, überlegte er sich, so gut er es konnte, dies Ereignis. Wenn er sich von Flora trennte — bei dem bloßen Gedanken konnte er nicht mehr klar sehen —, welche andere Frau sollte er finden? ... Sich verheiraten? ... In seinem Alter würde man ihn wegen seines Vermögens heiraten, und seine rechtmäßige Frau würde ihn noch grausamer ausbeuten als Flora. Übrigens bereitete ihm der Gedanke, diese Zärtlichkeit, und mochte sie noch so trügerisch sein, entbehren zu müssen, grauenhafte Qualen. Er war also so liebenswürdig gegen den Kommandanten Gilet, wie er nur sein konnte. Ganz nach Floras Wunsch wurde die Einladung aus Rücksicht auf die Ehre des Offiziers vor Zeugen ausgesprochen.

Zwischen Flora und ihrem Herrn fand eine Versöhnung statt; aber von diesem Tage an beobachtete Jean Jacques Schattierungen, die von einem vollständigen Wandel in

der Anhänglichkeit der Krebsfischerin zeugten. Flora Brazier beklagte sich vierzehn Tage lang bei den Lieferanten, auf dem Markt, bei den Klatschbasen, mit denen sie sich unterhielt, über die Tyrannei des Herrn Rouget, der sich plötzlich einfallen ließ, seinen angeblichen Stiefbruder zu sich zu nehmen. Aber niemand ließ sich durch diese Komödie täuschen, und man sah Flora nur als ein äußerst schlaues und verschlagenes Geschöpf an. Vater Rouget war sehr glücklich über die Einquartierung des Kommandanten im Hause, denn er hatte jetzt jemanden, der ihm ohne jede Servilität in Kleinigkeiten stets gefällig war. Gilet plauderte und politisierte bisweilen mit dem Vater Rouget, und er ging mit ihm spazieren. Sobald der Offizier im Hause war, wollte Flora nicht länger Köchin bleiben. Das Kochen, sagte sie, verdarb ihr die Hände. Auf den Wunsch des Ordensgroßmeisters bezeichnete ihm die Cognette eine ihrer Verwandten, eine alte Jungfer, deren Herr, ein Pfarrer, eben gestorben war, ohne ihr etwas zu hinterlassen, eine ausgezeichnete Köchin, die Flora und Max auf Tod und Leben ergeben sein würde. Übrigens versprach die Cognette ihrer Verwandten auf das Wort dieser beiden Mächte hin nach zehn Jahren treuer, ergebener, verschwiegener und ehrlicher Dienste eine Rente von dreihundert Franken. Die sechzig Jahre alte Vedie fiel durch ein von Pockennarben zerstörtes Gesicht von hinreichender Häßlichkeit auf. Sobald Vedie ihr Amt angetreten hatte, wurde die Krebsfischerin zur Frau Brazier. Sie trug ein Korsett, sie kaufte sich seidene Kleider, Kleider aus schönen Wollstoffen oder aus Baumwolle, je nach der Jahreszeit. Sie erstand sehr teure Halskrausen und Fichus, gestickte Hauben, Spitzenkragen und hübsche Halbschuhe; sie kleidete sich mit einer Eleganz und einem Reichtum, die sie verjüngten. Sie war wie ein roher Diamant, den

der Goldschmied geschliffen und gefaßt hatte, damit er nach vollem Wert zur Geltung käme. Sie wollte Max Ehre machen. Ende des ersten Jahres, 1817, ließ sie dem armen Kommandanten, den es langweilte, zu Fuß spazieren zu gehen, ein angeblich englisches Pferd aus Bourges kommen. Max hatte in der Umgegend einen ehemaligen Ulanen der kaiserlichen Garde aufgetrieben, einen Polen namens Kouski, der ins Elend geraten war und sich nichts Besseres wünschte, als in der Eigenschaft eines Dieners des Kommandanten zu Herrn Rouget zu ziehen. Max war Kouskis Idol, vor allem nach dem Duell mit den drei Royalisten. Vom Jahre 1817 an bestand der Haushalt des Vaters Rouget also aus fünf Personen, von denen drei die Herren spielten, und die Ausgaben stiegen auf etwa achttausend Franken im Jahre.

In dem Augenblick, als Frau Bridau nach Issoudun zurückkehrte, um, nach dem Ausdruck des Advokaten Desroches, eine so ernstlich gefährdete Erbschaft zu retten, war der Vater Rouget allmählich bis zu einem nahezu vegetativen Dasein gelangt. Zunächst richtete Fräulein Brazier die Tafel seit der Einquartierung des Kommandanten auf einem bischöflichen Fuß ein. Und als Rouget einmal auf den Weg des Wohllebens gedrängt war, aß er, fortgerissen durch die ausgezeichneten Gerichte, die Vedie bereitete, immer mehr. Trotz dieser ausgezeichneten und reichlichen Ernährung aber wurde er nicht dick. Von Tag zu Tag erschlaffte er wie ein überangestrengter Mann immer mehr, vielleicht durch die Verdauung ermüdet, und seine Augen bekamen tiefe Ringe. Aber wenn ihn auf seinen Spaziergängen die Bürger nach seinem Befinden fragten, so sagte er, er habe sich nie so wohl gefühlt. Da er stets in dem Ruf gestanden hatte, von außerordentlich beschränktem Verstand zu sein, so merkte man das beständige Sinken seiner geistigen Fähigkeiten

nicht. Seine Liebe zu Flora war die einzige Empfindung, die ihn am Leben erhielt; er lebte nur noch für sie. Seine Schwäche ihr gegenüber kannte keine Grenzen: er gehorchte einem Blick; er beobachtete die Bewegungen dieses Geschöpfes, wie ein Hund die geringsten Gesten seines Herrn beobachtet. Kurz, mit seinen siebenundfünfzig Jahren schien Vater Rouget nach Frau Hochons Worten älter als Herr Hochon, der damals achtzig Jahre alt war.

Jeder kann sich begründetermaßen denken, daß Gilets Zimmer eines so reizenden Jungen würdig war. Wirklich hatte denn auch der Kommandant in den sechs Jahren die Behaglichkeit seiner Wohnung vervollkommnet und die geringsten Einzelheiten verschönt, ebensosehr für sich selbst wie für Flora. Aber es war nur die Behaglichkeit von Issoudun: farbige Fensterscheiben, recht elegante Tapeten, Mahagonimöbel, Spiegel mit vergoldeten Rahmen, Musselinvorhänge mit roten Borten, ein Himmelbett mit Vorhängen, die so geordnet waren, wie ein Tapezier aus der Provinz sie für eine reiche Braut anordnet und wie sie dann als der Gipfel des Prunks erscheinen, wiewohl man sie auf den gewöhnlichen Modeblättern sehen kann und kein Pariser Kleinhändler sie für seine Hochzeit will; und schließlich lagen — etwas Ungeheuerliches, worüber man in ganz Issoudun sprach — auf der Treppe Binsenmatten, ohne Zweifel, um das Geräusch der Schritte zu dämpfen; daher hatte denn auch Max, als er mit der Morgendämmerung nach Hause kam, niemanden geweckt. Niemals ahnte Rouget, daß sein Gast bei den nächtlichen Taten des Müßiggangs beteiligt war.

Gegen acht Uhr öffnete Flora, gekleidet in einen Morgenrock aus hübschem Baumwollstoff mit tausend rosigen Streifen, den Kopf bedeckt mit einer Spitzenhaube, die Füße in gefütterten Pantoffeln, leise die Tür zu

Max' Zimmer; aber als sie ihn schlafen sah, blieb sie vor seinem Bett stehen. „Er ist so spät nach Hause gekommen," sagte sie, „um halb vier! Man muß eine famose Natur haben, um solchen Vergnügungen standzuhalten. Der ist stark, dieser wundervolle Mensch! ... Was werden sie heute Nacht getrieben haben?" „Ah, da bist du ja, meine kleine Flora," sagte Max, indem er nach Art der Offiziere emporfuhr, die durch die Ereignisse des Krieges daran gewöhnt sind, beim Erwachen, so plötzlich es auch sei, stets ihre ganze Kaltblütigkeit und all ihre Gedanken beisammen zu haben. „Du schläfst noch, ich gehe ..." „Nein, bleib, es gibt ernste Dinge ..." „Du hast heute nacht irgendeine Dummheit gemacht?" „Ja, prosit! ... Es handelt sich um uns und dies alte Vieh. Höre mal! Du hast mir nie etwas von seiner Familie gesagt ... Nun, die kommt her, die Familie! Zweifellos, um uns das Leben sauer zu machen ..." „Ah! Ich gehe, um ihn zu zausen," sagte Flora. „Fräulein Brazier," sagte Max ernst, „es handelt sich um zu ernste Dinge, als daß man so drauf losgehen könnte. Schicke mir meinen Kaffee, ich werde ihn im Bett trinken und über unser Verhalten nachdenken ... Komm um neun Uhr wieder, dann wollen wir plaudern. Inzwischen tu, als wüßtest du nichts."

Flora, die über diese Nachricht betroffen war, ließ Max allein und ging, um ihm seinen Kaffee zu bereiten; aber eine Viertelstunde darauf kam Baruch eilig hereingelaufen und sagte zu dem Großmeister des Müßiggangs: „Fario sucht seinen Karren! ..."

In fünf Minuten war Max angezogen und eilte hinunter; indem er tat, als schlenderte er nur umher, ging er bis zum Fuß des Turms, wo er eine ziemlich beträchtliche Menschenansammlung sah. „Was gibt es?" fragte Max, indem er sich durch die Menge drängte und einen Weg bis zu dem Spanier bahnte.

Fario, ein kleiner, trockener Mensch, war von einer Häßlichkeit, die man mit der eines spanischen Granden hätte vergleichen können. Nach seinen wie mit einem Bohrer eingebohrten Augen, die sehr dicht an der Nase standen, hätte er in Neapel als Hexenmeister gegolten. Dieser kleine Mann schien sanft, weil er ernst, ruhig und in seinen Bewegungen langsam war; daher nannte man ihn auch den biederen Fario; aber sein Pfefferkuchenteint und seine Sanftmut verbargen den Unwissenden und offenbarten dem Beobachter den halb maurischen Charakter eines Bauers aus Granada, den nur noch nichts aus seinem Phlegma und seiner Trägheit aufgescheucht hatte.

„Sind Sie sicher," fragte Max, als er die Beschwerden des Getreidehändlers angehört hatte, „daß Sie Ihren Wagen bei sich hatten? Denn Gott sei Dank, Diebe gibt es in Issoudun nicht." „Da hat er gestanden ..." „Wenn das Pferd davor geblieben ist, kann es dann den Wagen nicht mitgenommen haben?" „Da steht mein Pferd," sagte Fario, indem er auf sein Tier zeigte, das völlig aufgeschirrt dreißig Schritte weiterhin stand. Max ging ernst zu dem Pferd, um, wenn er die Augen hob, den Fuß des Turms sehen zu können, denn die Menschenmenge stand unten. Alle Welt folgte Max, und das wollte der Schelm. „Hat jemand aus Versehen einen Wagen in seine Tasche gesteckt?" rief Franz. „Los, sehen Sie nach!" rief Baruch. Auf allen Seiten brach Gelächter aus. Fario fluchte. Bei einem Spanier lassen Flüche auf den höchsten Grad des Grimmes schließen. „Ist er leicht, dein Wagen?" fragte Max. „Leicht? ..." wiederholte Fario. „Wenn ihn die, die hier über mich lachen, auf den Füßen hätten, dann würden ihnen die Hühneraugen nicht mehr weh tun!" „Aber er muß verteufelt leicht sein," erwiderte Max, indem er auf den Turm zeigte, „denn er ist auf den Hügel geflogen."

Bei diesen Worten hoben sich aller Blicke, und einen Augenblick herrschte auf dem Marktplatz Aufruhr. Alle zeigten sich diesen Zauberwagen. Aller Zungen waren in Bewegung. „Der Teufel schützt die Herbergsväter, die sich sämtlich um ihr Seelenheil bringen,“ sagte der junge Goddet zu dem verblüfften Getreidehändler. „Er hat dich lehren wollen, daß du keine Karren auf den Straßen herumstehen läßt, statt sie in der Herberge unterzustellen.“ Nach diesen Worten erscholl aus der Menge ein wildes Geschrei, denn Fario galt als ein Geizhals.

„Nun, mein braver Kerl,“ sagte Max, „du mußt nicht den Mut verlieren. Wir wollen einmal hinaufsteigen zum Turm, um zu sehen, wie der Karren dahin gekommen ist. Zum Henker, wir legen mit Hand an und helfen dir. Kommst du, Baruch? Du,“ sagte er zu Franz, indem er ihm ins Ohr flüsterte, „laß die Leute zurücktreten, damit niemand hier unten am Berg ist, wenn du uns oben siehst.“

Fario, Max, Baruch und noch drei andere Ritter stiegen zum Turm hinauf. Während dieses ziemlich gefahrvollen Aufstiegs konstatierte Max mit Fario zusammen, daß der Wagen weder Beschädigungen noch sonstige Spuren aufwies, die auf einen Transport hindeuteten. Daher glaubte denn auch Fario an irgendeine Zauberei; er hatte den Kopf verloren. Als sie alle auf dem Gipfel waren und die Dinge untersuchten, schien die Sache im Ernst unmöglich. „Wie soll ich ihn hinunterbringen?“ fragte der Spanier, dessen kleine schwarze Augen zum erstenmal Entsetzen ausdrückten, und dessen gelbes, hohles Gesicht, das seine Farbe sonst nie zu wechseln schien, erblich. „Wie?“ fragte Max. „Aber das scheint mir nicht schwer . . .“ Und er benutzte die Verblüffung des Getreidehändlers, nahm mit seinen starken Armen den Karren bei der Gabeldeichsel, um ihn vom Stapel zu

lassen, und rief in dem Augenblick, als er ihm entrollen mußte, mit Donnerstimme: „Achtung da unten!"

Aber es war keinerlei Gefahr mehr vorhanden: die Versammlung, die von Baruch gewarnt und von Neugier gepackt war, hatte sich auf dem Platz bis zu dem nötigen Abstand zurückgezogen, um sehen zu können, was oben auf dem Hügel vorging. Der Karren zerschellte auf die malerischste Art in eine unendliche Anzahl von Stücken. „Unten ist er jetzt," sagte Baruch. „Ach, Räuber! Ach, Kanaillen!" rief Fario aus; „ihr habt ihn mir wohl auch hier heraufgeschafft . . ."

Max, Baruch und ihre drei Gefährten begannen über die Schmähungen des Spaniers zu lachen. „Man hat dir einen Dienst leisten wollen," sagte Max kühl; „ich bin bei dem Stapellauf deines verdammten Karrens fast noch mitgerissen worden — und das ist dein Dank? . . . Woher bist du eigentlich?" „Ich bin aus einem Lande, wo man nicht verzeiht," erwiderte Fario, der vor Wut zitterte. „Mein Wagen soll Euch als Droschke dienen, um zum Teufel zu fahren! . . . Wenigstens", fügte er hinzu, indem er sanft wurde wie ein Lamm, „wenn Sie ihn mir nicht durch einen neuen ersetzen wollen." „Darüber können wir reden," sagte Max, indem er hinabstieg.

Als sie unten ankamen und die ersten Gruppen der Lacher erreichten, nahm Max Fario bei einem Knopf seiner Jacke und sagte: „Ja, mein wackerer Vater Fario, ich werde dir einen prachtvollen neuen Wagen zum Geschenk machen, wenn du mir zweihundertundfünfzig Franken geben willst; aber ich kann dir nicht garantieren, daß er so gedrechselt wird wie dieser." Dieser letzte Scherz fand Fario so kalt, als gelte es, einen Handel abzuschließen. „Wahrhaftig," sagte er, „wenn Sie mir meinen armen Wagen ersetzten, besser hätten Sie das Geld des Vaters Rouget noch nie angewendet!"

Max erblich; er hob die furchteinflößende Faust wider Fario. Aber Baruch, der wußte, daß ein solcher Faustschlag nicht nur den Spanier allein treffen würde, riß Fario wie eine Feder fort und sagte leise zu Max: „Mach keine Dummheiten!“ Der so zur Ordnung gerufene Kommandant brach in Lachen aus und erwiderte Fario: „Wenn ich dir aus Versehen den Wagen zerbrochen habe, so versuchst du, mich zu verleumden — da sind wir quitt.“ „Noch nicht!“ sagte Fario brummend. „Aber ich bin froh, daß ich weiß, was mein Wagen wert war.“ „Ach, Max, du hast deinen Gegner gefunden!“ sagte ein Zeuge dieser Szene, der nicht zum Orden des Müßiggangs gehörte. „Adieu! Herr Gilet; ich danke Ihnen noch nicht für Ihre Hilfe,“ sagte der Kornhändler, indem er seinen Gaul zwischen die Beine nahm und inmitten eines Hurras davonritt. „Man wird Euch das Eisen von den Rädern aufbewahren,“ rief ihm ein Stellmacher nach, der gekommen war, um sich die Wirkung des Sturzes anzusehen.

Einer der Wagenbäume hatte sich aufrecht wie ein Stamm in die Erde gebohrt. Max blieb bleich und nachdenklich, das Wort des Spaniers hatte ihn bis ins Herz getroffen. Fünf Tage lang sprach man in Issoudun von Farios Wagen. Er war zum Reisen bestimmt, wie der junge Goddet sagte, denn er kam in der ganzen Landschaft herum, wo man sich alle Scherze erzählte, die Max und Baruch gemacht hatten. So war der Spanier, und das traf ihn am empfindlichsten, noch acht Tage nach dem Ereignis die Fabel dreier Kreise und der Gegenstand allen Geredes.

Max und die Krebsfischerin wurden aus Anlaß der furchtbaren Antworten des rachsüchtigen Spaniers auch zum Thema von tausend Kommentaren, die man sich in Issoudun ins Ohr flüsterte, während man in Bourges, Vatan, Vierzon und Châteauroux laut genug davon sprach. Maxence Gilet kannte das Land genügend, um

zu erraten, wie sehr diese Reden vergiftet sein mußten. „Man wird sie nicht hindern können, zu schwätzen,“ dachte er. „Ach, da habe ich einen schlimmen Streich gemacht.“

„Nun, Max,“ sagte Franz, indem er ihn am Arm nahm, „sie kommen heute abend ...“ „Wer?“ „Die Bridaus! Meine Großmutter hat eben einen Brief von ihrer Patentochter bekommen.“ „Höre, mein Kleiner,“ sagte Max ihm ins Ohr, „ich habe mir diese Sache gründlich überlegt. Es darf nicht so aussehen, als hätten Flora oder ich etwas gegen die Bridaus. Wenn die Erben Issoudun verlassen, so müßt ihr, die Hochons, sie fortschicken. Studiere mir diese Pariser genau; und wenn ich ihnen morgen, bei der Cognette, ihr Maß genommen habe, so werden wir sehen, was wir mit ihnen anfangen und wie wir sie mit deinem Großvater entzweien können.“

„Der Spanier hat bei Max die Lücke im Panzer gefunden,“ sagte Baruch zu seinem Vetter Franz, als sie zu Herrn Hochon zurückkehrten und ihrem Freund, der nach Hause ging, nachschauten.

Während Max seinen Streich ausführte, hatte Flora trotz der Ermahnungen ihres Genossen ihren Zorn nicht unterdrücken können; und ohne zu wissen, ob sie seinen Plänen diente oder sie störte, brach sie wider den armen Junggesellen aus. Wenn Jean Jacques sich den Zorn seiner Haushälterin zuzog, ließ man ihn plötzlich all die kleinen Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien entbehren, die seine Freude ausmachten; kurz, Flora erlegte ihrem Herrn eine Buße auf. So gab es nicht mehr jene kleinen liebevollen Worte, mit denen sie in den verschiedensten Tönen und unter mehr oder minder zärtlichen Blicken die Unterhaltung schmückte: „Meine kleine Katze — mein großes Lämmchen — mein Liebchen — mein Püppchen — mein Mäuschen“ usw. Kalt und trocken, ironisch

ehrfurchtsvoll schnitt dann dem unglücklichen Burschen wie eine Messerklinge das ‚Sie' ins Herz. Dieses ‚Sie' diente als Kriegserklärung. Statt dann dabei zu sein, wenn der gute Mann aufstand, statt ihm seine Sachen zu geben, seine Wünsche zu erraten, statt ihn mit jener Bewunderung anzusehen, die alle Frauen auszudrücken wissen, und die um so mehr entzückt, je gröber sie ist, wenn sie zum Beispiel sagte: „Du bist frisch wie eine Rose! — Nun, dir geht es ja vortrefflich! — Wie schön du bist, alter Jean!" — kurz, statt ihn beim Aufstehen mit den Scherzen und Späßen zu überschütten, die ihn amüsierten, ließ Flora ihn sich allein anziehen. Wenn er die Krebsfischerin rief, so erwiderte sie vom Fuß der Treppe her: „Ach! Ich kann nicht alles zugleich tun, auf Ihr Frühstück achten und Sie in Ihrem Zimmer bedienen. Sind Sie noch nicht groß genug, um sich allein anzuziehen?"

„Mein Gott, was habe ich ihr getan?" fragte sich der Alte, als er eine dieser Zurückweisungen in eben dem Augenblick erfuhr, da er um Wasser zum Rasieren gebeten hatte. „Vedie, bringen Sie dem Herrn heißes Wasser hinauf," rief Flora. „Vedie? . . ." sagte der Ärmste, ganz blöde aus Furcht vor dem Zorn, der auf ihm lastete, „Vedie, was hat denn die gnädige Frau heute morgen?" (Flora ließ sich von ihrem Herrn, von Vedie, Kouski und Max ‚gnädige Frau' nennen.) „Sie wird, wie es scheint, etwas von Ihnen gehört haben, was nicht hübsch ist," erwiderte Vedie, indem sie eine tiefbetrübte Miene annahm. „Das ist nicht recht von Ihnen, gnädiger Herr. Sehen Sie, ich bin nur eine arme Dienerin, und Sie können mir sagen, daß ich die Nase nicht in Ihre Angelegenheiten zu stecken habe; aber Sie könnten unter allen Frauen der Erde suchen, wie es der König aus der Heiligen Schrift getan hat, und Sie fänden

keine wie die gnädige Frau. Sie müßten die Spur ihrer Füße küssen, wo sie vorübergeht... Wahrhaftig, wenn Sie ihr Kummer machen, dann schneiden Sie sich selbst ins Herz! Ja, und sie hatte Tränen im Auge."

Vedie ließ den armen Mann vernichtet zurück, er fiel in einen Sessel, sah wie ein Tiefsinniger ins Leere und vergaß, sich zu rasieren. Dieser Wechsel von Zärtlichkeit und Kälte hatte auf dieses schwache Wesen, das nur durch die Liebesfibern lebte, die krankmachenden Wirkungen, die ein plötzlicher Wechsel von tropischer Glut und Nordpolfrost auf den Körper ausüben müßte. Es waren moralische Lungenentzündungen, die an ihm zehrten wie ebenso viele Krankheiten. So konnte in der ganzen Welt nur Flora ihn beeinflussen; denn einzig ihr gegenüber war er ebenso gut, wie er einfältig war.

„Nun, Sie haben sich ja noch nicht rasiert?" sagte sie, indem sie sich auf der Schwelle zeigte. Sie jagte dem Vater Rouget den heftigsten Schrecken ein, und war er blaß und aufgelöst gewesen, so wurde er einen Augenblick rot, ohne daß er es wagte, sich ob dieses Überfalls zu beklagen. „Das Frühstück wartet auf Sie! Aber Sie können ja auch im Schlafrock und in Pantoffeln hinuntergehen. Gehen Sie nur, Sie werden allein frühstücken." Und ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand sie. Daß sie den Ärmsten allein frühstücken ließ, gehörte auch zu jenen Bußen, die ihm den größten Kummer bereiteten: er liebte es, beim Essen zu plaudern. Als er unten auf der Treppe ankam, ergriff ihn ein Hustenanfall, denn die Aufregung hatte seinen Katarrh geweckt. „Huste — huste!" sagte Flora in der Küche, ohne sich darum zu kümmern, ob ihr Herr sie hörte oder nicht. „Bei Gott! Der alte Halunke ist stark genug, um sich zu halten, auch ohne daß man sich um ihn kümmert. Wenn der je seine Seele aushustet, so tut er's sicher erst nach uns..."

Derlei Annehmlichkeiten sagte die Krebsfischerin Rouget in den Augenblicken ihres Zorns. Der Arme setzte sich in tiefer Trauer mitten im Saal an eine Ecke des Tisches und blickte mit verzweifelter Miene seine alten Möbel und seine alten Bilder an. „Sie hätten sich ganz gut eine Krawatte umbinden können," sagte Flora, als sie eintrat. „Meinen Sie, es wäre angenehm, immer einen solchen Hals ansehen zu müssen, der röter und runzliger ist als der eines Truthahns?" „Aber was habe ich dir getan?" fragte er, indem er die großen hellgrünen Augen, die voll Tränen standen, auf Flora hob und ihrer kalten Miene die Stirn bot. „Was Sie getan haben?" versetzte sie. „Das wissen Sie nicht? Nun, das nenne ich mir einen Heuchler!... Ihre Schwester Agathe, die nicht mehr Ihre Schwester ist als ich die des Turms von Issoudun bin, wenigstens wenn man Ihren Vater hörte, und die Sie nicht im geringsten etwas angeht, kommt mit ihrem Sohn, diesem elenden Groschenmaler, aus Paris; sie kommen, um Ihnen einen Besuch zu machen..." „Meine Schwester und mein Neffe kommen nach Issoudun?..." fragte er ganz entsetzt. „Ja, spielen Sie nur den Erstaunten, um mir weis zu machen, daß Sie ihnen nicht geschrieben haben, sie sollten kommen! Die Bosheit ist ja mit weißem Garn zusammengenäht! Seien Sie unbesorgt, wir werden Ihre Pariser nicht stören, denn ehe die den Fuß ins Haus setzen, sollen unsere Füße hier keinen Staub mehr aufwirbeln. Max und ich gehen fort, um nicht wieder zu kommen. Was Ihr Testament angeht, so werde ich es vor Ihrer Nase und Ihnen zum Trotz in vier Stücke reißen, verstehen Sie?... Sie werden Ihre Habe der Familie hinterlassen, denn wir sind nicht Ihre Familie! Nachher können Sie ja sehen, ob man Sie um Ihrer selbst willen liebt; seit dreißig Jahren haben die Leute Sie nicht mehr gesehen, ja Sie haben sie nie gesehen! Ihre

Schwester wird mich wahrhaftig nicht ersetzen! Eine Frömmlerin von sechsunddreißig Karat!"

„Ist es nur das, meine kleine Flora?" sagte der Alte. „Ich werde weder meine Schwester noch meinen Neffen empfangen ... Ich schwöre dir, dies ist das erste, was ich von ihrer Ankunft höre, und das ist ein Streich, den mir die Frau Hochon spielt, die alte Pietistin ..."

Max, der die Antwort des Vater Rouget hören konnte, zeigte sich plötzlich und sagte in herrischem Ton: „Was gibt es?" „Mein lieber Max," fuhr der Alte fort, glücklich, sich den Schutz des Soldaten erkaufen zu können, der nach einer mit Flora getroffenen Vereinbarung stets Rougets Partei ergriff, „ich schwöre bei allem Heiligsten, daß ich eben zum erstenmal davon höre. Ich habe nie an meine Schwester geschrieben. Ich habe meinem Vater versprechen müssen, ihr nichts von meinem Besitz zu hinterlassen, lieber alles der Kirche zu geben ... Kurz, ich werde weder meine Schwester Agathe noch ihren Sohn empfangen." „Ihr Vater hat unrecht daran getan, mein lieber Jean Jacques, und die gnädige Frau ist noch weit mehr im Unrecht," erwiderte Max. „Ihr Vater hatte seine Gründe; er ist tot, sein Haß muß mit ihm gestorben sein ... Ihre Schwester ist Ihre Schwester, Ihre Neffen sind Ihre Neffen. Sie sind es sich selber schuldig, sie gut aufzunehmen, und uns auch. Was sollte man in Issoudun sagen? ... Kreuzdonnerwetter, ich habe gerade genug auf dem Rücken; es fehlte nur noch, daß ich hören müßte, wir sperrten Sie ein, Sie wären nicht frei, wir hätten Sie gegen Ihre Erben aufgereizt, wir erschlichen uns die Erbschaft ... Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht nach der zweiten Verleumdung das Feld räume! Es ist an einer schon genug! Lassen Sie uns frühstücken."

Flora, die wieder sanft geworden war wie ein Hermelin, half Vedie beim Decken. Vater Rouget ergriff Max voller

Bewunderung bei den Händen, führte ihn in die eine Fensternische und sagte dort mit leiser Stimme zu ihm: „Ach, Max, und wenn ich einen Sohn hätte, ich würde ihn nicht so lieben, wie ich dich liebe. Und Flora hatte recht: ihr beide seid meine Familie ... Du bist ein Mann von Ehre, Max, und alles, was du eben gesagt hast, ist sehr richtig.“ „Sie sollten Ihre Schwester und Ihren Neffen feiern, aber an Ihren Verfügungen nichts ändern,“ sagte Max, indem er ihn unterbrach. „So würden Sie Ihrem Vater und der Welt genugtun ...“ „Nun, meine guten, kleinen Lieblinge,“ rief Flora lustig, „das Ragout wird kalt. Komm, altes Mäuschen, da hast du einen Flügel,“ sagte sie lächelnd zu Jean Jacques Rouget.

Bei diesem Wort verlor das Pferdegesicht des Biedermannes seine Leichentöne; auf seinen hängenden Lippen zeigte sich ein Theriakslächeln. Aber der Husten packte ihn von neuem; denn die Aufregung darüber, daß man ihn in Gnaden wieder aufgenommen hatte, erregte ihn ebensosehr wie die über seine Strafverbannung. Flora sprang auf, riß sich einen kleinen Kaschmirschal von den Schultern, band ihn dem Greis wie eine Krawatte um den Hals und sagte: „Zu dumm, sich um so ein Nichts so aufzuregen! Komm, alter Dummkopf! Das wird dir gut tun, es hat auf meinem Herzen gelegen ...“ „Was für ein gutes Geschöpf!“ sagte Rouget zu Max, als Flora hinausging, um eine Mütze aus schwarzem Samt zu holen und dem Junggesellen den fast kahlen Schädel damit zu bedecken. „Ebenso gut wie schön,“ erwiderte Max; „aber sie ist lebhaft wie alle, die das Herz auf der Zunge tragen.“

Vielleicht wird man die Roheit dieses Bildes tadeln, und man wird die Glanzlichter auf dem Charakter der Krebsfischerin durchtränkt finden mit jener Wahrheit, die der Maler im Schatten lassen soll. Nun, diese Szene,

die mit grauenhaften Varianten hundertmal von neuem begann, ist in ihrer groben Form und ihrer schrecklichen Wahrheit der Typus all derer, die alle Frauen spielen, auf welcher Sprosse der sozialen Leiter sie auch hocken, sobald irgendein Interesse sie aus der geraden Linie des Gehorsams herausgezogen hat und sobald sie zur Macht gegriffen haben. Wie dem großen Politiker scheinen auch ihnen alle Mittel erlaubt, die zu einem Ziele führen. Zwischen Flora Brazier und der Herzogin, zwischen der Herzogin und der reichsten Bürgersfrau, zwischen der Bürgersfrau und dem aufs üppigste ausgehaltenen Mädchen gibt es nur solche Unterschiede, wie sie der erhaltenen Erziehung und dem Lebensmilieu entspringen. Bei der großen Dame ersetzt ein Schmollen die Heftigkeit der Krebsfischerin. Auf jeder Stufe erringen bittere Scherze, geistvoller Spott, kalte Verachtung, heuchlerische Klagen und gespieltes Gezänk den gleichen Erfolg, den die vulgären Reden dieser Frau Everard von Issoudun errangen.

Max begann Farios Geschichte zu erzählen, und zwar so komisch, daß der gute Mann lachen mußte. Vedie und Kouski, die gekommen waren, um diesem Bericht zuzuhören, platzten im Gang heraus. Flora wurde von wahnsinnigem Lachen gepackt. Als Jean Jacques nach dem Frühstück die Zeitungen las, denn man hatte sich auf den ‚Constitutionel‘ und die ‚Pandora‘ abonniert, führte Max Flora in sein Zimmer hinauf.

„Bist du sicher, daß er nicht noch ein anderes Testament gemacht hat, nachdem er dich zu seiner Erbin eingesetzt hat?“ „Er hat nicht einmal ein Schreibzeug,“ erwiderte sie. „Er kann es irgendeinem Notar diktiert haben,“ sagte Max. „Wenn er es noch nicht getan hat, so muß man auf diesen Fall gefaßt sein. Wir müssen die Bridaus also ausgezeichnet aufnehmen, aber versuchen, so schnell wie möglich alle Hypothekengelder flüssig zu machen.

Unsere Notare werden sich nichts Besseres wünschen, als Umschreibungen vornehmen zu können. Die Renten steigen von Tag zu Tag. Man wird Spanien erobern und Ferdinand VII. von seinen Cortes befreien: nächstes Jahr werden die Staatspapiere vielleicht über pari stehen. Es ist also ein gutes Geschäft, die siebenhundertfünfzigtausend Franken des Biedermanns zu neunundachtzig in Staatspapieren anzulegen!... Nur versuche, sie auf deinen Namen zu bekommen. Dann ist das auf jeden Fall gerettet." „Ein famoser Gedanke," sagte Flora. „Und da man für achthundertneunzigtausend Franken fünfzigtausend Franken Rente hat, so müßte man ihn dazu bringen, daß er auf zwei Jahre hundertundvierzigtausend Franken leiht, rückzahlbar in zwei Raten. In zwei Jahren haben wir aus Paris hunderttausend Franken Zinsen, und hier neunzigtausend; wir setzen also nichts aufs Spiel." „Wohin wären wir ohne dich gekommen, mein schöner Max?" sagte sie. „O, morgen abend bei der Cognette, wenn ich die Pariser gesehen habe, da werde ich schon Mittel und Wege finden, daß die Hochons selbst sie fortschicken sollen." „Hast du Geist, mein Engel! Ach, du bist ein entzückender Mensch!"

Die Place Saint-Jean liegt in der Mitte einer Straße, die in ihrem oberen Teil Rue Grande-Narette, und in ihrem unteren Teil Rue Petite-Narette heißt. In der Landschaft Le Berri bezeichnet das Wort Narette dieselbe Bodenlage wie das genuesische Wort ‚salita', das heißt, eine Straße mit steilem Gefälle. Die Narette steigt jäh von der Place Saint-Jean bis zur Porte Vilatte. Das Haus des alten Herrn Hochon liegt dem von Jean Jacques Rouget bewohnten gegenüber. Oft konnte man durch das eine der Fenster des Saals, in dem Frau Hochon sich aufhielt, sehen, was beim Vater Rouget vorging, und umgekehrt, sooft nämlich die Vorhänge aufgezogen

waren oder die Türen offen standen. Das Haus des Herrn Hochon ist dem Rougets sehr ähnlich, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß beide von demselben Baumeister erbaut worden sind. Hochon, ein ehemaliger Steuereinnehmer zu Selles im Berri, der übrigens in Issoudun geboren war, war in seine Heimat zurückgekehrt, um sich mit der Schwester des Subdelegierten zu verheiraten, eben des galanten Herrn Lousteau; und deshalb hatte er seine Stellung in Selles mit der Steuerkasse in Issoudun vertauscht. Da er sich schon 1786 vom Amt zurückgezogen hatte, so entging er den Stürmen der Revolution, deren Prinzipien er sich übrigens wie alle ‚anständigen Leute', die mit den Siegern brüllen, völlig anschloß. Herr Hochon hatte seinen Ruf als Geizhals nicht gestohlen. Aber hieße es nicht, sich der Gefahr der Wiederholungen aussetzen, wenn man ihn schildern wollte? Einer der Züge des Geizes, die ihn berühmt machten, wird ohne Zweifel genügen, um den ganzen Herrn Hochon zu erklären.

Zur Zeit der Hochzeit seiner inzwischen verstorbenen Tochter, die einen Borniche heiratete, mußte man die Familie Borniche zum Diner einladen. Der Zukünftige, der ein großes Vermögen erben sollte, starb später vor Gram, weil er schlechte Geschäfte gemacht hatte, vor allem aber aus Schmerz über die Abweisung seines Vaters und seiner Mutter, die ihm nicht helfen wollten. Diese alten Borniches lebten damals noch und waren glücklich, daß Herr Hochon die Vormundschaft für die Kinder übernommen hatte, weil er sich anheischig machte, die Mitgift seiner Tochter zu retten. An dem Tage, als der Vertrag unterzeichnet wurde, war die ganze Verwandtschaft der beiden Familien im Saal vereinigt; auf der einen Seite standen die Hochons, auf der anderen die Borniches, alle im Sonntagsstaat. Während der junge Notar Héron voll

Ernst den Vertrag vorlas, trat plötzlich die Köchin ein und bat Herrn Hochon um etwas Bindfaden, mit dem sie einen Truthahn binden wollte, den wesentlichsten Bestandteil des Mahles. Der ehemalige Steuereinnehmer zog unten aus der Tasche seines Rocks einen Bindfaden hervor, der ohne Zweifel schon einem Paket gedient hatte, und gab ihn ihr; aber ehe das Mädchen noch die Tür erreichte, rief er ihr nach: „Gritte, daß du ihn mir wiedergibst!“ Gritte ist im Berri die gebräuchliche Abkürzung von Marguerite. Jetzt versteht man Herrn Hochon und die Scherze, die die Stadt über diese aus Vater, Mutter und drei Kindern bestehende Familie machte.

Von Jahr zu Jahr war der alte Hochon immer filziger geworden, immer peinlicher, und jetzt war er fünfundachtzig Jahre alt! Er gehörte zu jenen Leuten, die sich mitten in einer Straße, mitten in einer lebhaften Unterhaltung bücken, eine Nadel aufheben und sagen: „Da haben wir das Tagewerk einer Frau!“ indem sie die Nadel in den Ärmelaufschlag stecken. Er beklagte sich lebhaft über die schlechte Herstellung der modernen Tuche, indem er bemerkte, sein neuer Rock habe nur zehn Jahre gehalten. Er war groß, trocken, mager, hatte einen gelben Teint, sprach wenig, las wenig, strengte sich nie an, beobachtete die Formen wie ein Orientale und erhielt im Hause eine Lebensregel von größter Nüchternheit aufrecht, indem er seiner übrigens recht zahlreichen Familie — sie bestand aus seiner Frau, der geborenen Lousteau, seinem Enkel Baruch und dessen Schwester Adolphine, den beiden Erben der alten Borniches, und schließlich aus seinem dritten Enkel Franz Hochon — Essen und Trinken zumaß.

Hochon, sein ältester Sohn, den man 1813 bei jenem Aufgebot von Kindern guter Herkunft faßte, die der Aushebung entgangen waren und die man die Ehrengarden

nannte, war in dem Gefecht bei Hanau gefallen. Dieser Erbe hatte sehr früh eine reiche Frau geheiratet, um von keinerlei Aushebung behelligt zu werden; aber als er sein Ende voraussah, zehrte er sein ganzes Vermögen auf. Seine Frau, die dem französischen Heer aus der Ferne folgte, starb 1814 in Straßburg, wo sie Schulden hinterließ, die der alte Hochon nicht bezahlte, indem er den Gläubigern jenen Grundsatz der alten Rechtsprechung entgegenhielt: „Die Frauen sind minderjährig.

Man konnte also immer noch von den fünf Hochons reden, da das Haus aus drei Enkeln und zwei Großeltern bestand. So lebten die Scherze denn auch fort, [illegible] Provinz überhaupt kein Scherz veraltet. Gritte, [illegible] sechzig Jahre alt war, mußte [illegible] alles aufkommen [illegible]

Das Haus enthielt trotz seiner Größe [illegible] Mo[illegible]. Immerhin konnte man Joseph und Frau Bri[illegible] im zweiten Stock recht gut in zwei Zimmern [illegible]gen. Jetzt bereute der alte Hochon, daß er dort [illegible] zwei Betten aufbewahrt hatte, deren jedes einen alten [illegible]ssel aus naturfarbenem Holz mit gesticktem Bezug und einen Nußbaumtisch zur Gesellschaft hatte, auf dem in einer blaugeränderten Schüssel eine große W[illegible]ne stand. In diesen beiden Zimmern, in denen [illegible]tten und Mäuse tanzten, breitete der Greis auf [illegible] seine Ernte an Äpfeln, [illegible] Mispeln und Quitten aus; sie rochen daher [illegible] und [illegible]sen. Frau Hochon ließ alles säubern: [illegible] sich stellenweise gelöst hatte, wurde [illegible]gefestigt; die Fenster schmückte sie mit [illegible] Vorhängen, die sie aus ihren alten Musselinmorgen[illegible]cken schn[illegible] Da ihr [illegible] weigerte, kleine Tuchdecken zu kaufen, so gab sie [illegible]rer kleinen Agathe ihren Bettvorleger, indem sie diese Mutter von vollen siebenundvierzig Jahren die ‚arme Kleine‘ nannte. Zwei Nachttische [illegible] Frau Hochon von den Borniches,

und sehr verwegener Weise mietete sie sogar von einem Trödler, einem Nachbarn der Cognette, zwei alte Kommoden mit Kupferbeschlägen. Sie hatte immer noch zwei Paar Leuchter aus kostbarem Holz, die ihr eigener Vater gedrechselt hatte, denn er war ein leidenschaftlicher Dilettant gewesen. Es war von 1770 bis 1780 bei allen reichen Leuten Mode, irgendein Handwerk zu lernen, und Herr Lousteau, ihr Vater, ein ehemaliger Oberbeamter der Steuer, war Drechsler geworden, wie Ludwig XVI. Schlosser wurde. Die Leuchter hatten zum Zierat Ringe aus dem Holz der Rosen-, Pfirsich- und Aprikosenwurzeln. Diese kostbaren Reliquien setzte Frau Hochon der Gefahr aus!... Solche Vorbereitungen und ein solches Opfer vermehrten Herrn Hochons Ernst, denn bisher glaubte er noch nicht an die Ankunft der Bridaus. Am Morgen eben des Tages, der durch den Fario gespielten Streich berühmt wurde, sagte Frau Hochon nach dem Frühstück zu ihrem Gatten: „Ich hoffe, Hochon, du wirst Frau Bridau, meine Patentochter, empfangen, wie es sich gehört.“ Und als sie sich vergewissert hatte, daß ihre Enkel fort waren, fügte sie hinzu: „Ich kann über meinen Besitz verfügen; zwinge mich nicht, Agathe in meinem Testament für einen schlechten Empfang zu entschädigen.“ „Glaubst du,“ erwiderte Hochon mit sanfter Stimme, „ich wüßte in meinem Alter noch nicht, was die Höflichkeit und der Anstand erfordern?...“ „Du weißt ganz genau, was ich meine, alter Duckmäuser. Sei liebenswürdig gegen unsere Gäste und vergiß nicht, wie sehr ich Agathe liebe...“ „Du hast auch Maxence Gilet geliebt, der eine Erbschaft verschlingen wird, die deiner teuren Agathe gebührt!... Ah! Da hast du eine Schlange an deinem Busen gewärmt; aber schließlich mußte ja das Geld der Rougets an irgendeinen Lousteau fallen.“

Nach dieser Anspielung auf die angebliche Geburt Agathes und des Kommandanten wollte Hochon hinausgehen; aber die alte Frau Hochon, eine noch aufrechte und trockene Frau mit gepudertem Haar unter einer runden Schleifenhaube — sie trug ein Kleid aus taubengrauem Taft mit anliegenden Ärmeln, während ihre Füße in Pantoffeln staken —, stellte ihre Tabaksdose auf den kleinen Tisch und sagte: „Wahrhaftig, wie kann ein Mann von Geist wie du, Hochon, solche Albernheiten sagen, die meine arme Freundin ihre Ruhe und meine arme Patentochter das Vermögen ihres Vaters gekostet haben? Maxence Gilet ist nicht der Sohn meines Bruders, dem ich seinerzeit den guten Rat gegeben habe, sich seine Taler zu sparen. Daß Frau Rouget die Tugend selbst war, weißt schließlich du genau so gut wie ich ..." „Und die Tochter ist der Mutter würdig, denn sie scheint mir recht dumm. Nachdem sie ihr ganzes Vermögen verloren hat, erzieht sie ihre Kinder so vortrefflich, daß der eine unter der Wucht eines Strafprozesses vor dem Pairshof wegen einer Verschwörung à la Berton im Gefängnis sitzt. Der andere, dem geht es noch schlimmer, der ist Maler! ... Wenn deine Schützlinge hier bleiben wollen, bis sie diesen Dummkopf Rouget aus den Klauen der Krebsfischerin und Gilets losgelöst haben, so werden wir mehr als einen Scheffel Salz mit ihnen essen." „Genug, Hochon; sei froh, wenn sie Keule oder Brust herausbekommen ..."

Herr Hochon nahm seinen Hut und seinen Stock mit dem Elfenbeinknopf und ging, ganz versteinert durch diesen furchtbaren Satz, denn er hatte seiner Frau nicht so viel Entschlossenheit zugetraut. Frau Hochon nahm ihr Gebetbuch, um den Text der Messe zu lesen, denn ihr Alter erlaubte ihr nicht mehr, jeden Tag in die Kirche zu gehen; es machte ihr schon Mühe, sie an den Sonn- und Festtagen aufzusuchen. Seit sie Agathes Antwort

erhalten hatte, fügte sie ihren gewöhnlichen Gebeten ein neues hinzu, in dem sie Gott bat, Jean Jacques Rouget die Augen zu öffnen, Agathe zu segnen und das Unternehmen, zu dem sie sie gedrängt hatte, zu einem glücklichen Ende zu führen. Heimlich vor ihren Enkeln, denen sie Gottlosigkeit vorwarf, hatte sie den Pfarrer gebeten, neun Tage lang für diesen glücklichen Ausgang Messen zu lesen, während ihre Enkelin Adolphine Borniche als Stellvertreterin für sie in der Kirche die Gebete sprach.

Adolphine, die damals achtzehn Jahre alt war und seit sieben Jahren in diesem kalten Hause mit den methodischen und einförmigen Sitten an der Seite ihrer Großmutter arbeitete, nahm die neuntägige Andacht um so lieber auf sich, als sie Joseph, diesem Künstler, den Herr Hochon nicht verstand, und an dem sie infolge der Ungeheuerlichkeiten, die ihr Großvater dem jungen Pariser unterschob, das lebhafteste Interesse nahm, irgendeine Empfindung einzuflößen wünschte.

Die Greise, die verständigen Leute, das Stadtoberhaupt und die Familienväter billigten übrigens Frau Hochons Verhalten; und ihre Wünsche zugunsten ihrer Patentochter und ihrer Kinder standen im Einklang mit der heimlichen Verachtung, die ihnen Maxence Gilets Benehmen seit langem einflößte. Daher schuf die Nachricht von der Ankunft der Schwester und des Neffen des Vaters Rouget zwei Parteien in Issoudun: die der hohen und alten Bürgerschaft, die es sich an Wünschen genügen lassen und im übrigen den Ereignissen zusehen mußte, ohne in sie einzugreifen; und die der Ritter des Müßiggangs und der Parteigänger Gilets, die unglücklicherweise imstande waren, gegen die Pariser viele Bosheiten zu begehen.

An diesem Tage also kamen Agathe und Joseph um drei Uhr auf der Place Misère vor dem Postbureau an.

Wiewohl Frau Bridau müde war, fühlte sie sich bei dem Anblick ihrer Heimatstadt verjüngt, denn mit jedem Schritt fand sie Erinnerungen und Eindrücke ihrer Jugend wieder. Bei der Verfassung, in der Issoudun damals war, wurde die Ankunft der Pariser in der ganzen Stadt innerhalb von zehn Minuten bekannt. Frau Hochon kam auf die Schwelle ihres Hauses, um ihre Patentochter zu empfangen, und sie küßte sie wie eine wirkliche Tochter. Nachdem sie zweiundsiebzig Jahre einer zugleich leeren und einförmigen Laufbahn zurückgelegt hatte, in der sie beim Rückblick die Särge ihrer drei im Unglück gestorbenen Kinder zählte, hatte sie sich sozusagen eine künstliche Mütterlichkeit der jungen Person gegenüber geschaffen, die sie sechzehn Jahre hindurch in der Tasche getragen hatte, wie sie sich ausdrückte. Im Dunkel der Provinz hatte sie diese alte Freundschaft, diese Kindheit mit ihren Erinnerungen lebendig erhalten, als wäre Agathe zugegen gewesen. Und deshalb hatte sie sich auch so leidenschaftlich für die Interessen der Bridaus erwärmt. Agathe wurde im Triumph in den Saal geführt, wo der würdige Herr Hochon kalt blieb wie ein Eisblock.

„Das ist Herr Hochon, wie findest du ihn?“ sagte die Patin zu Agathe. „Aber genau, wie ich ihn verlassen habe,“ sagte die Pariserin. „Ah! Man sieht, daß Sie aus Paris kommen, Sie machen Komplimente,“ sagte der Greis.

Es folgte die allgemeine Vorstellung; der kleine Baruch Borniche, ein großer junger Mann von zweiundzwanzig Jahren; der kleine Franz Hochon, vierundzwanzig Jahre alt, und die kleine Adolphine, die nicht wußte, was sie mit ihren Armen und vor allem mit ihren Augen beginnen sollte, denn sie wollte nicht den Eindruck erwecken, als blickte sie Joseph Bridau an, den schon die beiden jungen Leute und der alte Hochon, wenn auch von anderen Gesichtspunkten aus, neugierig beobachteten.

Der Geizhals sagte bei sich selber: „Der kommt aus dem Hospital, er wird Hunger haben wie ein Rekonvaleszent!" Die beiden jungen Leute sagten sich: „Was für ein Räuber! Was für ein Kopf! Der wird uns noch manche Nuß zu knacken geben."

„Das ist mein Sohn, der Maler, mein guter Joseph!" sagte schließlich Agathe, indem sie auf den Künstler zeigte. Im Ton des Wortes ‚guter' lag eine Anstrengung, die Agathes ganzes Herz offenbarte, denn sie dachte an das Gefängnis des Luxembourg. „Er sieht krank aus," sagte Frau Hochon; „er sieht dir nicht ähnlich..." „Nein, gnädige Frau," erwiderte Joseph mit der brutalen Naivität des Künstlers; „ich sehe meinem Vater ähnlich, und noch dazu nur im Häßlichen!"

Frau Hochon drückte Agathes Hand, die sie gefaßt hielt, und warf ihr einen Blick zu. Diese Bewegung und dieser Blick wollten sagen: „Ach, ich verstehe, daß du Philipp, dies schlechte Subjekt, lieber hast." „Ich habe Ihren Vater nie gesehen, mein liebes Kind," sagte Frau Hochon laut; „aber es genügt, daß Sie der Sohn Ihrer Mutter sind, damit ich Sie liebe. Übrigens haben Sie Talent, wie mir die verstorbene Frau Descoings schrieb, die einzige vom Hause, die mir in der letzten Zeit Nachricht von euch gab." „Talent!" sagte der Künstler, „noch nicht; aber mit der Zeit und mit viel Geduld werde ich mir vielleicht einmal Ruhm und Vermögen zugleich erwerben können." „Durch Malen? . . ." fragte Herr Hochon mit tiefer Ironie. „Nun, Adolphine," sagte Frau Hochon, „sieh nach dem Diner." „Liebe Mutter," sagte Joseph, „ich werde unsere Koffer hinaufstellen lassen; da kommen sie." „Hochon, zeig Herrn Bridau die Zimmer," sagte die Großmutter zu Franz.

Da das Diner um vier Uhr serviert wurde und es erst halb vier war, so ging Baruch in die Stadt, um über die

Familie Bridau Auskunft zu geben und Agathes Toilette und vor allem Joseph zu schildern, dessen durchwühltes, kränkliches und so charakteristisches Gesicht dem Idealbild glich, das man sich von einem Räuber macht. Heute zahlte Joseph in allen Häusern die Kosten der Unterhaltung.

„Es scheint, Rougets Schwester hat während ihrer Schwangerschaft einen Affen gesehen," sagte man; „ihr Sohn sieht aus wie eine Meerkatze." „Er hat ein Räubergesicht und Basiliskenaugen." „Der soll komisch aussehen, ganz beängstigend!" „In Paris sind alle Künstler so." „Die sind tückisch wie rote Esel und boshaft wie Affen." „Das liegt in ihrem Stand." „Ich habe eben Herrn Beaussier getroffen; der sagt, er möchte ihm nachts nicht am Rande eines Waldes begegnen; er hat ihn in der Post gesehen." „Er hat Gruben unter den Augen wie ein altes Pferd, und er macht Bewegungen wie ein Wahnsinniger." „Dieser Bursche scheint mir zu allem imstande zu sein; der wird wohl seinen Bruder, einen großen, schönen Menschen, auf die schlimmen Wege gebracht haben." „Die arme Frau Bridau sieht mir auch nicht danach aus, als ob sie glücklich mit ihm wäre." „Wie, wenn wir es ausnutzten, da er einmal hier ist, und uns von ihm abnehmen ließen?" Aus solchen Anschauungen, die sich wie ein Wind durch die Stadt ergossen, ergab sich eine ungeheure Neugier. Alle, die das Recht hatten, die Hochons aufzusuchen, versprachen sich, ihnen noch am Abend ihre Aufwartung zu machen und sich die Pariser anzusehen. Die Ankunft dieser beiden Persönlichkeiten wirkte auf eine stagnierende Stadt wie Issoudun dem Balken gleich, der mitten unter die Frösche fiel.

Als Joseph das Gepäck seiner Mutter sowie auch sein eigenes in die beiden Mansarden getragen und diese geprüft hatte, beobachtete er das schweigsame Haus, dessen

Mauern, Treppen und Täfelungen ohne jeden Schmuck waren und von Kälte trieften, zumal überall nur das streng Notwendige vorhanden war. Da packte ihn der jähe Übergang aus dem poetischen Paris in die stumme und trockene Provinz. Aber als er hinunterstieg und sah, wie Herr Hochon selbst einem jeden sein Stück Brot abschnitt, da begriff er zum erstenmal in seinem Leben Molières Harpagon. „Wir hätten besser daran getan, ins Gasthaus zu gehen," sagte er bei sich selber.

Der Anblick des Diners bestätigte seine Befürchtungen. Nach einer Fleischbrühe, deren Helle darauf schließen ließ, daß man mehr Gewicht auf die Menge legte als auf die Güte, wurde Suppenfleisch aufgetragen, das prunkvoll von Petersilie umrahmt war. Die Gemüse, die auf einer Schüssel gesondert serviert wurden, kamen in der Speisenfolge stark in Anschlag. Das Suppenfleisch thronte in der Mitte des Tisches, flankiert von drei weiteren Schüsseln: harten Eiern auf Sauerampfer, die den Gemüsen gegenüber standen; ferner einem fertig mit Kokosöl zubereiteten Salat, dem gegenüber wiederum zwei Töpfchen voll Creme zu sehen waren, deren Vanille man durch gebrannten Hafer ersetzt hatte; dieser Hafer gleicht der Vanille etwa so sehr, wie Zichorienkaffee Mokka gleicht. Butter und Radieschen auf zwei Schüsseln an den Enden des Tisches, Rettiche und Pfeffergurken vervollständigten dies Gedeck, das Frau Hochons Billigung fand. Die gute Greisin nickte als glückliche Frau mit dem Kopf, da sie sah, daß ihr Mann, wenigstens am ersten Tage, alles so hübsch gemacht hatte. Der Greis antwortete durch einen Blick und eine Schulterbewegung, die man leicht so übersetzen konnte: „Solche Torheiten zwingst du mich zu begehen! . . ."

Unmittelbar nachdem Herr Hochon das Suppenfleisch in Scheiben geschnitten hatte, die dünnen Schuhsohlen glichen, wurde es von drei Tauben verdrängt. Der Wein

war der der Stadt aus dem Jahre 1811. Auf den Rat ihrer Großmutter hatte Adolphine die beiden Enden der Tafel mit zwei Sträußen geschmückt. „Im Krieg gibt's Kriegskost!“ dachte der Künstler, als er sich den Tisch besah. Er begann zu essen wie ein Mann, der um sechs Uhr morgens in Vierzon eine abscheuliche Tasse Kaffee zum Frühstück erhalten hatte. Als er sein Brot verzehrt hatte und um neues bat, stand Herr Hochon auf, suchte langsam tief in seiner Rocktasche einen Schlüssel, öffnete hinter sich einen Schrank, schwang den Rest eines Zwölfpfundbrotes zu sich herum, schnitt zeremoniell eine weitere Scheibe ab, teilte sie in zwei Stücke, legte sie auf einen Teller und reichte dem jungen Maler den Teller quer über den Tisch hinweg; das alles mit der Kaltblütigkeit eines alten Soldaten, der sich zu Beginn einer Schlacht sagt: „Nun, heute kann ich getötet werden.“ Joseph nahm die Hälfte der Scheibe und begriff, daß er nicht noch einmal um Brot bitten durfte. Kein Mitglied der Familie erstaunte über diese Szene, die Joseph so ungeheuerlich erschien. Die Unterhaltung lief in ihrem Fluß dahin. Agathe erfuhr, daß das Haus, in dem sie geboren war, das Haus ihres Vaters, ehe er das der Descoings geerbt hatte, von den Borniches gekauft worden war. Sie sprach den Wunsch aus, es wieder zu sehen.

„Zweifellos“, sagte ihre Patin, „werden die Borniches heute abend kommen, denn wir werden die ganze Stadt bei uns sehen, die Sie wird kennen lernen wollen,“ sagte sie zu Joseph, „und sie werden euch einladen, zu ihnen zu kommen.“

Das Dienstmädchen brachte als Dessert den berühmten weichen Käse der Touraine und des Berri, der aus Ziegenmilch gemacht wird und die Zeichnung des Weinblatts, auf dem man ihn serviert, so gut abdrückt, daß man in der Touraine hätte den Kupferstich erfinden müssen. Zu

beiden Seiten dieser kleinen Käse hatte Gritte sozusagen zeremoniell Nüsse und die unvermeidlichen Biskuits aufgebaut. „Aber Gritte, das Obst!“ sagte Frau Hochon. „Angefaultes ist nicht mehr da, gnädige Frau,“ erwiderte Gritte. Joseph brach in ein Gelächter aus, als wäre er mit seinen Kameraden in seinem Atelier, denn er begriff auf der Stelle, daß die Vorsicht, mit den schon angegangenen Früchten zu beginnen, zur Gewohnheit entartet war. „Bah! Wir werden es trotzdem essen,“ antwortete er mit dem lustigen Schwung dessen, der sich in etwas hineingefunden hat. „Aber geh doch, Hochon!“ rief die alte Dame.

Herr Hochon holte in großer Entrüstung über den Witz des Künstlers Baumpfirsiche, Birnen und Katharinenpflaumen herbei. „Adolphine, geh und pflücke uns ein wenig Wein,“ sagte Frau Hochon zu ihrer Enkelin.

Joseph sah die beiden jungen Leute mit einer Miene an, die zu sagen schien: „Verdankt ihr dieser Ernährung eure blühenden Gesichter?“ Baruch verstand den einschneidenden Blick und begann zu lächeln. Sein Vetter Hochon und er waren bescheiden gewesen. Das Leben im Hause mußte jungen Leuten, die dreimal in der Woche bei der Cognette zu Nacht aßen, ziemlich gleichgültig sein. Übrigens hatte Baruch vor dem Diner die Nachricht erhalten, daß der Großmeister den Orden vollzählig auf Mitternacht einberufen hatte, um ihn prunkvoll zu bewirten und einen Handstreich zu beraten. Dieses Willkommensmahl, das der alte Hochon seinen Gästen gab, zeigt, wie notwendig die nächtlichen Feste bei der Cognette für die Ernährung dieser beiden heißhungrigen jungen Burschen waren, die nicht eins versäumten.

„Den Likör nehmen wir im Salon,“ sagte Frau Hochon, indem sie aufstand und Joseph durch eine Geste um seinen Arm bat. Da sie als erste hinausging, so konnte

sie zu dem Maler sagen: „Nun, mein armer Junge, dieses Diner wird dir keine Verdauungsbeschwerden machen; aber es hat mich recht viel Mühe gekostet, es durchzusetzen. Du mußt hier fasten; du wirst nur soviel erhalten, wie zum Leben unbedingt nötig ist, weiter nichts. Deshalb fasse dich bei Tisch in Geduld . . .“ Die Gutmütigkeit dieser ausgezeichneten Greisin, die sich selbst den Prozeß machte, gefiel dem Künstler. „Ich habe bald fünfzig Jahre mit diesem Mann zusammen gelebt, und nie habe ich zwanzig Taler in meiner Börse tanzen hören! O, wenn es sich nicht darum handelte, euch ein Vermögen zu retten, so hätte ich dich und deine Mutter nie hierher gelockt in mein Gefängnis . . .“ „Aber wie kommt es, daß Sie da noch leben?“ fragte der Maler naiv mit jener Lustigkeit, die die französischen Künstler nie im Stich läßt. „Ah ja,“ erwiderte sie; „ich bete.“ Es durchschauerte Joseph leicht, als er dies Wort hörte; es verwandelte ihm diese alte Frau so ins Große, daß er drei Schritte weit zurücktrat, um ihr Gesicht zu betrachten; er fand es strahlend, durchtränkt von einer so zärtlichen Heiterkeit, daß er sagte: „Ich werde Sie malen!“ „Nein, nein,“ sagte sie; „ich habe mich auf der Welt zu sehr gelangweilt, um auch nur im Bilde dableiben zu wollen.“

Während sie dies traurige Wort heiter aussprach, nahm sie aus einem Schrank eine Karaffe, die schwarzen Johannisbeerbranntwein enthielt, einen Hauslikör, den sie selbst machte, denn sie hatte das Rezept dazu von den berühmten Nonnen erhalten, denen man die Torte von Issoudun verdankt, eine der größten Schöpfungen der französischen Zuckerbäckerei, die noch kein Koch, kein Bäcker und kein Konditor nachzumachen verstanden hat. Herr von Rivière, der Gesandte in Konstantinopel, bestellte alljährlich ungeheure Mengen davon für den Serail des Sultans Mahmud. Adolphine hielt einen Lackteller

voll jener kleinen Gläser mit gravierter Wölbung und vergoldetem Rand; und sooft ihre Großmutter eins voll schenkte, bot sie an. „Die Runde herum, mein Vater kommt auch an die Reihe!“ rief lustig Agathe, die diese unveränderliche Zeremonie an ihre Jugend erinnerte. „Hochon geht gleich in seinen Klub, um die Zeitungen zu lesen, dann haben wir einen Augenblick für uns,“ sagte die alte Dame ganz leise zu ihr.

Wirklich sahen sich zehn Minuten darauf die drei Frauen und Joseph in diesem Saal, dessen Parkett nie gebohnert, sondern nur gefegt wurde, allein; die Teppiche in den ausgekehlten und mit Gesimsen versehenen Rahmen und das ganze einfache, fast düstere Mobiliar erschienen Frau Bridau noch genau so, wie sie es verlassen hatte. Die Monarchie, die Revolution, das Kaiserreich, die Restauration, all diese Wandlungen, die so wenig achteten, hatten diesen Saal geachtet, wo ihr Glanz und ihr Zusammenbruch nicht die geringste Spur hinterlassen hatten.

„Ach, liebe Patin, mein Leben ist im Vergleich zu dem Ihren grausam bewegt gewesen,“ rief Frau Bridau aus, erstaunt, selbst einen Kanarienvogel, den sie noch lebend gekannt hatte, zwischen der Uhr, den kupfernen Wandleuchtern und den silbernen Standleuchtern ausgestopft auf dem Kamin zu erblicken. „Mein Kind,“ erwiderte die alte Frau, „die Stürme toben im Herzen. Je notwendiger und größer die Entsagung war, um so mehr Kämpfe haben wir mit uns selber zu bestehen gehabt. Laß uns nicht von mir reden, laß uns von euren Angelegenheiten reden. Ihr sitzt dem Feind gerade gegenüber,“ fuhr sie fort, indem sie auf den Speisesaal des Hauses Rouget deutete. „Sie setzen sich zu Tisch,“ sagte Adolphine.

Dies junge Mädchen, das fast eine Klausnerin war, blickte immer zu den Fenstern hinaus, da sie stets hoffte,

irgendwelche Aufklärung über die Ungeheuerlichkeiten zu erhalten, die man Maxence Gilet, der Krebsfischerin und Jean Jacques zur Last legte, und von denen ihr stets noch ein paar Worte zu Ohren drangen, wenn man sie hinausschickte, um über sie zu sprechen. Die alte Dame sagte zu ihrer Enkelin, sie sollte sie mit Herrn und Frau Bridau allein lassen, bis ein Besuch einträfe. „Denn", sagte sie, indem sie die beiden Pariser ansah, „ich kenne mein Issoudun, wir werden heute abend zehn bis zwölf Ladungen voll Neugieriger hier haben."

Kaum hatte Frau Hochon den beiden Parisern die Ereignisse und die Einzelheiten erzählen können, die die erstaunliche Herrschaft der Krebsfischerin und Maxence Gilets über Jean Jacques Rouget deutlich werden ließen, was sie ohne die synthetische Methode tat, mit der wir sie soeben dargestellt haben, wohl aber vermehrt um die tausend Kommentare, Schilderungen und Hypothesen, mit denen die guten und bösen Zungen der Stadt sie ausschmückten, so kam auch Adolphine schon, um die Borniches, die Beaussiers, die Lousteau-Prangins, die Fichets und die Goddet-Héreaus zu melden, im ganzen vierzehn Personen, die sich in der Ferne abzeichneten.

„Du siehst, meine Liebe," sagte die alte Dame zum Schluß, „es ist keine Kleinigkeit, dieses Vermögen den Zähnen des Löwen zu entreißen . . ." „Es scheint mir so schwer einem Lumpen, wie Sie ihn uns eben geschildert haben, und einer Base wie diesem Weib gegenüber, daß es unmöglich sein muß," erwiderte Joseph. „Wir müßten mindestens ein Jahr lang in Issoudun bleiben, um ihren Einfluß zu bekämpfen und die Herrschaft zu brechen, die sie über meinen Onkel gewonnen haben . . . So viel Lärm ist das Vermögen nicht wert, ohne einzurechnen, daß man sich dabei entehrt, da man tausend Gemeinheiten begehen muß. Meine Mutter hat nur vier-

zehn Tage Urlaub, ihre Stellung ist etwas Sicheres, die darf sie nicht aufs Spiel setzen. Ich selber habe im Oktober bedeutende Arbeiten, die Schinner mir bei einem Pair von Frankreich verschafft hat... Und sehen Sie, gnädige Frau, mein Vermögen, das steckt in meinen Pinseln.“ Diese Rede wurde mit tiefer Verblüffung aufgenommen. Frau Hochon glaubte, wiewohl sie der Stadt, in der sie lebte, geistig überlegen war, nicht an die Malerei. Sie warf einen Blick auf ihre Patentochter und drückte ihr von neuem die Hand. „Dieser Maxence ist der zweite Band Philipps,“ sagte Joseph seiner Mutter ins Ohr; „aber mit mehr Politik, mit mehr Haltung, als Philipp hat. Auf jeden Fall, gnädige Frau,“ sagte er laut, „werden wir Herrn Hochon durch unseren Aufenthalt hier nicht mehr lange ärgern.“ „Ach, Sie sind jung, Sie wissen nichts von der Welt. In vierzehn Tagen kann man mit einiger Politik schon etwas durchsetzen; hören Sie auf meinen Rat und richten Sie sich nach meinen Angaben.“ „O, recht gern,“ erwiderte Joseph; „ich fühle, in Dingen der häuslichen Politik bin ich von unerhörter Unbegabtheit; und ich weiß zum Beispiel nicht, was selbst Desroches uns sagen sollte, wenn mein Onkel morgen ablehnt, uns zu sehen.“

Die Damen Borniche, Goddet-Héreau, Beaussier, Lousteau-Prangin und Fichet traten ein, geziert mit ihren Gatten. Nach den üblichen Komplimenten konnte Frau Hochon, als diese vierzehn Personen saßen, nicht umhin, ihnen ihre Patentochter Agathe und Joseph vorzustellen. Joseph saß auf einem Sessel, heimtückisch damit beschäftigt, die sechzig Gesichter zu studieren, die von halb sechs bis neun Uhr kamen, um ihm unentgeltlich zu ‚sitzen‘, wie er seiner Mutter sagte. Während dieses Abends wandelte Josephs Haltung den Patriziern Issouduns gegenüber keineswegs die Meinung der Stadt über ihn: als

man ging, war ein jeder betroffen über seine spöttischen Blicke, beunruhigt von seinem Lächeln oder beängstigt von diesem Gesicht, das für Leute, die das Fremdartige des Genies nicht zu erkennen verstanden, düster erschien.

Als um zehn Uhr alle schlafen gingen, behielt die Patin Agathe bis Mitternacht in ihrem Zimmer zurück. Da sie endlich sicher waren, allein zu sein, so tauschten diese beiden Frauen ihre Schmerzen aus, indem sie sich die Nöte ihres Lebens anvertrauten. Als Agathe die ungeheure Wüste erkannte, in der sich die Kraft einer unbekannten schönen Seele verloren hatte, als sie den letzten Widerhall dieses Geistes vernahm, dessen Leben verfehlt war, als sie von den Leiden dieses seinem Wesen nach großmütigen und erbarmenden Herzens erfuhr, dessen Großmut, dessen Erbarmen nie zur Entfaltung gekommen war, konnte sie sich nicht mehr als die Unglücklichere ansehen, denn sie erwog, wieviel Zerstreuungen und wieviel kleines Glück das Leben in Paris unter die von Gott gesandten Bitternisse getragen hatte. „Sie sind fromm, liebe Patin, erklären Sie mir meine Fehler und sagen Sie mir, was Gott an mir straft.“ „Er bereitet uns vor, mein Kind,“ erwiderte die alte Dame in dem Augenblick, als es Mitternacht schlug.

Um Mitternacht begaben sich die Ritter des Müßiggangs einer nach dem anderen Schatten gleich unter die Bäume des Boulevard Baron und gingen dort spazieren, indem sie mit leiser Stimme plauderten. „Was wird es geben?“ das war das erste Wort eines jeden, der sich anschloß. „Ich glaube,“ sagte Franz, „Max hat ganz einfach die Absicht, uns zu bewirten.“ „Nein, die Dinge stehen ernst für die Krebsfischerin und ihn. Zweifellos hat er irgendeinen Streich gegen die Pariser vor . . .“ „Es wäre hübsch, wenn man sie nach Hause schicken könnte.“ „Mein Großvater“, sagte Baruch, „ist entsetzt,

zwei Münder mehr im Haus zu haben, und er würde mit Freuden einen Vorwand ergreifen ...“ „Nun, Ritter?“ rief Max leise, als er eintraf, „weshalb starrt ihr die Sterne an? Die werden uns keinen Branntwein destillieren. Vorwärts! Zur Cognette, zur Cognette!“ „Zur Cognette!“ Dieser einstimmig ausgestoßene Schrei hallte mit furchtbarem Lärm, und er lief wie ein Hurra beim Angriff über die Stadt hin; dann herrschte wieder die tiefste Stille. Am folgenden Tage muß mehr als einer zu seinem Nachbar gesagt haben: „Haben Sie heute nacht das furchtbare Geschrei gehört? Ich glaubte, es brennte irgendwo.“

Ein der Cognette würdiges Nachtmahl erheiterte die Blicke der zweiundzwanzig Gäste, denn der Orden war heute vollzählig beisammen. Um zwei Uhr, als man zu ‚schlürfen‘ begann — dieses Wort stand im Sprachschatz des Müßiggangs, und es malt ziemlich genau, wie sie in kleinen Schlucken tranken und den Wein abkosteten —, ergriff Max das Wort.

„Meine teuren Kinder, heute morgen ist euer Großmeister aus Anlaß des denkwürdigen Streichs, den wir Fario mit seinem Wagen gespielt haben, von diesem elenden Kornhändler — noch dazu einem Spanier: o, die Gefangenenschiffe! — so schwer in seiner Ehre getroffen worden, daß ich beschlossen habe, diesen Kerl das Gewicht meiner Rache spüren zu lassen, ohne darum die Grenzen unserer Vergnügungen zu überschreiten. Ich habe den ganzen Tag hindurch darüber nachgedacht und endlich Mittel und Wege gefunden, einen ausgezeichneten Streich zu vollführen, einen Streich, der imstande ist, ihn rasend zu machen. Während wir den Orden rächen, der in meiner Person mitgetroffen ist, wollen wir zugleich Tiere speisen, die von den Ägyptern hoch verehrt wurden, kleine Tiere, die schließlich auch Gottes Geschöpfe sind und die die

Menschen zu Unrecht verfolgen. Das Gute ist das Kind des Bösen, und das Böse ist das Kind des Guten; so lautet das höchste Gesetz! Ich befehle euch also, und ich drohe euch im Fall des Ungehorsams mit der Strafe des Mißfallens eures demütigsten Großmeisters, daß ihr euch so heimlich wie möglich ein jeder zwanzig Ratten verschafft, oder wenn Gott es zugibt, zwanzig trächtige Ratten. Ihr müßt euren Vorrat in drei Tagen beisammen haben. Wenn ihr euch mehr verschaffen könnt, so soll der Überschuß wohl aufgenommen sein. Bewahrt diese interessanten Nagetiere auf, ohne ihnen irgend etwas zu geben, denn es ist wesentlich, daß die lieben kleinen Tiere beißenden Hunger haben. Wohlgemerkt, ich lasse als Ratten auch Mäuse und Feldmäuse gelten. Wenn wir zweiundzwanzig mit zwanzig multiplizieren, so erhalten wir vierhundert und so und so viel Komplizen, und wenn wir die in der ehemaligen Kapuzinerkirche in Freiheit setzen, in der Fario all das eben erstandene Getreide untergebracht hat, so werden sie eine gewisse Menge davon vertilgen. Aber hurtig! Fario muß in acht Tagen einen starken Getreideposten liefern; nun ist es mein Wunsch, daß der gute Spanier, der in seinen Geschäften die Umgegend bereist, ein furchtbares Minus vorfindet. Meine Herren, nicht mir gebührt das Verdienst dieser Erfindung," sagte er, als er die Zeichen einer allgemeinen Bewunderung bemerkte. „Geben wir Cäsar, was Cäsar gebührt, und Gott, was Gott gebührt. Dies ist eine Nachahmung der Füchse Simsons in der Bibel. Aber Simson hatte brandstifterische und also wenig menschenfreundliche Absichten, während wir den Brahmanen gleich die Beschützer der verfolgten Geschlechter sind. Fräulein Flora Brazier hat bereits all ihre Mausefallen aufgestellt, und Kouski, meine rechte Hand, ist auf der Jagd nach Feldmäusen. Ich habe gesprochen."

„Ich weiß,“ sagte der junge Goddet, „wo ich ein Tier finden kann, das allein vierzig Ratten aufwiegen soll.“ „Welches?“ „Ein Eichhörnchen.“ „Und ich biete einen kleinen Affen an, der sich im Korn berauschen wird,“ rief ein Novize. „Schlecht!“ sagte Max; „man wüßte, woher diese Tiere stammten.“ „Man kann nachts“, sagte der junge Beaussier, „aus jedem Taubenschlag der benachbarten Pachthöfe je eine Taube hinbringen, die man durch ein Loch im Dach hineinsteckt; dann sind bald mehrere Tausend Tauben da.“ „Eine Woche hindurch steht also Farios Kornmagazin auf der Nachtliste,“ rief Gilet, indem er dem großen Beaussier zulächelte. „Ihr wißt, man steht in Saint-Paterne früh auf. Daß mir niemand hingeht, ohne die Filzschuhe unter den Sohlen zu haben. Der Ritter Beaussier, der Erfinder der Tauben, führt die Aufsicht. Ich selber werde dafür sorgen, daß der Kornhaufe mit meinem Namen gezeichnet wird. Ihr müßt die Quartiermeister der Herren Ratten spielen. Wenn der Knecht bei den Kapuzinern schläft, so muß man ihn durch Gefährten betrunken machen, und zwar auf geschickte Art und Weise, so daß man ihn von dem Schauplatz dieser den Nagern dargebotenen Orgie entfernen kann.“

„Von den Parisern sagst du gar nichts?“ fragte der junge Goddet. „Oh!“ sagte Max, „die muß man studieren. Aber wer Mittel und Wege findet, diesen Parisern einen Streich zu spielen, der sie mit Herrn und Frau Hochon entzweit, so daß die beiden Alten sie fortschicken oder daß sie von selbst gehen, dem biete ich meine schöne Jagdflinte, die vom Kaiser stammt, ein Meisterwerk der Versailler Fabriken: sie ist zweitausend Franken wert. Aber wohlverstanden darf das Ganze den Großeltern meiner beiden Freunde Baruch und Franz nicht zu sehr schaden.“ „Das geht! Ich werde es mir überlegen,“ sagte der junge Goddet,

der die Jagd leidenschaftlich liebte. „Wenn der Erfinder des Streichs mein Gewehr nicht will, so soll er mein Pferd erhalten," bemerkte Max.

Von diesem Abend an folterten sich zwanzig Gehirne, um ein Komplott gegen Agathe und ihren Sohn anzuzetteln, ohne sich von diesem Programm zu entfernen. Aber nur dem Teufel oder dem Zufall konnte es glücken; so schwierig machten die gestellten Bedingungen die Sache.

Am folgenden Tage kamen Agathe und Joseph ein paar Minuten vor dem zweiten Frühstück herab, das man um zehn Uhr einnahm. Den Namen des ersten Frühstücks gab man einer Tasse Milch mit einem Butterbrot, und man nahm es im Bett oder wenn man aufstand. Als sie Frau Hochon erwarteten, die trotz ihres Alters bei der Toilette peinlichst noch all die Zeremonien beobachtete, die den Herzoginnen der Zeit Ludwigs XV. Gesetz waren, sah Joseph in der Tür des Hauses gegenüber Jean Jacques Rouget auf beiden Beinen stehen; er zeigte ihn natürlich seiner Mutter, die ihren Bruder nicht wieder erkennen konnte, so wenig glich er dem, den sie verlassen hatte. „Da steht Ihr Bruder," sagte Adolphine, die ihrer Großmutter den Arm gab. „Was für ein Kretin!" rief Joseph. Agathe faltete die Hände und hob die Augen zum Himmel auf: „Wie hat man ihn zugerichtet! Mein Gott, ist das ein Mann von siebenundfünfzig Jahren?"

Sie wollte ihren Bruder genauer betrachten, und da erblickte sie hinter dem alten Mann Flora Brazier; sie war frisiert und zeigte unter dem Tüll eines spitzenbesetzten Brusteinsatzes einen schneeigen Rücken und eine blendende Brust; gepflegt wie eine reiche Kurtisane trug sie ein Miederkleid aus Granatenseide, einem Stoff, der damals Mode war; die sogenannten Keulenärmel wurden am Handgelenk von prachtvollen Armbändern abgeschlossen. Über die Brust lief der Krebsfischerin eine

goldene Kette herab; sie brachte Jean Jacques seine schwarzseidene Mütze, damit er sich nicht erkältete: eine offenbar berechnete Szene.

„Das nenne ich eine schöne F[illegible] Joseph aus. „Und die sind selten … Sie ist, wi[illegible]gt, zum Malen! Was für ein Inkarnat! Oh! Und was für wundervolle Töne! Was für Reliefs, welche Rundung! Und Schultern! … Das ist eine wunderbare Karyatide! Die wäre ein herrliches Modell für eine tizianische Venus."

Adolphine und Frau Hochon glaubten Griechisch zu hören; aber Agathe, die hinter ihrem Sohn stand, gab ihnen einen Wink, als wollte sie ihnen sagen, daß sie an diese Ausdrucksweise gewöhnt sei.

„Sie finden ein Mädchen schön, das Ihnen ein Vermögen stiehlt?" fragte Frau Hochon. „Das hindert sie nicht daran, ein schönes Modell zu sein! Gerade fleischig genug, ohne daß die Hüften und die Formen verdorben werden …" „Mein Freund, du bist nicht in deinem Atelier," sagte Agathe; „und Adolphine ist da …" „Ja, ja, du hast recht; aber von Paris bis hierher habe ich auch auf der ganzen Strecke nur Schlumpen gesehen …"

„Aber, meine teure Patin," sagte Agathe, „wie soll ich meinen Bruder sehen? … Denn wenn er mit diesem Geschöpf zusammenlebt …" „Bah!" sagte Joseph, „ich werde ihn aufsuchen! … Ich finde ihn nicht mehr so borniert, da er wenigstens den Geist hat, sich die Augen an einer tizianischen Venus zu erquicken." „Wenn er kein Dummkopf wäre," sagte Herr Hochon, der eben eintrat, „so hätte er sie in aller Stille geheiratet; er hätte Kinder, und Ihnen bliebe keine Aussicht auf seine Erbschaft. Zu irgend etwas ist das Unglück immer gut." „Dein Sohn hat da einen ausgezeichneten Gedanken gehabt; er muß seinem Onkel als erster seinen Besuch

machen," sagte Frau Hochon; „er wird ihm zu verstehen geben, daß er allein sein muß, wenn du kommst."

„Und Sie wollen Fräulein Brazier kränken?" fragte Herr Hochon. „Nein, nein, gnädige Frau, schlucken Sie diesen Schmerz hinunter... Wenn Sie nicht die ganze Hinterlassenschaft erhalten, so versuchen Sie, wenigstens ein kleines Legat zu bekommen..."

Die Hochons waren dem Kampf mit Maxence Gilet nicht gewachsen. Als sie beim Frühstück saßen, brachte der Pole im Auftrag seines Gebieters, des Herrn Rouget, einen an seine Schwester, Frau Bridau, gerichteten Brief. Dieser Brief, den Frau Hochon ihrem Mann zu lesen gab, lautete also:

„Meine liebe Schwester!

Durch Fremde erfahre ich von Deiner Ankunft in Issoudun; ich errate, weshalb Du meinem Hause das des Herrn und der Frau Hochon vorgezogen hast; aber wenn Du mich aufsuchst, so wirst Du bei mir empfangen werden, wie es sich gebührt. Ich hätte Dir als erster meinen Besuch gemacht, wenn mein Befinden mich nicht zwänge, vorläufig im Hause zu bleiben. Ich spreche Dir mein herzlichstes Bedauern aus. Ich werde entzückt sein, meinen Neffen kennen zu lernen, den ich bitte, mich heute zum Diner aufzusuchen, denn junge Leute sind in Dingen der Gesellschaft weniger empfindlich als Frauen. Es wird mir also ein Vergnügen sein, wenn er in Gesellschaft der Herren Baruch Borniche und Franz Hochon kommt.

Dein treuer Bruder

J. J. Rouget."

„Sagen Sie, wir wären beim Frühstück; Frau Bridau würde gleich antworten, und die Einladungen seien angenommen," sagte Herr Hochon zu dem Dienstmädchen. Und der Greis hob einen Finger an die Lippen, um der

ganzen Versammlung Schweigen aufzuerlegen. Als die Straßentür geschlossen war, warf Herr Hochon, der die Freundschaft seiner beiden Enkel mit Max nie geahnt hätte, seiner Frau und Agathe einen seiner feinsten Blicke zu: „Das hat er so wenig geschrieben, wie ich fünfundzwanzig Louisdor verschenken kann . . . Wir werden mit dem Soldaten korrespondieren.“ „Was soll das heißen?“ fragte Frau Hochon. „Einerlei, wir werden antworten. Was Sie angeht,“ sagte sie, indem sie den Maler ansah, „so gehen Sie zum Diner; aber wenn . . .“

Die alte Dame hielt inne, da ihr Mann ihr einen Blick zuwarf. Als er erkannte, wie lebhaft die Freundschaft seiner Frau für Agathe war, begann er zu fürchten, sie würde ihrer Patentochter ein Legat hinterlassen, wenn ihr die ganze Erbschaft Rougets verloren ging. Obgleich dieser Greis fünfzehn Jahre älter war als seine Frau, so hoffte er doch noch, sie zu beerben und eines Tages den ganzen Besitz unter sich zu vereinigen. Diese Hoffnung war seine fixe Idee. Frau Hochon hatte also das Mittel, einige Konzessionen von ihrem Gatten zu erlangen, indem sie ihm damit drohte, ein Testament zu machen, richtig erraten. Deshalb ergriff Herr Hochon Partei für seine Gäste. Übrigens handelte es sich um eine ungeheure Erbschaft, und er wünschte ganz im Geist der sozialen Gerechtigkeit, daß sie den natürlichen Erben zufiel, statt von jeder Achtung unwürdigen Fremden geplündert zu werden. Und schließlich mußten seine Gäste, je eher diese Angelegenheit geordnet war, um so eher auch die Stadt verlassen. Sobald der Kampf zwischen den Erbschleichern und den Erben, der bis dahin nur im Geist seiner Frau geplant worden war, zur Wirklichkeit wurde, erwachte zudem die geistige Regsamkeit Herrn Hochons, die das Provinzleben eingeschläfert hatte. Frau Hochon war höchst angenehm überrascht, als sie noch selbigen

Morgens an einigen freundlichen Worten, die der alte Hochon über ihre Patentochter sagte, erkannte, daß dieser so sachkundige und schlaue Helfer für die Bridaus gewonnen war.

Gegen Mittag hatten die vereinigten Intelligenzen des Herrn und der Frau Hochon, Agathes und Josephs, welche beiden mit großem Erstaunen sahen, wie peinlich die beiden Alten in der Wahl ihrer Worte waren, folgende Antwort zur Welt gebracht, die einzig für Flora und Maxence berechnet war:

„Mein lieber Bruder!

Wenn ich dreißig Jahre lang nicht mehr hierher gekommen bin und auch mit niemandem hier, nicht einmal mit Dir, Beziehungen unterhalten habe, so liegt die Schuld nicht nur an den seltsamen und falschen Ideen, die mein Vater gegen mich gefaßt hatte, sondern mehr noch an dem Unglück und auch dem Glück meines Lebens in Paris; denn wenn Gott die Frau glücklich machte, so schlug er dafür die Mutter. Es wird Dir nicht unbekannt sein, daß mein Sohn, Dein Neffe Philipp, infolge seiner Anhänglichkeit an den Kaiser unter der Anklage des Hochverrats steht. Daher wird es Dich nicht wundernehmen, wenn eine Witwe, die, um leben zu können, eine bescheidene Stellung in einem Lotteriebureau suchen mußte, hierher kommt, um sich bei denen, die sie als Kind gekannt haben, Trost und Stütze zu holen. Der Beruf, den der zweite meiner Söhne, der bei mir ist, ergriffen hat, verlangt sehr viel Talent, sehr viel Opfer und sehr viel Studien, ehe er Resultate zeitigt. Der Ruhm kommt vor dem Reichtum. Genügt das nicht, um Dir zu sagen, daß Joseph, wenn er eine Zierde unserer Familie sein wird, immer noch arm bleiben muß? Deine Schwester, mein lieber Jean Jacques, hätte die Wirkungen der väterlichen Ungerechtigkeit schweigend ertragen, aber verzeih der Mutter,

wenn sie Dich daran erinnert, daß Du zwei Neffen hast, von denen der eine in der Schlacht von Montereau die Befehle des Kaisers überbrachte und zu Waterloo in der kaiserlichen Garde diente, während er jetzt im Gefängnis sitzt; den anderen aber reißt sein Beruf seit seinem dreizehnten Jahre in eine schwierige, aber glorreiche Laufbahn hinein. Ich danke Dir also, mein lieber Bruder, mit überströmendem Herzen für Deinen Brief, sowohl um meinetwillen, wie um Josephs willen, der Deiner Einladung sicherlich Folge leisten wird. Die Krankheit entschuldigt alles, mein lieber Jean Jacques, ich werde also Dich aufsuchen. Eine Schwester gehört stets neben den Bruder, welches Leben er sich auch gewählt haben mag. Ich umarme Dich mit aller Zärtlichkeit.

Agathe Rouget."

„Jetzt wäre die Sache eingefädelt. Wenn Sie hingehen," sagte Herr Hochon zu der Pariserin, „so werden Sie ihm offen von seinen Neffen reden können . . ."

Gritte überbrachte den Brief, und nach dem Brauch der Provinz kam sie zehn Minuten später, um ihrer Herrschaft über alles Bericht zu erstatten, was sie hatte hören und sehen können. „Gnädige Frau," sagte sie, „man hat seit gestern abend das ganze Haus hergerichtet, denn die gnädige Frau ließ es . . ." „Welche gnädige Frau?" fragte der alte Hochon. „Ach, so nennt man die Krebsfischerin drüben im Hause," erwiderte Gritte. „Sie ließ den Saal und alles, was nur Herrn Rouget anging, in einem erbarmungswürdigen Zustand; aber seit gestern ist das Haus wieder so geworden, wie es vor der Ankunft des Herrn Maxence war. Man könnte sich drin spiegeln. Vedie hat mir erzählt, daß Kouski heute morgen um fünf Uhr aufs Pferd gestiegen ist; um neun ist er mit seinen Vorräten zurück gewesen. Kurz, es wird ein prachtvolles Diner geben, wie für den Erzbischof von

Bourges. Sie räumen überall auf, und in der Küche steht alles auf seinem Platz. ‚Ich will meinen Neffen feiern,' hat der gute Mann gesagt, als er sich über alles Bericht erstatten ließ. Es scheint, der Brief hat den Rougets sehr geschmeichelt. Die gnädige Frau hat es mir gesagt ... O, sie hat Toilette gemacht! ... Toilette! Ich habe nie etwas Schöneres gesehen! Die gnädige Frau hat zwei Brillanten in den Ohren, zwei Brillanten! Jeder kostet tausend Taler, sagt Vedie ... und Spitzen! Und Ringe an den Fingern, und Armbänder! Ein wahrer Reliquienschrein! Und ein seidenes Kleid! So schön wie eine Altardecke! ... Und dann hat sie mir gesagt: ‚Der Herr ist entzückt, daß seine Schwester so gutmütig ist, und ich hoffe, sie wird uns erlauben, sie zu feiern, wie sie es verdient. Wir zählen auf den guten Eindruck, den der Empfang ihres Sohnes auf sie machen wird ... Der Herr wartet ungeduldig darauf, seinen Neffen kennen zu lernen.' Die gnädige Frau hatte schwarzseidene kleine Schuhe an, und Strümpfe ... nein, Wunderwerke! In der Seide sind Blumen, und sie ist durchbrochen, daß man sie für Spitzen halten kann; man sieht das rosige Fleisch hindurch. Kurz, sie ist wundervoll! Eine niedliche, kleine Schürze ... da hat Vedie mir gesagt, die Schürze kostet zweimal unsern Jahreslohn ..."

„Nun, also muß man sich herausstaffieren," sagte der Kunstler lächelnd. „Und woran denkst du, Hochon?" sagte die alte Dame, als Gritte hinausgegangen war. Frau Hochon zeigte ihrer Patentochter den alten Mann, der den Kopf in der Hand hielt und den Ellbogen auf die Lehne des Sessels gestützt hatte, auf dem er in tiefe Gedanken versunken saß.

„Sie haben es mit einem Erzschelm zu tun!" sagte der Greis. „Mit Ihren Anschauungen, junger Mann," fügte er hinzu, indem er Joseph ansah, „sind Sie einem durch-

triebenen Halunken, wie Maxence es ist, nicht gewachsen. Was ich Ihnen auch sage, Sie werden Dummheiten machen; aber wenigstens erzählen Sie mir heute abend genau, was Sie gesehen, gehört und getan haben. Also!... In Gottes Namen! Versuchen Sie, Ihren Onkel allein zu sprechen. Wenn es Ihnen trotz ihres Geistes nicht gelingt, so wird schon das einiges Licht auf ihren Plan werfen; wenn Sie aber einen Augenblick mit ihm allein sind, ohne daß man Sie hören kann, wahrhaftig ... dann müssen Sie ihm über seine Lage, die ja nicht gerade glücklich ist, die Würmer aus der Nase ziehen und für Ihre Mutter reden ..."

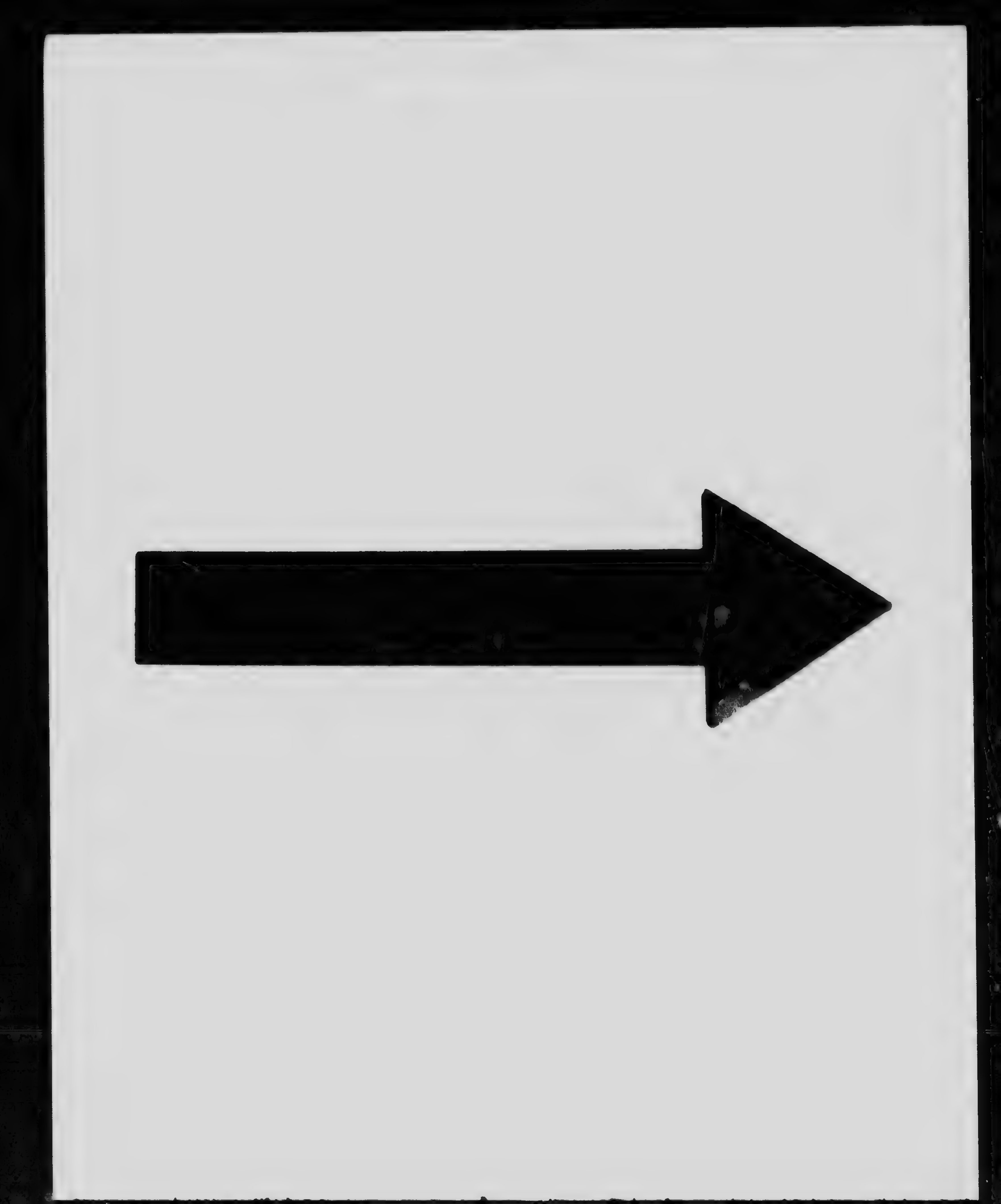
Um vier Uhr überschritt Joseph den engen Platz, der das Haus Hochon vom Hause Rouget trennte; er bestand aus einer Art Allee kränklicher Linden, die zweihundert Fuß lang war und etwa so breit wie die Grande Narette. Als der Neffe eintraf, schritt ihm Kouski in gewichsten Stiefeln, schwarzer Tuchhose, weißer Weste und schwarzem Rock vorauf, um ihn zu melden. Der Tisch war im Saal bereits gedeckt, und Joseph, der seinen Onkel leicht erkannte, ging geradenwegs auf ihn zu, umarmte ihn und begrüßte Flora und Maxence.

„Wir haben uns noch nicht gesehen, seit ich lebe, mein lieber Onkel," sagte der Maler lustig, „aber besser spät als nie." „Du bist willkommen, mein Freund," sagte der Greis, indem er seinen Neffen mit stumpfem Blick ansah. „Gnädige Frau," sagte Joseph mit dem Schwung des Künstlers zu Flora, „ich habe schon heute morgen meinen Onkel um das Vergnügen beneidet, daß er Sie alle Tage bewundern kann." „Ist sie nicht schön?" fragte der Greis, dessen trübe Augen fast ihren Glanz zurückerhielten. „So schön, daß sie einem Maler als Modell dienen könnte." „Lieber Neffe," sagte Vater Rouget, den Flora mit dem Ellbogen anstieß, „dies ist

Herr Maxence Gilet, ein Mann, der wie dein Bruder in der kaiserlichen Garde gedient hat." Joseph stand auf und verbeugte sich. „Ihr Herr Bruder hat, glaube ich, bei den Dragonern gestanden; ich war nur bei den Sandlatschen," sagte Maxence. „Zu Pferde oder zu Fuß," sagte Flora, „seine Haut trug man doch zu Markte."

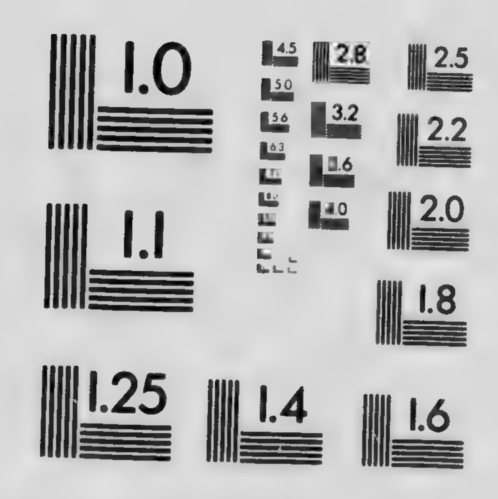
Joseph beobachtete Max ebenso scharf, wie Max ihn beobachtete. Max war angezogen, wie sich elegante junge Leute damals anzuziehen pflegten, denn er bezog seine Kleider aus Paris. Eine Hose aus himmelblauem Tuch mit starken, sehr weiten Falten verbarg seine Füße und zeigte nur die mit Sporen geschmückten Absätze. Sein Rumpf war in eine weiße Weste mit modellierten Goldknöpfen eingepreßt; hinten wurde sie geschnürt, um zugleich als Gürtel zu dienen. Diese bis zum Kinn geknöpfte Weste brachte seine breite Brust voll zur Geltung, und ihr schwarzer Satinkragen zwang ihn, den Kopf nach Art der Offiziere hoch zu tragen. Darüber trug er einen gutgeschnittenen schwarzen Rock. Eine hübsche goldene Kette hing aus seiner Westentasche hervor, in der sich eine flache Uhr kaum abzeichnete. Er spielte mit ihrem sogenannten ‚Kricketschlüssel', wie Bréguet ihn damals gerade erfunden hatte.

„Der Bursche ist hübsch," sagte Joseph bei sich selber, indem er als Maler das lebhafte Gesicht, den Ausdruck der Kraft und die geistreichen grauen Augen bewunderte, die Max von seinem Vater, dem Edelmann, hatte. „Mein Onkel muß recht langweilig sein, das schöne Kind hat sich Ersatz gesucht, sie leben im Dreieck. Das ist klar!" In diesem Augenblick trafen Baruch und Franz ein. „Sie sind noch nicht beim Turm von Issoudun gewesen?" fragte Flora Joseph. „Wenn Sie bis zum Diner, das erst in einer Stunde serviert wird, einen kleinen Spaziergang machen möchten, so könnten wir Ihnen die größte Sehens-



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)





würdigkeit von Issoudun zeigen ..." „Gern," sagte der Künstler, der außerstande war, darin die geringste Heimtücke zu sehen.

Während Flora ging, um ihren Hut, ihre Handschuhe und ihren Kaschmirschal zu holen, stand Joseph bei dem Anblick der Bilder plötzlich auf, als hätte ihn ein Zauberer mit seinem Stab berührt. „Ah, du hast Gemälde, lieber Onkel!" rief er, indem er das eine prüfte, das ihm aufgefallen war. „Ja," erwiderte der gute Mann; „die stammen noch von den Descoings; denn während der Revolution haben sie den Plunder aus den Klöstern und Kirchen im Berri zusammengekauft." Joseph hörte nicht mehr zu, er bewunderte jedes einzelne Bild. „Wundervoll!" rief er; „o, aber da hängt eine Leinwand! ... Der hat sie nicht verschmiert! Aber das wird immer besser, wie bei Nicolet ..." „Auf dem Speicher stehen noch sieben oder acht ganz große, die man der Rahmen wegen aufbewahrt hat," sagte Gilet. „Die muß ich sehen!" rief der Künstler, und Maxence führte ihn auf den Boden hinauf.

Als Joseph zurückkam, war er begeistert. Max flüsterte der Krebsfischerin ein Wort ins Ohr, und sie zog den guten Rouget in die Fensternische. Joseph hörte diesen Satz, der zwar leise, aber doch so gesprochen wurde, daß er ihm nicht verloren gehen konnte: „Dein Neffe ist Maler, du kannst mit diesen Bildern nichts anfangen, sei nett, schenke sie ihm."

„Ich höre," sagte der Onkel, während er, auf Floras Arm gestützt, zu seinem Neffen trat, der eben in Ekstase vor einem Albano stand, „ich höre, du bist Maler ..." „Bisher bin ich nur erst ein Farbenreiber," sagte Joseph. „Was ist denn das?" fragte Flora. „Ein Anfänger," erwiderte Joseph. „Nun," sagte Jean Jacques, „wenn dir diese Bilder zu irgend etwas nützen können in deinem

Beruf, so schenke ich sie dir, aber ohne die Rahmen. Oh! Die Rahmen sind vergoldet, und dann sind sie so komisch; ich werde statt dessen ..." „Bei Gott, lieber Onkel," rief Joseph, „du wirst statt dessen Kopien hineintun, die ich dir schicken werde; ich mache sie ebenso groß." „Aber das wird Ihnen Zeit wegnehmen, und es kostet Leinwand und Farben," sagte Flora. „Da müssen Sie Geld ausgeben ... Sieh her, Vater Rouget, gib deinem Neffen hundert Franken für jedes Bild, du hast da siebenundzwanzig ... Elf, glaube ich, stehen noch auf dem Boden, die sind ungeheuer groß und müssen doppelt bezahlt werden ... Sagen wir, im ganzen viertausend Franken ... Ja, Ihr Onkel kann Ihnen recht wohl die Kopien mit viertausend Franken bezahlen, da er ja die Rahmen behält! Und dann brauchen Sie ja auch Rahmen; man sagt, die Rahmen kosten mehr als die Bilder; es ist Gold darin! ... Also," fuhr Flora fort, indem sie dem Onkel den Arm schüttelte. „He? ... Das ist nicht teuer; dein Neffe will dir für viertausend Franken lauter ganz neue Bilder geben statt deiner alten ... So", flüsterte sie ihm ins Ohr, „schenkst du ihm auf anständige Art und Weise viertausend Franken; er scheint mir nicht gerade stark im Geld zu wühlen ..."

„Schön also, lieber Neffe, ich werde dir für die Kopien viertausend Franken zahlen ..." „Nein, nein," sagte der ehrliche Joseph, „viertausend Franken und die Bilder, das ist zuviel; denn sieh, die Bilder sind nicht wertlos ..." „Aber, so nehmen Sie doch an, Sie Tölpel!" sagte Flora; „er ist doch Ihr Onkel ..." „Also ich nehme an," sagte Joseph, der von dem eben abgeschlossenen Geschäft ganz betäubt war, denn er erkannte einen Perugino.

Der Künstler zeigte demnach ein strahlendes Gesicht, als er hinaustrat und der Krebsfischerin den Arm bot, was den Absichten des Kommandanten wunderbar günstig

war. Weder Flora noch Max, noch Rouget, noch irgend jemand in Issoudun konnte den Wert der Bilder kennen, und der schlaue Max glaubte den Triumph Floras um eine Kleinigkeit erkauft zu haben. Stolz schritt sie vor der ganz verblüfften Stadt am Arm des Neffen ihres Herrn dahin, mit dem sie offenbar im besten Einvernehmen stand. Man trat in die Türen, um den Triumph der Krebsfischerin über die Familie zu sehen. Diese ungeheuerliche Tatsache erregte das große Aufsehen, auf das Max rechnete. Als also Onkel und Neffe gegen fünf Uhr nach Hause gingen, sprach man in allen Häusern von nichts als der vollkommenen Eintracht zwischen Max, Flora und dem Neffen des Vaters Rouget. Ja, die Anekdote von dem Geschenk der Bilder und der viertausend Franken lief ebenfalls schon um. Das Diner, dem Lousteau, einer der Richter, und der Bürgermeister von Issoudun beiwohnten, war prachtvoll. Es war eins jener Provinzdiners, die fünf Stunden dauern. Die ausgesuchtesten Weine belebten die Unterhaltung. Beim Dessert, gegen neun Uhr, war der Maler, der zwischen Flora und Max saß, seinem Onkel gegenüber, schon fast der Kamerad des Offiziers geworden, der ihm als der gutmütigste Mensch der Welt erschien. Den Vater Rouget mußte Kouski schwer betrunken auf sein Bett tragen; er hatte wie ein Jahrmarktsgaukler gegessen und wie der Sand der Wüste getrunken.

„Nun," sagte Max, als er um Mitternacht mit Flora allein blieb, „ist dies nicht besser, als wenn man schmollt? Die Bridaus werden gut aufgenommen, man macht ihnen kleine Geschenke, und da sie mit Gunstbezeigungen überschüttet werden, so können sie nicht anders als unser Lob singen; sie werden sehr ruhig wieder gehen und auch uns in Ruhe lassen. Morgen früh werden wir beide, Kouski und ich, die Bilder aus den Rahmen nehmen und sie

dem Maler hinüberschicken, so daß er sie findet, wenn er erwacht; die Rahmen stellen wir auf den Speicher, und die Tapete im Saal lassen wir ersetzen durch eins jener Glanzpapiere, auf denen Szenen aus dem Telemach abgebildet sind. So habe ich es bei Herrn Mouilleron gesehen." „Ach, das wird viel hübscher," rief Flora aus.

Am folgenden Tage erwachte Joseph nicht vor Mittag. Von seinem Bett aus sah er die Bilder, die eins übers andere gestellt und hereingebracht worden waren, ohne daß er das geringste gehört hatte. Während er die Gemälde von neuem prüfte und an der Manier der Maler sowie an den Signaturen Werke der Meister in ihnen erkannte, war seine Mutter gegangen, um ihrem Bruder zu danken und ihn zu besuchen. Dazu hatte der alte Hochon sie gedrängt; denn als er erfuhr, welche Dummheiten der Maler am Tage zuvor begangen hatte, verzweifelte er an der Sache der Bridaus. „Sie haben geriebene Gegner. In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht so viel Haltung gesehen, wie bei diesem Soldaten; es scheint, der Krieg erzieht die jungen Leute. Joseph hat sich an der Nase herumführen lassen! Er ist mit der Krebsfischerin am Arm spazieren gegangen! Ohne Zweifel hat man ihm mit Wein, mit elenden Bildern und viertausend Franken den Mund gestopft. Ihr Künstler hat Maxence nicht viel gekostet."

Der scharfblickende Greis hatte der Patentochter seiner Frau vorgeschrieben, welches Verhalten sie zu beobachten hätte, indem er ihr sagte, sie solle auf die Ideen des Kommandanten eingehen und Flora schmeicheln, um es bis zu einer gewissen Vertraulichkeit mit ihr zu bringen und so kurze Momente der Unterhaltung mit Jean Jacques zu gewinnen. Frau Bridau wurde von ihrem Bruder ausgezeichnet aufgenommen, denn Flora hatte ihm ihre Lektion erteilt. Der Greis lag im Bett, noch krank von

den gestrigen Ausschweifungen. Da Agathe nicht gleich in den ersten Minuten von ernsthaften Dingen reden konnte, so hatte Max es für angebracht und großmütig gehalten, Bruder und Schwester zunächst allein zu lassen. Diese Rechnung war richtig. Die arme Agathe fand ihren Bruder so krank, daß sie ihn der Pflege des Fräulein Brazier nicht berauben wollte. „Übrigens", sagte sie zu dem alten Junggesellen, „will ich die Frau kennen lernen, der ich für das Glück meines Bruders zu danken habe."

Diese Worte machten dem Armen großes Vergnügen, und er schellte, um Frau Brazier bitten zu lassen. Flora war, wie man sich denken kann, nicht fern. Die beiden Gegnerinnen begrüßten sich. Die Krebsfischerin entfaltete alle Sorgfalt der diensteifrigsten, der aufmerksamsten Zärtlichkeit; sie fand, der Herr liege mit dem Kopf zu tief, sie glättete die Kissen und benahm sich wie eine erst gestern angetraute Gattin. Daher strömte denn auch der alte Junggeselle von Empfindung über.

„Wir sind Ihnen, gnädiges Fräulein," sagte Agathe, „vielen Dank schuldig für die Zeichen der Anhänglichkeit, die Sie meinem Bruder seit so langer Zeit gegeben haben, und für die Art, wie Sie über sein Glück wachen." „Das ist wahr, meine liebe Agathe," sagte der gute Mann, „sie hat mir das Glück gegeben, und sie ist übrigens eine Frau voll ausgezeichneter Eigenschaften." „Deshalb hättest du das gnädige Fräulein auch nicht genug belohnen können, lieber Bruder, du hättest sie zu deiner Frau machen sollen. Ja, ich bin zu fromm, um nicht zu wünschen, daß du den Vorschriften der Religion gehorchst. Ihr würdet beide mehr Ruhe haben, wenn ihr euch nicht zu den Gesetzen und der Moral in Gegensatz stelltet. Ich bin gekommen, lieber Bruder, um dich in einer großen Heimsuchung um Hilfe zu bitten; aber glaube nicht, daß wir daran dächten, dir die geringste Vorhaltung

darüber zu machen, wie du einmal über dein Vermögen verfügen wirst.“ „Gnädige Frau,“ sagte Flora, „wir wissen, daß Ihr Herr Vater ungerecht gegen Sie war. Ihr Herr Bruder kann es Ihnen sagen,“ fuhr sie fort, indem sie ihr Opfer fest ansah, „der einzige Streit, den wir je gehabt haben, drehte sich um Sie. Ich behaupte, daß er Ihnen den Teil des Vermögens schuldet, den Ihnen mein armer Wohltäter vorenthalten hat; denn er ist mein Wohltäter gewesen, Ihr Vater (sie nahm einen klagenden Ton an), das werde ich nie vergessen ... Aber Ihr Bruder, gnädige Frau, hat auf die Vernunft gehört ...“ „Ja,“ sagte der gute Rouget, „wenn ich mein Testament mache, so sollt ihr nicht vergessen werden ...“ „Von all dem laß uns nicht reden, lieber Bruder; du weißt noch nicht, welches mein Charakter ist.“ Man wird sich leicht denken können, wie dieser erste Besuch nach einem solchen Eingang verlief. Rouget lud seine Schwester auf den übernächsten Tag zum Diner ein.

Während dieser drei Tage fingen die Ritter des Müßiggangs eine ungeheure Menge von Ratten, Haus- und Feldmäusen, die eines Nachts in der Zahl von vierhundertundsechsunddreißig, unter denen mehrere trächtig waren, verhungert mitten ins Korn gesetzt wurden. Noch nicht damit zufrieden, Fario diese Pensionäre verschafft zu haben, rissen die Ritter des Müßiggangs ein Loch ins Dach der Kapuzinerkirche und taten etwa zehn Tauben hinein, die sie zehn verschiedenen Pachthöfen entnommen hatten. Diese Tiere feierten um so ungestörter, als der Knecht Farios von einem schlimmen Subjekt, mit dem er sich vom Morgen bis zum Abend betrank, verführt wurde, so daß er auf das Korn seines Herrn nicht im geringsten achtete.

Frau Bridau glaubte im Gegensatz zu dem alten Hochon, ihr Bruder habe sein Testament noch nicht gemacht; sie

zählte darauf, ihn bei dem ersten Spaziergang, den sie mit ihm allein machen würde, nach seinen Absichten in betreff des Fräulein Brazier fragen zu können; denn Flora und Max köderten sie mit der Hoffnung auf einen solchen Spaziergang, die stets enttäuscht werden sollte.

Obgleich sämtliche Ritter nach einem Mittel suchten, die Pariser in die Flucht zu schlagen, fielen ihnen nur unmögliche Torheiten ein. Nach einer Woche, als die Hälfte der Zeit, die die Pariser in Issoudun bleiben wollten, verstrichen war, sahen sie sich immer noch auf demselben Fleck wie am ersten Tage.

„Ihr Anwalt kennt die Provinz nicht," sagte der alte Hochon zu Frau Bridau. „Was Sie hier tun wollen, das vollbringt man nicht in vierzehn Tagen, und auch nicht in vierzehn Monaten. Sie dürften Ihren Bruder nie mehr verlassen, und Sie müßten ihm religiöse Ideen einflößen können. Die Befestigungen Floras und Gilets werden Sie nur durch die Wühlarbeit des Priesters unterminieren. Das ist meine Meinung, und es ist Zeit, damit zu beginnen." „Du hast merkwürdige Begriffe von der Geistlichkeit," sagte Frau Hochon zu ihrem Mann. „Oh!" rief der Greis, „da zeigt ihr euch wieder als die echten Frommen." „Gott würde einem Unternehmen, [illegible] einer Entweihung beruhte, seinen Segen versagen," erwiderte Frau Bridau. „Die Religion zu solchen Zwecken . . . O, da wären wir ja größere Verbrecher als Flora."

Diese Unterhaltung fand während des Frühstücks statt, und Franz sowohl wie Baruch hörten mit allen Ohren zu. „Entweihung?" rief der alte Hochon. „Aber wenn irgendein guter Abt, ein geistreicher Mann, wie ich deren ein paar gekannt habe, wüßte, in welcher Verlegenheit Sie sind, so würde er keine Entweihung darin sehen, wenn er die verirrte Seele Ihres Bruders zu Gott zurückführte, wenn er ihm echte Reue wegen seiner Sünden einflößte

und ihn zwänge, die Frau, die den Skandal veranlaßt, fortzuschicken, indem er ihr ein ruhiges Los sicher stellt; wenn er ihm schließlich bewiese, daß er ein ruhiges Gewissen haben könnte, sobald er nur dem kleinen Seminar des Erzbischofs ein paar tausend Franken Rente stiftete und im übrigen seinen natürlichen Erben sein Vermögen hinterließe . . .“

Der passive Gehorsam, den der alte Geizhals von seiten seiner Kinder im Hause gefunden und den er auch seinen Enkeln aufgezwungen hatte, denen er obendrein als ihr Vormund ein schönes Vermögen sammelte — denn, sagte er, er tat auch für sie, was er für sich tat —, erlaubte weder Baruch noch Franz, das geringste Zeichen des Staunens oder der Mißbilligung von sich zu geben; aber sie tauschten einen bedeutsamen Blick und sagten sich auf diese Weise, wie schädlich und verhängnisvoll ihnen dieser Gedanke für die Interessen ihres Großmeisters zu sein schien.

„Die Sache ist die, gnädige Frau,“ sagte Baruch, „wenn Sie die Erbschaft Ihres Bruders haben wollen, so gibt es nur ein einziges, richtiges Mittel: Sie müssen solange in Issoudun bleiben, wie es nötig ist, und Sie müssen die ganze Zeit darauf verwenden . . .“ „Liebe Mutter,“ sagte Joseph, „du tätest gut daran, über all dies an Desroches zu schreiben. Was mich angeht, so verlange ich nicht mehr, als was mein Onkel mir gütigst schon gegeben hat . . .“

Nachdem er den hohen Wert der neununddreißig Gemälde erkannt hatte, hatte Joseph sorgfältig die Nägel herausgenommen, Papier darauf gelegt und es mit gewöhnlichem Leim befestigt; er hatte sie übereinander gepackt und in einer ungeheuren Kiste festgebunden; diese Kiste hatte er durch das Frachtfuhrwesen an Desroches befördert, dem er eine Ankündigung schreiben wollte. Die kostbare Ladung war am Tage zuvor bereits abgegangen.

„Sie sind mit wenig zufrieden," sagte Herr Hochon. „O, es würde mir nicht schwer werden, hundertundfünfzigtausend Franken für die Bilder zu bekommen." „Eine Maleridee!" sagte Herr Hochon, indem er Joseph sonderbar ansah. „Höre," sagte Joseph zu seiner Mutter, „ich werde an Desroches schreiben und ihm auseinandersetzen, wie es hier steht. Wenn Desroches dir rät, hier zu bleiben, so wirst du bleiben. Was deine Stellung angeht, so findest du jeden Tag eine gleiche ..." „Mein Lieber," sagte Frau Hochon zu Joseph, als sie von der Tafel aufstanden, „ich weiß nicht, was an den Bildern deines Onkels ist, aber nach den Orten zu urteilen, von denen sie stammen, müssen sie gut sein. Wenn sie auch nur vierzigtausend Franken wert sind — jedes Bild tausend Franken —, so sage hier niemandem etwas davon. Meine Enkel sind zwar verschwiegen und wohlerzogen, aber sie könnten ohne böse Absicht von diesem angeblichen Fund reden, ganz Issoudun würde davon erfahren, und unsere Gegner dürfen es nicht ahnen. Du benimmst dich wie ein Kind! ..."

Wirklich waren schon mittags viele Leute in Issoudun, und vor allem Maxence Gilet, von dieser Ansicht unterrichtet, was zur Folge hatte, daß man nach allen alten, längst vergessenen Gemälden suchte und die elendesten Sudeleien ans Licht holte. Max bereute, daß er den Alten gedrängt hatte, die Bilder zu verschenken, und als er von dem Plan des alten Hochon hörte, stieg seine Wut noch infolge dieses Blödsinns, wie er es nannte. Der religiöse Einfluß war bei einem schwachen Wesen das einzige, was man zu fürchten hatte. Daher bekräftigte die Warnung seiner beiden Freunde Max denn auch in seinem Entschluß, so schnell wie möglich alle Hypotheken Rougets flüssig zu machen und ein Darlehn auf seinen Grundbesitz aufzunehmen, um die Anlage in Staatspapieren zu vollziehen; aber als dringlicher erschien es

ihm noch, zuvor die Pariser davon zu schicken. Nun hätte selbst das Genie eines Mascarillo und eines Scapin dieses Problem nicht so leicht gelöst. Flora behauptete jetzt auf Gilets Rat, daß der Herr sich auf seinen Spaziergängen zu sehr anstrengte, er sei es seinem Alter schuldig, im Wagen zu fahren. Diesen Vorwand brauchten sie, weil es nötig wurde, ohne daß man in der Stadt davon erfuhr, nach Bourges, Vierzon, Châteauroux und Vatan zu gehen, in all die Orte, die Rouget, Flora und Max würden aufsuchen müssen, um die Hypotheken flüssig zu machen. Ende der Woche also vernahm ganz Issoudun zu seiner Überraschung, daß Rouget sich einen Wagen aus Bourges holen wollte, eine Maßregel, die von den Rittern des Müßiggangs in einem der Krebsfischerin günstigen Sinne gerechtfertigt wurde. Flora und Rouget kauften eine furchtbare Halbberline mit trügerischen Scheiben und geborstenen Ledern, die zweiundzwanzig Jahre und neun Feldzüge alt war und aus der Auktion nach dem Tode eines Obersten stammte, eines Freundes des Hofmarschalls Bertrand; jener hatte es während der Abwesenheit dieses treuen Begleiters des Kaisers übernommen, dessen Besitzungen im Berri zu überwachen. Die Halbberline war dunkelgrün gestrichen und glich einer Kalesche, doch war die Deichsel umgearbeitet, so daß man sie mit einem einzigen Pferd bespannen konnte. Sie gehörte also zu jener Art von Wagen, die das Schwinden des Besitzes so sehr in Mode gebracht hat. Das Tuch dieses vierräderigen Einspänners war von Motten zerfressen; die geflochtenen Borten sahen aus wie die Epauletten der Invaliden. Der ganze Wagen rasselte wie altes Eisen; aber er kostete nur vierhundertfünfzig Franken; und Max kaufte von dem Regiment, das ehemals in Bourges lag, eine große, gute, ausgediente Stute, die ihn ziehen sollte. Er ließ den Wagen dunkelbraun streichen, kaufte

aus zweiter Hand ein noch recht gutes Geschirr, und die ganze Stadt Issoudun war von oben bis unten in Aufregung, während man die Equipage des Vaters Rouget erwartete. Als der gute Mann zum erstenmal in seiner Kalesche ausfuhr, lockte der Lärm alle Familien auf die Schwelle, und kein Fenster blieb von Neugierigen leer. Das zweitemal fuhr der Junggeselle bis Bourges, und um sich in der von Flora Brazier angeratenen, oder wenn man will, anbefohlenen Transaktion alle Mühen zu ersparen, so unterschrieb er bei einem Notar eine Vollmacht für Maxence Gilet, die sich auf alle bezeichneten Hypothekarverträge bezog. Flora behielt es sich vor, mit dem Herrn selbst die in Issoudun und der Umgegend angelegten Gelder flüssig zu machen. Der erste Notar von Bourges empfing den Besuch Rougets, der ihn bat, ihm ein Darlehn von hundertundvierzigtausend Franken auf seinen Grundbesitz zu verschaffen. In Issoudun erfuhr man von diesen so heimlich und so geschickt unternommenen Schritten nichts. Max konnte als guter Reiter zwischen fünf Uhr morgens und fünf Uhr abends nach Bourges und zurück reiten, und Flora ließ den alten Junggesellen nicht mehr allein. Vater Rouget hatte ohne jedes Sträuben zu der von Flora vorgeschlagenen Transaktion sein Ja gegeben, aber er wollte nur die Nutznießung der fünfzigtausend Franken Rente auf den Namen des Fräulein Brazier eintragen lassen, während der Besitz auf seinem Namen bleiben sollte. Die Zähigkeit, die der Greis in dem häuslichen Kampf entfaltete, der die Folge dieser Angelegenheit war, verursachte Max lebhafte Sorgen, denn er glaubte darin schon Überlegungen zu erkennen, die der Anblick der natürlichen Erben angeregt hatte.

Unter diesen großen Ereignissen, die Max den Augen der Stadt verbergen wollte, vergaß er den Kornhändler.

Fario traf nach vielen Reisen und Machenschaften, die den Preis der Getreide in die Höhe schrauben sollten, schließlich Anstalten, seine Lieferungen auszuführen. Nun sah er am Tage nach seiner Rückkehr, daß das Dach der Kapuzinerkirche ganz schwarz voll Tauben saß, denn er wohnte gegenüber. Er fluchte auf sich selber, weil er vergessen hatte, das Dach nachsehen zu lassen, und ging sofort in sein Magazin, wo er die Hälfte seines Getreides aufgezehrt fand. Ungeheure Mengen von Mäuse- und Rattenkot offenbarten ihm eine zweite Ursache des Unheils. Die Kirche war eine Arche Noah. Aber weiß wie Leinen wurde der Spanier vor Wut, als er bei dem Versuch, die Größe seines Verlustes und des Schadens zu ermessen, bemerkte, daß unten alles Korn gekeimt hatte, und zwar, weil Max auf den Gedanken gekommen war, mit Hilfe eines Weißblechrohrs eine gewisse Anzahl Kannen Wassers ins Herz der Getreidehaufen einzuführen. Die Tauben, die Ratten ließen sich mit dem tierischen Instinkt erklären, aber in diesem Zug verriet sich die Hand des Menschen. Fario setzte sich in einer Kapelle auf die Stufe eines Altars und stützte den Kopf in die Hand. Nach einer halben Stunde spanischer Überlegungen sah er, wie das Eichhörnchen, das der junge Goddet ihm durchaus hatte zum Pensionär geben wollen, mit seinem Schwanz auf dem Querbalken hinlief, der den Dachbaum trug. Der Spanier stand kühl auf und zeigte seinem Knecht ein Gesicht, das so ruhig war wie das eines Arabers. Fario beklagte sich nicht; er ging nach Hause; dann mietete er ein paar Arbeiter, um das noch gute Korn in Säcke packen und das feuchte in der Sonne ausbreiten zu lassen, damit er wenigstens soviel rettete, wie zu retten noch möglich war. Als er dann seinen Verlust auf drei Fünftel des Ganzen abgeschätzt hatte, dachte er an seine Lieferungen. Da aber seine Machenschaften eine Preis-

steigerung zur Folge gehabt hatten, so setzte er noch zu, als er die fehlenden drei Fünftel kaufen mußte; so betrug denn im ganzen sein Verlust mehr als die Hälfte. Der Spanier, der keine Feinde hatte, schrieb Gilet diese Rache zu, und ohne sich zu täuschen. Es war für ihn erwiesen, daß Max und ein paar andere, die einzigen Urheber der nächtlichen Streiche, sicherlich auch seinen Wagen zum Turm hinaufgeschafft und sich ein Vergnügen daraus gemacht hatten, ihn zu ruinieren: es handelte sich denn auch wirklich um etwa tausend Taler, fast das ganze Kapital, das Fario seit dem Frieden mühsam verdient hatte. Von dem Gedanken an die Rache erfüllt, entfaltete dieser Mann die ganze Beharrlichkeit und Schlauheit eines Spions, dem man eine hohe Belohnung versprochen hat. Er legte sich in Issoudun nachts in den Hinterhalt, und zuletzt erhielt er den Beweis für die Seitensprünge der Ritter des Müßiggangs: er sah sie, er zählte sie, er spürte ihre Stelldicheins und ihre Bankette bei der Cognette auf; und schließlich versteckte er sich, um Zeuge eines ihrer Streiche zu werden, und so erforschte er ihre nächtlichen Sitten.

Trotz seiner Besorgungen und seiner Geschäftigkeit wollte Max die nächtlichen Abenteuer nicht vernachlässigen, einesteils, damit das Geheimnis von der großen Transaktion, die man mit dem Vermögen des Vaters Rouget vornahm, nicht ruchbar würde, und dann, um seine Freunde stets in Atem zu halten. Nun waren die Ritter übereingekommen, wieder einen jener Streiche zu spielen, von denen man ganze Jahre hindurch sprach: sie wollten in einer einzigen Nacht alle Wachhunde der Stadt und der Vororte umbringen. Fario hörte, als sie aus der Kneipe der Cognette kamen, wie sie sich im voraus zu dem Erfolg beglückwünschten, den dieser Streich haben würde; denn dieses neue Blutbad unter den Unschuldigen mußte

allgemeine Trauer wecken. Und welche Befürchtungen mußte nicht ein solcher allgemeiner Mord erregen, da er finstere Absichten auf die der Wächter beraubten Häuser zu verraten schien? „Darüber wird Fario vielleicht seinen Karren vergessen!“ sagte der junge Goddet. Fario hatte dieses Wort nicht mehr nötig, das seinen Verdacht noch bestätigte; sein Entschluß war gefaßt.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt erkannten Agathe und Frau Hochon, daß der alte Geizhals mit seinen Reflexionen recht gehabt hatte: es bedurfte mehrerer Jahre, um den Einfluß zu brechen, den die Krebsfischerin und Max über ihren Bruder gewonnen hatten. Agathe hatte in der Vertraulichkeit mit Jean Jacques, den sie nie allein hatte sprechen können, keinerlei Fortschritt gemacht. Im Gegenteil, Fräulein Brazier triumphierte über die Erben, indem sie Agathe im Wagen spazieren fuhr, wo sie mit ihr auf dem Rücksitz saß, während sie Herrn Rouget und seinen Neffen gegenüber hatten. Mutter und Sohn erwarteten voll Ungeduld eine Antwort auf den vertraulichen Brief, den sie an Desroches geschrieben hatten. Nun erhielt Joseph, der sich in Issoudun zu Tode langweilte, am Tage vor der Vergiftung der Hunde zwei Briefe, einen von dem großen Maler Schinner, dessen Jugend eine engere, vertrautere Freundschaft zuließ, als sie ihn mit Gros, ihrem Lehrer, verband, und den zweiten von Desroches. Der erste, der in Beaumont-sur-Oise abgestempelt war, lautete also:

„Mein lieber Joseph! Ich habe die wichtigsten Gemälde im Schloß zu Presles für den Grafen von Sérizy beendet. Die Umrahmungen, die dekorativen Malereien habe ich gelassen; und ich habe Dich dem Grafen und dem Architekten Grindot so sehr empfohlen, daß Du nur Deine Pinsel zu nehmen und zu kommen brauchst. Die Preise sind so gestellt, daß Du zufrieden sein wirst. Ich breche

mit meiner Frau nach Italien auf, Du kannst also Mistrigis haben, der Dir helfen wird. Dieser junge Schlingel hat Talent, ich halte ihn zu Deiner Verfügung. Er zappelt schon wie ein Bajazzo, denn er hofft, sich auf dem Schloß von Presles zu amüsieren. Adieu, mein lieber Joseph; wenn ich fehle, wenn ich nichts auf die nächste Ausstellung schicke, so wirst Du mich ersetzen! Ja, lieber Jojo, Dein Bild, dessen bin ich sicher, ist ein Meisterwerk, aber ein Meisterwerk, das entrüstete Schreie wider die Romantik wecken wird, und Du bereitest Dir das Leben eines Teufels im Weihbecken vor. Schließlich ist das Leben ein Kampf. Was treibst Du denn in Issoudun? Adieu.

Dein Freund

Schinner."

Der von Desroches lautete also:

„Mein lieber Joseph! Dieser Herr Hochon scheint mir ein sehr verständiger Greis zu sein, und Du hast mir die beste Meinung von seinem Verstande beigebracht: er hat ganz recht. Deshalb ist mein Rat, da Du um ihn bittest, daß Deine Mutter in Issoudun bei Frau Hochon bleibt, indem sie eine bescheidene Pension zahlt, vielleicht vierhundert Franken jährlich, um ihre Gastgeber für die Ernährung schadlos zu halten. Frau Bridau muß sich meiner Meinung nach ganz von den Ratschlägen des Herrn Hochon leiten lassen. Aber Deine ausgezeichnete Mutter wird sehr viele Bedenken haben, während ihre Gegner, deren Verhalten ein Meisterwerk der Politik ist, gar keine haben. Dieser Maxence ist gefährlich, und Du hast sehr recht: ich sehe in ihm einen Menschen, der ganz bedeutend stärker ist als Philipp. Dieser Schlingel läßt seine Laster seinem Fortkommen dienen und amüsiert sich nicht umsonst, wie Dein Bruder, dessen Torheiten ihm nie genützt haben. Alles, was Du mir sagst, erschreckt mich, denn ich werde nicht viel ausrichten, wenn ich

nach Issoudun gehe. Wenn Herr Hochon hinter Deiner Mutter versteckt bleibt, so kann er Euch nützlicher sein als ich. Du selbst kannst nach Hause fahren, Du taugst zu nichts in dieser Angelegenheit, in der beständige Aufmerksamkeit, genaueste Beobachtung, diensteifrige Hingebung, größte Vorsicht im Wort und eine Verstellung in den Gesten not tun, wie sie allen Künstlern antipathisch sind. Wenn man Euch sagt, daß noch kein Testament gemacht ist, so haben sie schon seit langem eins, das glaube nur ruhig. Aber Testamente kann man widerrufen, und solange Dein Onkel, der Dummkopf, lebt, kann er sicherlich der Wirkung der Gewissensbisse und der Religion erliegen. Eure Erbschaft wird das Ergebnis eines Kampfes zwischen der Kirche und der Krebsfischerin sein. Ohne Zweifel wird der Augenblick kommen, in dem diese Frau nichts über den guten Mann vermag, und dann wird die Religion allmächtig sein. Solange Dein Onkel nicht zu Lebzeiten Schenkungen macht, und solange er die Art seines Besitzes nicht ändert, solange ist in dem Augenblick, in dem die Religion die Oberhand gewinnt, alles möglich. Daher mußt Du auch Herrn Hochon bitten, das Vermögen Deines Onkels, soviel er nur kann, zu überwachen. Es handelt sich darum, ob der Grundbesitz verpfändet und wie und auf wessen Namen das Geld angelegt ist. Es ist so leicht, einem alten Mann Befürchtungen für sein Leben einzuflößen, falls er sich seines Besitzes zugunsten Fremder entäußert, daß ein nur etwas schlauer Erbe einer Beraubung von allem Anfang an ein Ziel setzen könnte. Aber wird Deine Mutter bei ihrer Unkenntnis der Welt, bei ihrer Uneigennützigkeit und bei ihren religiösen Ideen eine derartige Intrige leiten können? ... Kurz, ich kann Euch nur aufklären. Alles, was Ihr bisher getan habt, mußte warnen, und vielleicht richten sich Eure Gegner danach! ..."

„Das nenne ich eine Konsultation in aller Form," rief Herr Hochon, der stolz darauf war, von einem Pariser Anwalt gelobt zu werden. „O, Desroches ist ein famoser Kerl," erwiderte Joseph. „Es wäre nicht nutzlos, diesen Brief den beiden Frauen zu geben," sagte der alte Geizhals. „Hier ist er," versetzte der Künstler. „Ich selbst will morgen aufbrechen, und ich will hingehen, meinem Onkel Lebewohl zu sagen." „Ah!" sagte Herr Hochon, „Herr Desroches bittet Sie im Postskriptum, den Brief zu verbrennen." „Verbrennen Sie ihn, nachdem Sie ihn meiner Mutter gezeigt haben," sagte der Maler.

Joseph Bridau zog sich an, ging über den kleinen Platz und trat bei seinem Onkel ein, der eben sein Frühstück beendete. Max und Flora saßen am Tisch. „Laß dich nicht stören, mein lieber Onkel, ich komme nur, um dir Lebewohl zu sagen." „Sie reisen ab?" fragte Max, indem er mit Flora einen Blick tauschte. „Ja, ich habe Arbeiten im Schloß des Grafen Sérizy; ich habe es damit um so eiliger, als des Grafen Arm lang genug ist, um meinem armen Bruder vor dem Pairshof nützlich zu sein." „Nun, arbeite," sagte der gute Rouget, der Joseph außerordentlich verändert erschien, mit alberner Miene. „Man muß arbeiten ... Es tut mir leid, daß du gehst ..." „O, meine Mutter bleibt noch einige Zeit," erwiderte Joseph. Max machte eine Bewegung mit den Lippen, die die Krebsfischerin bemerkte, und die etwa sagen sollte: „Sie wollen den Plan befolgen, von dem Baruch mir gesprochen hat."

„Ich bin recht glücklich, daß ich mitgekommen bin," sagte Joseph, „denn ich habe das Vergnügen gehabt, dich kennen zu lernen, und dann hast du mein Atelier bereichert ..." „Ja," sagte die Krebsfischerin, „statt Ihren Onkel über den Wert seiner Bilder aufzuklären, die man auf über hunderttausend Franken schätzt, haben Sie sie schleunigst nach Paris geschickt. Der gute, arme

Mann! Er ist wie ein Kind!... Man hat uns soeben in Bourges gesagt, es wäre ein kleiner Putz ... wie heißt er doch?... Poussin darunter, der vor der Revolution im Chor der Kathedrale gehangen hätte, der sei allein dreißigtausend Franken wert ...“ „Das ist nicht recht, lieber Neffe,“ sagte der Greis auf einen Wink Gilets, den Joseph nicht bemerken konnte. „Also, einmal offen,“ fuhr der Soldat lachend fort, „auf Ihre Ehre, was meinen Sie, was sind Ihre Bilder wert? Bei Gott! Sie haben Ihren Onkel gerupft! Sie waren im Recht: ein Onkel ist dazu da, daß man ihn plündert! Mir hat die Natur einen Onkel versagt; aber, zum Henker, wenn ich einen hätte, ich hätte ihn auch nicht geschont.“ „Wußten Sie,“ fragte Flora Rouget, „wieviel Ihre Bilder wert waren? .. Wieviel sagten Sie doch, Herr Joseph?“ „Aber“, erwiderte der Maler, der rot wurde wie eine rote Rübe, „die Bilder sind schon einiges wert.“ „Man sagt, Sie hätten sie vor Herrn Hochon auf hundertundfünfzigtausend Franken geschätzt,“ sagte Flora; „ist das wahr?“ „Ja,“ sagte der Maler, der ehrlich war wie ein Kind. „Und hatten Sie die Absicht,“ fragte Flora den guten Alten, „Ihrem Neffen hundertundfünfzigtausend Franken zu schenken?“ „Nie, nie!“ sagte der Greis unter Floras festem Blick. „Es gibt einen Weg, all das zu ordnen, lieber Onkel,“ sagte Joseph: „ich werde sie dir zurückgeben.“ „Nein, nein, behalte sie,“ sagte der Greis. „Ich werde sie dir zurückschicken,“ fuhr der Maler fort, den das beleidigende Schweigen Maxence Gilets und Flora Braziers verletzte. „Ich habe meine Pinsel, um mir ein Vermögen zu schaffen, ohne irgend jemandem etwas zu verdanken, selbst meinem Onkel ... Ich begrüße Sie, gnädiges Fräulein. Guten Tag, Herr Kommandant ...“

Joseph kehrte in einem Zustand der Gereiztheit, den alle Künstler sich ausmalen können, über den Platz

zurück. Die ganze Familie Hochon saß im Salon. Als man Joseph gestikulieren und mit sich selber reden sah, fragte man ihn, was er hätte. In Gegenwart von Baruch und Franz erzählte der Maler offen und arglos die Szene, die in zwei Stunden zum Gesprächsthema der ganzen Stadt wurde, und jeder schmückte sie mit mehr oder minder komischen Zutaten. Einige behaupteten, der Maler sei von Max übel angefahren worden; andere, er habe sich Fräulein Brazier gegenüber schlecht aufgeführt, und Max habe ihn vor die Tür gesetzt.

„Was für ein Kind Ihr Sohn ist!" sagte Hochon zu Frau Bridau. „Der Gimpel hat sich durch eine Szene täuschen lassen, die man ihm für seinen Abschied aufsparte. Seit vierzehn Tagen kannten Max und die Krebsfischerin den Wert der Bilder, seit er nämlich dumm genug war, ihn hier vor meinen Enkeln zu nennen; die hatten natürlich nichts Dringenderes zu tun, als aller Welt davon zu reden. Ihr Künstler hätte unvermerkt abreisen müssen." „Mein Sohn tut recht daran, die Gemälde zurückzugeben, wenn sie einen so hohen Wert besitzen," sagte Agathe. „Wenn sie seiner Meinung nach zweihunderttausend Franken wert sind," sagte der alte Hochon, „so ist es eine Dummheit, daß er sich der Möglichkeit aussetzt, sie zurückgeben zu müssen; denn Sie hätten wenigstens diesen Teil der Erbschaft sicher gehabt; so aber, wie die Dinge stehen, werden Sie nichts erhalten! . . . Und das Ganze ist fast ein Grund für Ihren Bruder, Sie nicht mehr zu empfangen . . ."

Zwischen Mitternacht und ein Uhr begannen die Ritter vom Müßiggang, den Hunden der Stadt unentgeltliches Futter zu verabreichen. Dieser denkwürdige Streifzug war erst gegen drei Uhr morgens beendet; dann gingen die Halunken zu der Cognette, um ihr Nachtmahl einzunehmen. Um halb fünf kehrten sie in der Dämmerung nach Hause zurück. Doch in dem Augenblick, als Max um

die Rue de l'Avenier bog, um die Grand' Rue entlang zu gehen, versetzte ihm Fario, der sich in einer Nische versteckt hielt, genau ins Herz einen Messerstich. Dann zog er die Klinge zurück und entfloh durch die Gräben von Vilatte, wo er sein Messer mit dem Taschentuch abwischte. Er ging an die Rivière-Forcée, um sein Taschentuch dort zu waschen, und kehrte ruhig nach Saint-Paterne zurück, wo er sich schlafen legte, nachdem er in ein Fenster gestiegen war, das er nur angelehnt hatte. Am Morgen weckte ihn sein neuer Knecht, der ihn im tiefsten Schlafe fand.

Im Sturz stieß Max einen furchtbaren Schrei aus, den niemand mißverstehen konnte. Lousteau-Prangin, der Sohn eines Richters, der mit der Familie des ehemaligen Subdelegierten entfernt verwandt war, und der junge Goddet, der am unteren Ende der Grand' Rue wohnte, kehrten laufend um, indem sie zueinander sagten: „Man tötet Max! . . . Zu Hilfe!" Aber kein Hund bellte; und da jedermann die nächtlichen Übeltäter kannte, so stand niemand auf. Als die beiden Ritter Max erreichten, war er in Ohnmacht gefallen. Man mußte den alten Herrn Goddet wecken.

Max hatte Fario gar wohl erkannt; aber als er um fünf Uhr morgens wieder zur Besinnung kam und sich von mehreren Leuten umringt sah, als er fühlte, daß seine Wunde nicht tödlich sein konnte, blitzte ihm auf, daß er aus diesem Überfall Nutzen ziehen konnte, und mit kläglicher Stimme rief er aus: „Ich glaube, ich habe die Augen und das Gesicht dieses verdammten Malers gesehen! . . ."

Daraufhin lief Lousteau-Prangin schleunigst zu seinem Vater, dem Untersuchungsrichter. Max wurde vom Vater Cognet, von dem jungen Goddet und zwei gemieteten Leuten nach Hause getragen; die Cognette und der alte Goddet gingen zu seinen Seiten. Er lag auf einer Matratze,

die auf zwei Stangen ruhte. Herr Goddet wollte nicht eingreifen, bevor Max nicht im Bett lag. Alle, die den Verwundeten trugen, blickten unwillkürlich, während Kouski aufstand, auf die Tür des Herrn Hochon, und dort sahen sie das Dienstmädchen fegen. Bei dem alten Mann öffnete man wie in den meisten Häusern der Provinz die Tür sehr zeitig. Das einzige Wort, das Max gesprochen hatte, hatte Verdacht geweckt, und der alte Herr Goddet rief: „Gritte, ist Herr Joseph Bridau im Bett?“ „Ah ja,“ sagte sie, „der ist seit halb fünf unterwegs; er ist die ganze Nacht hindurch im Zimmer auf und ab gegangen; ich weiß nicht, was er hatte.“ Diese naive Antwort rief ein Murmeln des Grauens hervor, und es wurden Ausrufe laut, die das Mädchen herüberlockten, zumal sie ziemlich neugierig war, was man so zum Vater Rouget tragen mochte. „Das ist ja ein sauberer Bursche, euer Maler!“ sagte man. Und die Gruppe zog hinein und ließ die Dienerin entsetzt zurück: sie hatte Max im Sterben mit blutigem Hemd auf der Matratze liegen sehen.

Was Joseph hatte, und was ihn die ganze Nacht hindurch erregte, das können die Künstler sich denken: er sah, daß er das Gesprächsthema der ganzen Stadt war. Man hielt ihn für einen Betrüger, für etwas ganz anderes, als was er sein wollte, nämlich ein ehrlicher Bursche, ein tüchtiger Künstler! Ach, er hätte sein letztes Bild dafür hingegeben, wenn er hätte wie eine Schwalbe nach Paris fliegen und Max die Bilder seines Onkels ins Gesicht werfen können. Der Beraubte sein und für den Räuber gelten!... Welch ein Hohn! Daher war er auch gleich früh morgens in die Pappelallee geeilt, die nach Tivoli führte, um seiner Aufregung freien Lauf lassen zu können. Während dieser unschuldige junge Mann sich zum Trost versprach, nie wieder in diese Stadt zurückzukehren, bereitete Max ihm einen Schimpf, der für empfindliche

Seelen grauenhaft ist. Als der alte Herr Goddet die Wunde untersucht hatte und erkannte, daß das Messer durch eine kleine Brieftasche abgelenkt worden war, tat er, was alle Ärzte und besonders die Chirurgen der Provinz zu tun pflegen: er gab sich den Anschein der Wichtigkeit, indem er sich ‚noch nicht für Max verbürgte'. Als er dann den boshaften Kriegsknecht verbunden hatte, ging er. Jener Spruch der Wissenschaft war der Krebsfischerin, Jean Jacques Rouget, Kouski und Vedie mitgeteilt worden. Die Krebsfischerin kehrte zu ihrem teuren Max zurück; sie schwamm in Tränen, während Kouski und Vedie den Leuten, die sich vor der Tür sammelten, die Auskunft gaben, daß der Kommandant so gut wie verloren sei. Diese Nachricht hatte zur Folge, daß sich etwa zweihundert Personen auf der Place Saint-Jean und in den beiden anstoßenden Straßen gruppierten.

„Ich brauche keinen Monat im Bett zu bleiben, und ich weiß, wer den Stich geführt hat," sagte Max zu der Krebsfischerin. „Aber wir wollen ihn ausnutzen, um die Pariser los zu werden. Ich habe schon gesagt, ich glaubte, den Maler erkannt zu haben; also tu, als müßte ich sterben, und sieh zu, daß Joseph Bridau verhaftet wird; er soll mir zwei Tage das Gefängnis kosten. Ich glaube die Mutter zur Genüge zu kennen, um überzeugt zu sein, daß sie mit ihrem Maler hui-hui nach Paris reist. Dann haben wir die Priester nicht mehr zu fürchten, die man auf unseren Dummkopf loslassen wollte."

Als Flora Brazier hinunter stieg, fand sie die Menge sehr bereit, den Eindrücken zu folgen, die sie ihr geben wollte; sie zeigte sich mit Tränen in den Augen und bemerkte schluchzend, der Maler, der übrigens ‚ganz danach aussehe', hätte sich am Abend zuvor wegen der Bilder, um die er den Vater Rouget gerupft hatte, heftig mit Max gezankt. „Dieser Räuber, denn man braucht ihn

ja nur anzusehen, so kennt man ihn, glaubt, wenn Max nicht wäre, so würde sein Onkel ihm sein Vermögen hinterlassen; als ob", sagte sie, „ein Bruder einem nicht näher stände als ein Neffe! Max ist der Sohn des Doktor Rouget. Der Alte hat es mir gesagt, bevor er starb . . ."

„Ah, den Streich hat er beim Abgang spielen wollen; er hat es sich gut ausgerechnet; er reist ja heute," sagte einer der Ritter des Müßiggangs. „Max hat keinen einzigen Feind in Issoudun," sagte ein anderer. „Und dann hat Max den Maler erkannt," sagte die Krebsfischerin. „Wo ist der verdammte Pariser? . . . Auf die Suche! . . ." rief man. „Auf die Suche!" erwiderte man; „er hat Herrn Hochons Haus schon in der Dämmerung verlassen."

Ein Ritter des Müßiggangs eilte alsbald zu Herrn Mouilleron. Die Menge wuchs immerfort, und das Gewirr der Stimmen wurde bedrohlich. Lebhafte Gruppen versperrten die ganze Grande-Narette; andere standen vor der Kirche des heiligen Johannes. Ein Auflauf hielt die Porte Vilatte besetzt, die Stelle, an der die Petite-Narette ihr Ende erreichte. Man konnte weder unterhalb noch oberhalb der Place Saint-Jean mehr durchkommen; man hätte das Ganze für das Gefolge einer Prozession halten können. Daher hatten denn auch die Herren Lousteau-Prangin und Mouilleron, der Polizeikommissar, der Gendarmerieleutnant und sein Brigadier, den zwei Gendarmen begleiteten, einige Mühe, auf die Place Saint-Jean zu kommen, die sie durch ein Spalier von Leuten erreichten. Ihr Schreien und Rufen konnte und mußte sie gegen den so ungerechterweise angeklagten Pariser einnehmen, zumal die Umstände gegen ihn sprachen.

Nach einer Besprechung zwischen Max und den Beamten entsandte Herr Mouilleron den Polizeikommissar und den Brigadier mit einem Gendarmen zur Prüfung des Schauplatzes der Tat, wie man in der Polizeisprache sagt.

Dann gingen die Herren Mouilleron und Lousteau-Prangin, begleitet von dem Gendarmerieleutnant, aus dem Hause des Vaters Rouget in das des Herrn Hochon hinüber, das am Ende des Gartens von zwei Gendarmen bewacht wurde und von zwei weiteren an der Tür. Die Menge wuchs immer noch. Die ganze Stadt war in der Grand' Rue in Aufregung.

Gritte war schon ganz entsetzt zu ihrem Herrn gestürzt und hatte zu ihm gesagt: „Gnädiger Herr, sie werden uns plündern! ... Die ganze Stadt ist in Aufruhr! Herr Maxence ist ermordet worden, er liegt im Sterben ... und man sagt, Herr Joseph habe den Stich geführt!“

Herr Hochon zog sich schnell an und stieg hinab; aber vor dem wütenden Pöbel war er jählings zurückgewichen und hatte seine Tür verriegelt. Nachdem er Gritte verhört hatte, wußte er, daß sein Gast mit dem Tagesgrauen ausgegangen und die ganze Nacht hindurch in großer Erregung auf und ab geschritten war; er war noch nicht wieder zu Hause. Entsetzt eilte er zu Frau Hochon, die der Lärm schon geweckt hatte, und teilte ihr die furchtbare Nachricht mit, die, sie mochte wahr oder falsch sein, ganz Issoudun auf der Place Saint-Jean in Aufruhr versetzte.

„Er ist sicher unschuldig!“ sagte Frau Hochon. „Aber bis seine Unschuld erkannt wird, kann man hier eindringen und uns plündern,“ sagte Herr Hochon, der leichenblaß geworden war, denn er hatte Gold im Keller. „Und Agathe?“ „Die schläft wie ein Murmeltier!“ „Ach, um so besser,“ sagte Frau Hochon; „ich wollte, sie schliefe die ganze Zeit hindurch, bis sich alles aufklärt. Ein solcher Schlag könnte die arme Kleine töten!“

Aber Agathe erwachte und stieg, kaum angekleidet, hinab, denn das Schweigen der Magd, die sie fragte, hatte ihr Kopf und Herz in Verwirrung gebracht. Sie fand

Frau Hochon blaß und mit Tränen in den Augen neben ihrem Gatten an einem der Fenster des Saals.

„Mut, meine Kleine! Gott schickt uns unsere Heimsuchungen," sagte die alte Frau. „Man beschuldigt Joseph . . ." „Wessen?" „Einer schlimmen Handlung, die er nicht begangen haben kann," erwiderte Frau Hochon.

Als Agathe diese Worte hörte und den Gendarmerieleutnant mit den Herren Mouilleron und Lousteau-Prangin eintreten sah, wurde sie ohnmächtig.

„Kommt," sagte Herr Hochon zu seiner Frau und Gritte, „führt Frau Bridau hinaus; Frauen können unter solchen Umständen nur stören . . . Geht beide mit ihr in dein Zimmer . . . Setzen Sie sich, meine Herren," sagte der Greis. „Der Irrtum, der uns Ihren Besuch einträgt, wird sich, so hoffe ich, bald aufklären." „Selbst wenn ein Irrtum vorläge," erwiderte Herr Mouilleron, „so ist die Erbitterung in dieser Menge so stark, und die Köpfe sind so erregt, daß ich für den Angeklagten fürchte . . . Ich möchte ihn in den Justizpalast bringen, um die Gemüter zu beruhigen." „Wer hätte geahnt, welcher Liebe Herr Maxence Gilet sich erfreut? . . ." sagte Lousteau-Prangin. „In diesem Augenblick strömen zwölfhundert Menschen aus dem Römischen Viertel herbei, sagt mir soeben einer meiner Leute," bemerkte der Gendarmerieleutnant, „und sie schreien nach Rache." „Wo ist Ihr Gast denn?" fragte Herr Mouilleron Herrn Hochon. „Er geht in den Feldern spazieren, glaube ich . . ." „Rufen Sie Gritte zurück," sagte der Untersuchungsrichter ernst; „ich hatte gehofft, Herr Bridau würde das Haus nicht verlassen haben. Sie wissen doch ohne Zweifel, daß das Verbrechen nur wenige Schritte von hier entfernt und in der Dämmerung begangen worden ist?"

Während Herr Hochon ging, um Gritte zu holen, tauschten die drei Beamten bedeutsame Blicke. „Das

Gesicht dieses Malers hat mir nie gefallen,“ sagte der Leutnant zu Herrn Mouilleron.

„Mein Kind,“ fragte der Richter, als er Gritte eintreten sah, „ich höre, du hast Herrn Joseph Bridau heute morgen ausgehen sehen?“ „Ja, Herr,“ antwortete sie· sie zitterte wie ein Espenblatt. „Um welche Zeit?“ „Gleich, als ich aufgestanden war; er ist die ganze Nacht in seinem Zimmer auf und ab gegangen, und er war schon angezogen, als ich herunter kam.“ „War es schon Tag?“ „Es dämmerte.“ „Er sah aufgeregt aus?“ „Ja, wahrhaftig, er ist mir ganz sonderbar vorgekommen.“ „Lassen Sie mir durch einen Ihrer Leute meinen Amtsschreiber kommen,“ sagte Lousteau-Prangin zu dem Leutnant „und er soll Verhafts ....“ „Mein Gott! Übereilen Sie sich nicht!“ sagte Herr Hochon. „Die Aufregung des jungen Mannes läßt sich auf andere Art und Weise erklären als durch den Plan zu einem Verbrechen: er bricht heute in einer Sache nach Paris auf, in der Gilet und Fräulein Brazier seine Ehrlichkeit angezweifelt hatten.“ „Ja, die Geschichte mit den Bildern,“ sagte Herr Mouilleron; „die war gestern der Gegenstand eines recht lebhaften Streites, und man sagt, die Künstler sind Hitzköpfe.“ „Wer hatte in ganz Issoudun ein Interesse daran, Maxence zu töten?“ fragte Lousteau. „Niemand. Kein eifersüchtiger Gatte noch irgend jemand sonst; denn der Bursche hat niemandem je etwas zu Leide getan.“ „Aber was trieb denn Herr Gilet um halb fünf in den Straßen von Issoudun?“ fragte Herr Hochon. „Halt! Herr Hochon,“ erwiderte Mouilleron, „lassen Sie uns tun, was unseres Amtes ist. Sie wissen nicht alles: Max hat Ihren Maler erkannt ...“

In diesem Augenblick kam vom Ende der Stadt her ein Geschrei, und während es wie das Rollen eines Donnerschlags die Grande-Narette entlang lief, wuchs es immer

mehr. „Da ist er! Da ist er! Er ist verhaftet!...“ Diese Worte lösten sich deutlich von dem Untergrund eines furchtbaren Volksaufruhrs ab. Wirklich wurde der arme Joseph, der ruhig über die Mühle von Landrôle nach Hause zurückkehrte, um zum Frühstück da zu sein, als er die Place Misère erreichte, von allen Gruppen zugleich bemerkt. Es war ein Glück für ihn, daß zwei Gendarmen in vollem Lauf herbeigeeilt kamen, um ihn den Leuten vom Römischen Viertel zu entreißen, die ihn schon schonungslos an den Armen gepackt hatten und nach Rache schrien.

„Platz! Platz!“ riefen die Gendarmen, die zwei ihrer Gefährten herbeiriefen, damit einer vor und einer hinter Bridau herging. „Sehen Sie, Herr,“ sagte einer von denen, die ihn hielten, zu dem Maler, „im Augenblick handelt es sich ebensosehr um unsere Haut wie um Ihre. Unschuldig oder schuldig, wir müssen Sie gegen den Aufruhr schützen, den die Ermordung des Kommandanten Gilet verursacht hat; das Volk hier beschuldigt Sie nicht nur, es hält Sie steif und fest für den Mörder. Die Leute da beten Herrn Gilet an; sehen Sie nur hin, sie scheinen ganz danach angetan, sich selber Recht zu verschaffen. Ach, wir haben's erlebt, wie sie 1830 die Steuerbeamten geklopft haben; für die war das kein Fest, das können Sie mir glauben!“

Joseph Bridau wurde bleich wie ein Sterbender; er raffte all seine Kräfte zusammen, um nur gehen zu können. „Schließlich“, sagte er, „bin ich unschuldig. Vorwärts!...“ Und er erlebte seine Kreuztragung, der Maler! Er mußte Schreie, Schmähungen, Drohungen hinnehmen, als er den furchtbaren Weg von der Place Misère bis zur Place Saint-Jean zurücklegte. Die Gendarmen mußten gegen die wütende Menge den Säbel ziehen, denn man bewarf sie mit Steinen. Man hätte sie fast verwundet, und einige Geschosse erreichten Josephs Beine, Schultern und Hut.

„Da sind wir!“ sagte einer der Gendarmen, als sie in Herrn Hochons Saal eintraten. „Das war nicht so leicht, Herr Leutnant.“ „Jetzt handelt es sich darum, diese Volksmenge auseinander zu treiben, und ich sehe nur eine Möglichkeit, meine Herren,“ wandte sich der Offizier an die Beamten: „wir müssen Herrn Bridau in Ihrer Mitte in den Justizpalast überführen; ich werde mit meinen Gendarmen einen Ring um Sie schließen. Man kann für nichts bürgen, wenn man sechstausend Rasenden gegenüber steht...“ „Sie haben recht,“ sagte Herr Hochon, der immer noch für sein Gold zitterte. „Wenn das die beste Art ist, in Issoudun die Unschuld zu schützen,“ bemerkte Joseph, „so mache ich Ihnen mein Kompliment. Ich bin fast schon gesteinigt worden...“ „Wollen Sie zusehen, daß man das Haus Ihres Gastgebers stürmt und plündert?“ sagte der Leutnant. „Können wir mit unseren Säbeln einer Menschenflut Widerstand leisten, die vorwärts gedrängt wird von einem gereizten Pöbelhaufen, und in der niemand die Formen der Rechtsprechung kennt?...“ „Nur vorwärts! meine Herren, wir werden uns nachher auseinandersetzen,“ sagte Joseph, der seine ganze Kaltblütigkeit zurückgewann. „Platz, meine Freunde!“ rief der Leutnant; „er ist verhaftet, wir führen ihn ins Gefängnis!“ „Achtung vor der Justiz, meine Freunde!“ rief Herr Mouilleron. „Wollt ihr ihn nicht lieber auf der Guillotine sehen?“ fragte einer der Gendarmen eine drohende Gruppe. „Ja, ja,“ rief ein Wütender, „man soll ihn guillotinieren!“ „Man soll ihn guillotinieren!“ riefen die Frauen.

Am Ende der Grande-Narette sagte man untereinander: „Man führt ihn auf die Guillotine! Man hat das Messer bei ihm gefunden!“ „O, der Halunke!“ „So sind die Pariser!“ „Der trug ja das Verbrechen auf der Stirn geschrieben!“

I

Obgleich Joseph all sein Blut in den Kopf stieg, legte er den Weg von der Place Saint-Jean bis zum Justizpalast mit bemerkenswerter Ruhe und Haltung zurück. Nichtsdestoweniger war er glücklich, als er endlich im Arbeitszimmer des Herrn Lousteau-Prangin war. „Ich glaube," sagte er, indem er sich an Herrn Mouilleron, Herrn Lousteau-Prangin und den Amtsschreiber wandte, „ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, meine Herren, daß ich unschuldig bin. Ich kann Sie nur bitten, mir bei dem Nachweis meiner Unschuld behilflich zu sein. Ich weiß nichts von der ganzen Sache." Als der Richter ihm alle Verdachtsmomente dargelegt hatte, die auf ihm lasteten, indem er mit Gilets Erklärung schloß, war er vernichtet. „Aber", sagte er, „ich bin erst nach fünf Uhr aus dem Hause gegangen; ich habe den Weg durch die Grand' Rue eingeschlagen, und um halb sechs sah ich mir die Fassade Ihrer Saint-Cyr-Kirche an. Ich habe da mit dem Küster gesprochen, der kam, um das Angelus zu läuten, und ich habe ihn um Auskunft über den Bau gebeten, der mir sonderbar und unvollendet scheint. Dann bin ich über den Gemüsemarkt gegangen, wo schon Marktfrauen saßen. Von dort bin ich über die Place Misère und den Pont aux Anes zur Mühle von Landrôle geschlendert, wo ich fünf oder sechs Minuten ruhig den Enten zugeschaut habe; die Müllerburschen müssen mich bemerkt haben. Ich habe dort auch Frauen gesehen, die zum Waschtrog gingen; sie müssen noch dort sein; sie lachten über mich und sagten, ich sei nicht gerade schön; ich gab ihnen zurück, in den Austern, die auch nicht schön wären, steckten Perlen. Dann bin ich auf der großen Allee bis Tivoli spazieren gegangen und habe dort mit dem Gärtner geplaudert . . . Lassen Sie diese Tatsachen untersuchen und setzen Sie mich nicht ins Gefängnis, denn ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihr

Zimmer nicht eher zu verlassen, als bis Sie sich von meiner Unschuld überzeugt haben."

Diese verständige Rede, die ohne jedes Zögern und mit der Ruhe eines Mannes, der seiner Sache sicher ist, gesprochen wurde, rief einigen Eindruck bei den Beamten hervor. „Also, man muß all die Leute laden, sie aufsuchen," sagte Herr Mouilleron; „aber das ist nicht in einem Tage getan. Entschließen Sie sich in Ihrem eigenen Interesse, im Justizpalast in Haft zu bleiben." „Vorausgesetzt, daß ich an meine Mutter schreiben kann, um sie zu beruhigen, die arme Frau ... Sie sollen den Brief lesen!" Diese Bitte war zu berechtigt, als daß man die Gewährung hätte abschlagen können; und Joseph schrieb diese wenigen Worte:

„Mache Dir keine Sorge, meine liebe Mutter: der Irrtum, dessen Opfer ich bin, wird leicht aufzuklären sein, und ich habe die Mittel dazu geliefert. Morgen, vielleicht schon heute abend bin ich frei. Ich küsse Dich! Sage Herrn und Frau Hochon, wie leid mir diese Störung tut, an der ich unschuldig bin, denn sie ist das Werk eines Zufalls, den ich noch nicht verstehe."

Als der Brief eintraf, lag Frau Bridau in einem nervösen Anfall auf den Tod danieder, und die Tränke, die Herr Goddet ihr schluckweise einzuflößen suchte, blieben wirkungslos. Daher wirkte denn auch der Brief wie ein Balsam. Nach einigen Erschütterungen verfiel Agathe in jene Kraftlosigkeit, wie sie solchen Krisen folgt. Als Herr Goddet seine Kranke noch einmal besuchte, bedauerte sie, Paris verlassen zu haben. „Gott hat mich gestraft," sagte sie mit Tränen in den Augen. „Hätte ich nicht ihm vertrauen und die Erbschaft meines Bruders von ihm erwarten müssen? ..."

„Gnädige Frau, wenn Ihr Sohn unschuldig ist, so ist Maxence ein großer Schurke," sagte Herr Hochon ihr

ins Ohr, „und wir werden in dieser Angelegenheit nicht die Stärkeren bleiben; deshalb kehren Sie nach Paris zurück." „Nun?" fragte Frau Hochon Herrn Goddet, „wie geht es Herrn Gilet?" „Die Wunde ist schwer, aber nicht tödlich. Nach einem Monat der Pflege ist alles gut. Als ich ihn verließ, schrieb er an Herrn Mouilleron, um die Freilassung Ihres Sohnes zu verlangen, gnädige Frau," sagte er zu der Kranken. „O, Max ist ein braver Junge. Ich habe ihm gesagt, in welchem Zustand Sie wären, und da ist ihm etwas an der Kleidung seines Mörders eingefallen, was ihm bewies, daß es nicht Ihr Sohn sein konnte; der Mörder trug Filzüberschuhe, und es ist so gut wie sicher, daß Ihr Herr Sohn in Stiefeln ausgegangen ist ..." „Ach! Gott verzeihe ihm, was er Schlimmes an mir getan hat! ..."

Nachts hatte ein Mann Gilet einen Brief gebracht, der in nachgeahmter Druckschrift geschrieben war und also lautete:

„Der Hauptmann Gilet dürfte nicht einen Unschuldigen in den Händen der Polizei lassen. Derjenige, der den Stich geführt hat, verspricht, nicht von neuem zu beginnen, wenn Herr Gilet Herrn Joseph Bridau befreit, ohne den Schuldigen zu nennen."

Als Max diesen Zettel gelesen und verbrannt hatte, schrieb er an Herrn Mouilleron einen Brief, der die von Herrn Goddet bereits mitgeteilte Beobachtung enthielt; er bat, Joseph in Freiheit zu setzen und ihn selbst aufzusuchen, damit er die Sache erklären könnte. In dem Augenblick, als dieser Brief bei Herrn Mouilleron eintraf, hatte Lousteau-Prangin bereits durch die Aussagen des Küsters, einer Gemüsehändlerin, der Wäscherinnen, der Müllerburschen der Mühle von Landrôle und des Gärtners von Frapesle die Wahrheit der von Joseph gemachten Angaben nachprüfen können. Der Brief bewies vollends die Un-

schuld des Angeklagten, den Herr Mouilleron jetzt selbst zu Herrn Hochon zurückführte. Joseph wurde von seiner Mutter mit einem solchen Überschwang von Zärtlichkeiten empfangen, daß dies arme verkannte Kind dem Zufall für eine Widerwärtigkeit dankte, die ihm all diese Beweise der Liebe eintrug; genau wie in Lafontaines Fabel der Ehemann dem Diebe dankte.

„Oh!“ sagte Herr Mouilleron mit amtstüchtiger Miene, „ich hatte ja gleich an der Art, wie Sie die wütende Menge ansahen, erkannt, daß Sie unschuldig waren; aber trotz meiner Überzeugung, sehen Sie ... Wenn man Issoudun kennt, so war schon das beste Mittel, Sie zu schützen, daß man Sie verhaftete, wie es geschehen ist. Aber Ihre Haltung war wundervoll!“ „Ich dachte an etwas ganz anderes,“ sagte der Maler einfach. „Ich kenne einen Offizier, der mir erzählt hat, wie er in Dalmatien unter fast den gleichen Umständen von einem aufgeregten Pöbel verhaftet wurde, als er eines Morgens von einem Spaziergang nach Hause kam ... Dieses Zusammentreffen beschäftigte mich, und dann sah ich mir all diese Köpfe mit dem Gedanken an, einen Aufstand des Jahres 1793 zu malen ... Und schließlich sagte ich mir: Du Lump! Dir geschieht ganz recht, wenn du einer Erbschaft nachjagst, statt in deinem Atelier zu sitzen und zu malen ...“

„Wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen einen Rat zu geben,“ sagte der Generalprokurator, „so werden Sie heute abend um elf Uhr einen Wagen nehmen, den Ihnen der Postmeister leihen wird, und dann kehren Sie von Bourges aus mit der Post nach Paris zurück.“ „Das ist auch meine Meinung,“ sagte Herr Hochon, der darauf brannte, seinen Gast abreisen zu sehen. „Und auch mein heißester Wunsch ist es, Issoudun zu verlassen, obgleich meine einzige Freundin hier zurückbleibt,“ sagte Agathe, indem sie Frau Hochons Hand ergriff und küßte. „Und wann

werde ich Sie wiedersehen?“ „Ach, meine Kleine, wir sehen uns erst dort oben wieder! . . . Wir haben“, sagte sie ihr ins Ohr, „hier unten genug gelitten, damit Gott uns in Gnaden aufnimmt.“

Einen Augenblick darauf, als Herr Mouilleron mit Max gesprochen hatte, setzte Gritte Herrn und Frau Hochon, Agathe, Joseph und Adolphine sehr in Erstaunen, indem sie den Besuch des Herrn Rouget meldete. Jean Jacques kam, um seiner Schwester Lebewohl zu sagen und ihr seine Kalesche für die Fahrt nach Bourges anzubieten.

„Ach, deine Bilder haben uns viel Schlimmes angetan!“ sagte Agathe. „Behaltet sie, liebe Schwester,“ erwiderte der gute Mann, der immer noch nicht an den Wert der Bilder glaubte. „Lieber Nachbar,“ sagte Herr Hochon, „unsere besten Freunde, unsere treuesten Beschützer sind unsere Verwandten, besonders wenn sie Ihrer Schwester Agathe und Ihrem Neffen Joseph gleichen!“ „Das mag sein,“ sagte der stumpfe Greis. „Man muß daran denken, sein Leben als Christ zu beschließen,“ sagte Frau Hochon. „Ach, Jean Jacques,“ rief Agathe, „was für ein Tag!“ „Nimmst du meinen Wagen an?“ fragte Rouget. „Nein, lieber Bruder,“ erwiderte Frau Bridau, „ich danke dir und wünsche dir gute Gesundheit!“

Rouget ließ sich von seiner Schwester und seinem Neffen umarmen; dann ging er, nachdem er ihnen ohne Zärtlichkeit Lebewohl gesagt hatte. Auf ein Wort seines Großvaters hin war Baruch schnell auf die Post gegangen. Um elf Uhr abends saßen die beiden Pariser in einem geflochtenen Einspänner, der von einem Postillon gelenkt wurde, und verließen Issoudun. Adolphine und Frau Hochon hatten Tränen in den Augen; sie allein bedauerten Agathes und Josephs Scheiden.

„Sie sind fort,“ sagte Franz Hochon, als er mit der Krebsfischerin zu Max ins Zimmer trat. „Schön, der

Streich ist gespielt," erwiderte Max, den das Fieber niederdrückte. „Aber was hast du dem Vater Mouilleron gesagt?" fragte Franz. „Ich habe ihm gesagt, ich hätte meinem Mörder das Recht gegeben, mir an einer Straßenecke aufzulauern, und dieser Mann sei imstande, wenn man die Sache verfolgte, mich, ehe er verhaftet würde, wie einen Hund niederzuschießen. Daher habe ich Mouilleron und Prangin gebeten, sich scheinbar den sorgfältigsten Nachforschungen zu widmen, aber meinen Mörder in Ruhe zu lassen, wenn sie nicht erleben wollten, daß er mich wirklich tötete." „Ich hoffe, Max," sagte Flora, „ihr werdet euch einige Zeit hindurch des Nachts ruhig verhalten!" „Nun, wir sind die Pariser los!" rief Max. „Der, der den Stich gegen mich führte, hätte uns keinen größeren Dienst leisten können."

Am folgenden Tage feierte die ganze Stadt mit Ausnahme der äußerst ruhigen und zurückhaltenden Leute, die die Anschauungen des Herrn und der Frau Hochon teilten, die Abreise der Pariser, wiewohl sie nur die Folge eines beklagenswerten Irrtums war, als einen Sieg der Provinz über Paris. Ein paar mit Max befreundete Leute sprachen sich recht hart über die Bridaus aus. „Ja, diese Pariser glauben, wir seien Dummköpfe, und man brauche nur den Hut hinzuhalten, so regneten Erbschaften hinein! . . ." „Sie waren gekommen, um sich Wolle zu holen, aber sie ziehen selbst geschoren ab, denn der Neffe ist nicht nach dem Geschmack des Onkels." „Und, bitte, sie hatten einen Pariser Anwalt als Berater . . ." „Ah! Sie hatten einen ganzen Plan?" „Aber ja, den Plan, sich zu Herren des Vaters Rouget zu machen; doch die Pariser hatten nicht die Kraft, und der Anwalt kann sich nicht über die Berrichonen lustig machen . . ." „Wissen Sie, das ist ja scheußlich!" „So sind die Leute aus Paris! . . ." „Die Krebsfischerin ist angegriffen worden, sie hat sich

verteidigt." „Und daran hat sie recht getan!..." Für die ganze Stadt waren die Bridaus Pariser, Fremde; denen zog man Max und Flora vor.

Man kann sich leicht denken, mit welcher Genugtuung Agathe und Joseph in ihre kleine Wohnung der Rue Mazarine zurückkehrten, als sie den Feldzug hinter sich hatten. Der Künstler hatte unterwegs seine Lustigkeit wieder gefunden, die er durch die Szene seiner Verhaftung und durch zwanzig Stunden der Gefangenschaft eingebüßt hatte. Agathe erholte sich um so weniger leicht von ihren Aufregungen, als der Pairshof gerade mit dem Prozeß gegen die Verschwörer beginnen wollte. Philipps Verhalten erweckte trotz der Gewandtheit seines Verteidigers, den Desroches beriet, allerlei Argwohn, der nicht zugunsten seines Charakters sprach. Deshalb entführte denn Joseph auch, sobald er Desroches über die Vorgänge in Issoudun aufgeklärt hatte, Mistrigis auf das Schloß des Grafen von Sérizy, um nur nichts von diesem Prozeß zu hören, der zwanzig Tage in Anspruch nahm.

Es ist nicht nötig, hier auf die Tatsachen zurückzukommen, die zur zeitgenössischen Geschichte gehören. Sei es, daß er irgendeine verabredete Rolle gespielt hatte, sei es, daß er einer der Verräter war, Philipp wurde zu fünf Jahren der Überwachung durch die politische Polizei verurteilt und gezwungen, noch am Tage seiner Freilassung nach Autun aufzubrechen; denn diese Stadt wies ihm der Generalpolizeipräsident des Königreichs während der fünf Jahre als Aufenthalt an. Eine solche Strafe kam etwa der Haft jener Gefangenen gleich, denen man auf ihr Ehrenwort hin eine Stadt zum Gefängnis anweist.

Als Desroches erfuhr, daß der Graf von Sérizy, einer der von der Kammer gewählten Pairs, die in dem Prozeß die Untersuchung geleitet hatten, Joseph mit der Ausschmückung des Schlosses von Presles betraute, suchte

er bei diesem Staatsminister um eine Audienz nach; er fand den Grafen sehr für Joseph eingenommen, denn er hatte zufällig Bekanntschaft mit ihm geschlossen. Desroches setzte ihm die finanzielle Lage der beiden Brüder auseinander und erinnerte an die von ihrem Vater geleisteten Dienste, die durch die Restauration in Vergessenheit geraten waren. „Solche Ungerechtigkeiten, Exzellenz," sagte der Anwalt, „haben dauernd Gereiztheit und Unzufriedenheit zur Folge. Sie haben den Vater gekannt, ermöglichen Sie es wenigstens den Kindern, ihr Glück zu machen." Er schilderte kurz den Stand der Angelegenheiten der Familie in Issoudun, indem er den allmächtigen Vizepräsidenten des Staatsrats bat, bei dem Generalpolizeipräsidenten einen Schritt zu unternehmen, damit dieser Philipp statt Autun Issoudun zum Aufenthalt anwies. Schließlich sprach er von Philipps furchtbarer Not, indem er um eine monatliche Unterstützung von sechzig Franken bat, die das Kriegsministerium anstandshalber einem ehemaligen Oberstleutnant gewähren müßte. „Ich werde tun, was Sie verlangen, denn das alles scheint mir nur gerecht," erwiderte der Staatsminister.

Drei Tage darauf ging Desroches, mit den nötigen Ausweisen versehen, in das Gefängnis des Pairshofs, um Philipp zu holen; er führte ihn in seine Wohnung in der Rue de Béthisy. Da hielt der junge Anwalt dem schrecklichen Kriegsknecht eine jener Predigten, auf die es eine Erwiderung nicht gibt und in denen ein Anwalt die Dinge mit ihrem richtigen Maß mißt, indem er sich ungeschminkter Worte bedient, um ein Verhalten zu würdigen, um die Empfindungen der Klienten, für die er sich genügend interessiert, um ihnen eine Predigt zu halten, auf ihren einfachsten Ausdruck zurückzuführen und zu analysieren. „Da es so steht," sagte der Anwalt, „können

Sie wieder gut machen, was noch wieder gut zu machen ist von all dem Unrecht, das Sie Ihrer ausgezeichneten Familie angetan haben; denn Sie können der armen Fr der Sie den Todesstreich versetzt haben, nicht das Leben zurückgeben; aber Sie allein können..." „Und wie das anfangen?" fragte Philipp. „Ich habe es durchgesetzt, daß man Ihnen statt Autun Issoudun als Aufenthaltsort anweist." Philipps Gesicht, das so abgemagert, das fast finster geworden und von den Krankheiten, den Leiden und Entbehrungen verzehrt war, hellte sich plötzlich unter einem Freudenblitz auf. „Sie allein, sage ich, können die Erbschaft des Vaters Rouget zurückgewinnen, die vielleicht schon halb im Rachen dieses Wolfes namens Gilet steckt," fuhr der Anwalt fort. „Sie kennen alle Einzelheiten; es ist an Ihnen, danach zu handeln. Ich will Ihnen keinen Plan vorschreiben; ich habe in dieser Hinsicht keinerlei Gedanken; übrigens sieht auf dem Kriegsschauplatz alles anders aus. Sie haben es mit einem starken Gegner zu tun; der Bursche ist schlau, und die Art, wie er die Bilder zurückgewinnen wollte, die Ihr Onkel Joseph geschenkt hatte, die Verwegenheit, i der er Ihrem armen Bruder ein Verbrechen auflud, deuten auf einen Feind, der zu allem imstande ist. Seien Sie also vorsichtig und versuchen Sie, aus Berechnung verständig zu sein, wenn Sie es aus Temperament nicht sein können. Ohne Joseph ein Wort davon zu sagen, denn sein Künstlerstolz hätte sich dagegen empört, habe ich die Bilder an Herrn Hochon zurückgeschickt und ihm geschrieben, sie niemandem auszuliefern als Ihnen. Dieser Maxence Gilet ist tapfer..." „Um so besser," sagte Philipp; „ich rechne für meinen Erfolg sehr auf den Mut dieses Schlingels, denn ein Feigling würde aus Issoudun fortgehen." „Also, denken Sie an Ihre Mutter, die Ihrer mit anbetungswürdiger Zärtlichkeit gedenkt; an Ihren Bruder,

aus dem Sie Ihre Milchkuh gemacht haben ...“ „Ah, er hat Ihnen von diesen Dummheiten gesprochen? . .“ rief Philipp aus. „Gehen Sie, bin ich nicht der Freund der Familie? Weiß ich nicht mehr von Ihnen als sie?“ „Was wissen Sie?“ fragte Philipp. „Sie haben Ihre Kameraden verraten ...“ „Ich!“ rief Philipp aus. „Ein Ordonnanzoffizier des Kaisers? Das wäre! ... Wir haben die Pairskammer hineingelegt, die Polizei, die Regierung und die ganze verdammte Bude! Die Leute des Königs haben sich keinen Vers daraus machen können! ...“ „Schön, wenn es so ist,“ erwiderte der Anwalt; „aber sehen Sie, die Bourbonen kann man nicht mehr stürzen, sie haben Europa für sich, und Sie müßten daran denken, mit dem Kriegsminister Frieden zu schließen ... Nun, Sie werden Frieden schließen, wenn Sie reich sind. Damit Sie reich werden können, Sie mit Ihrem Bruder, bemächtigen Sie sich Ihres Onkels. Wenn Sie eine Sache durchführen wollen, die so viel Gewandtheit, Vorsicht und Geduld erfordert, so haben Sie während Ihrer fünf Jahre zu arbeiten ...“ „Nein, nein,“ sagte Philipp, „da muß man schnell sein; dieser Gilet könnte das Vermögen meines Onkels flüssig machen, es auf den Namen dieses Mädchens umschreiben, und alles wäre verloren.“ „Schließlich ist Herr Hochon ein Mann, der einen guten Rat geben kann und der die Dinge richtig sieht; besprechen Sie sich mit ihm. Sie haben Ihre Scheine — Ihr Platz in der Post nach Orleans ist auf halb acht belegt —, Ihr Koffer ist gepackt, kommen Sie mit zum Essen!“ „Ich besitze nichts, als was ich trage,“ sagte Philipp, indem er einen scheußlichen blauen Rock aufschlug; „aber mir fehlen drei Dinge, die Sie Giroudeau, Finots Onkel, meinen Freund, bitten werden, mir zu schicken: mein Säbel, mein Schwert und meine Pistolen! ...“ „Es fehlt Ihnen ganz etwas anderes,“ sagte der Anwalt, der erschauerte, als er seinen Klienten

ansah. „Sie werden eine Entschädigung für drei Monate erhalten, um sich anständig einzukleiden."

„Ach, du bist da, Godeschal!" rief Philipp plötzlich, als er in Desroches' erstem Schreiber Mariettes Bruder erkannte. „Ja, ich bin seit zwei Monaten bei Herrn Desroches." „Er wird bei mir bleiben, hoffe ich," sagte Desroches, „bis er wegen eines Notariats unterhandelt." „Und Mariette?" fragte Philipp, den seine Erinnerungen bewegten. „Sie wartet auf die Eröffnung des neuen Saals." „Es würde sie so wenig kosten," sagte Philipp, „meine Verbannung aufheben zu lassen . . . Nun, wie sie will!"

Nach dem mageren Diner, das Desroches Philipp anbot, denn er beköstigte seinen ersten Schreiber, brachten die beiden Anwälte den verurteilten Politiker zu seinem Wagen und wünschten ihm viel Glück.

Am zweiten November, Allerseelen, meldete Philipp Bridau sich bei dem Polizeikommissar von Issoudun, um sich auf seinem Schein den Tag seiner Ankunft bestätigen zu lassen; dann suchte er sich nach dem Rat dieses Beamten eine Wohnung in der Rue de l'Avenier. Sofort verbreitete sich das Gerücht von der Verbannung eines der Offiziere, die in die letzte Verschwörung verwickelt waren, in ganz Issoudun, und es erregte um so mehr Aufsehen, als man zugleich erfuhr, daß dieser Offizier der Bruder des unschuldig angeklagten Malers sei.

Maxence Gilet, der mittlerweile von seiner Wunde völlig geheilt war, hatte die so schwierige Transaktion beendet, alle Hypotheken des Vaters Rouget flüssig gemacht und sie in Staatspapieren angelegt. Die Anleihe über hundertundvierzigtausend Franken, die der Greis auf seinen Grundbesitz aufnahm, erregte großes Aufsehen, denn in der Provinz erfährt man alles. Im Interesse der Bridaus fragte Herr Hochon, der sich über dieses Unheil aufregte, den alten Herrn Héron, Rougets Notar, nach dem Zweck dieser Schiebungen.

„Die Erben des Vaters Rouget schulden mir, wenn der Vater Rouget anderer Meinung wird, eine schöne Opferkerze!“ rief Herr Héron aus. „Ohne mich hätte der gute Mann die fünfzigtausend Franken Rente auf den Namen Maxence Gilets eintragen lassen ... Ich habe Fräulein Brazier gesagt, sie müßte sich in Anbetracht der zahlreichen Beweise für ihre Machenschaften, die die vielfachen Schiebungen auf allen Seiten liefern würden, bei Strafe eines Prozesses auf Beraubung an das Testament halten. Um Zeit zu gewinnen, habe ich Maxence und seiner Geliebten geraten, diesen plötzlichen Wechsel in den Gewohnheiten des guten Mannes erst in Vergessenheit geraten zu lassen.“ „Machen Sie sich zum Advokaten und Beschützer der Bridaus, denn sie haben nichts,“ sagte Herr Hochon zu Herrn Héron; er hatte Gilet nicht verziehen, welche Qualen er in der Angst vor einer Plünderung seines Hauses ausgestanden hatte.

Maxence Gilet und Flora Brazier, die sich außer Schußweite wußten, scherzten also, als sie von der Ankunft des zweiten Neffen hörten. Sie wußten, daß sie die Kapitalien, sobald Philipp ihnen die geringste Sorge machte, auf Max oder auf Flora überschreiben lassen konnten; denn sie brauchten nur den Vater Rouget zu zwingen, daß er eine Vollmacht unterschrieb. Wenn das Testament widerrufen wurde, so waren fünfzigtausend Franken Rente eine ganz hübsche Entschädigung, zumal man den Grundbesitz mit einer Hypothek von hundertundvierzigtausend Franken belastet hatte.

Am Tage nach seiner Ankunft stellte Philipp sich gegen zehn Uhr ein, um seinem Onkel einen Besuch zu machen; er legte Wert darauf, sich in seinem furchtbaren Kostüm zu zeigen. Als der Flüchtling aus dem Hospital des Südens, als der Gefangene des Luxembourg den Saal betrat, empfand denn auch Flora Brazier bei seinem

abstoßenden Anblick etwas wie einen Schauder im Herzen. Ebenso spürte Gilet jene Erschütterung in Geist und Empfindung, durch die die Natur uns vor einer verborgenen Feindschaft oder vor einer kommenden Gefahr warnt. Wenn Philipp schon in den Gesichtszügen seinen letzten Prüfungen irgend etwas Finsteres verdankte, so steigerte seine Kleidung diesen Ausdruck noch. Aus traurigen Gründen blieb sein jämmerlicher blauer Rock militärisch bis zum Kinn zugeknöpft, aber trotzdem zeigte er noch immer nur zu gut, was er verbergen sollte. Das untere Ende der Hose, das abgenutzt war wie die Kleidung eines Invaliden, sprach von tiefem Elend. Die Stiefel hinterließen feuchte Spuren, da durch die offen stehenden Sohlen kotiges Wasser rann. Der graue Hut, den der Oberst in der Hand hielt, zeigte den Blicken ein entsetzlich fettiges Futter. Der Rohrstock, dessen Firnis verschwunden war, mußte in allen Winkeln der Pariser Cafés gestanden und seine umgeknickte Spitze in vielerlei Schlamm gestützt haben. Auf einem Samtkragen, dessen Pappeinlage zu sehen war, erhob sich ein Kopf, beinahe gleich dem, den Frédéric Lemaître sich im letzten Akt des Schauspiels ‚Das Leben eines Spielers‘ zurecht macht, und in dem sich die Erschöpfung eines noch kräftigen Menschen durch einen kupfernen Teint verrät, der stellenweise grün überlegt ist. Man sieht solche Töne in dem Gesicht der Wüstlinge, die viele Nächte beim Spiel verbracht haben: die Augen sind von einem kohlschwarzen Ring umschlossen, die Lider sind eher gerötet als rot, und endlich sieht die Stirn bedrohlich aus, weil sie so viel Verderben verkündet. Bei Philipp, der sich noch kaum von seiner Behandlung erholt hatte, waren die Wangen fast eingefallen und runzlig. Er zeigte einen haarlosen Schädel; nur ein paar Strähnen, die hinter dem Kopf stehen geblieben waren, erstarben an den Ohren.

Das reine Blau seiner einst so glänzenden Augen hatte die kalten Töne des Stahls angenommen.

„Guten Tag, lieber Onkel," sagte er mit heiserer Stimme; „ich bin dein Neffe Philipp Bridau. So behandeln die Bourbonen einen Oberstleutnant, einen Alten von der alten Garde, der in der Schlacht von Montereau die Befehle des Kaisers überbrachte. Ich müßte mich schämen, wenn mein Rock aufginge, um des Fräuleins willen. Aber schließlich ist das das Gesetz des Spiels. Wir haben die Partie noch einmal beginnen wollen, und wir haben verloren! Ich wohne in eurer Stadt auf Befehl der Polizei, und ich beziehe einen Sold nebst Zulage in Höhe von sechzig Franken monatlich. Die Bürger brauchen also nicht zu befürchten, daß ich den Preis der Getränke steigern werde. Ich sehe, du bist in guter und schöner Gesellschaft."

„Ah! Du bist mein Neffe?" sagte Jean Jacques. „Aber so laden Sie doch den Herrn Oberst zum Frühstück ein," sagte Flora. „Nein, gnädige Frau, danke," erwiderte Philipp. „Ich habe gefrühstückt. Übrigens würde ich mir eher die Hand abschneiden, als nach dem, was sich mit meinem Bruder und meiner Mutter in dieser Stadt zugetragen hat, meinen Onkel um ein Stück Brot oder um einen Heller bitten . . . Nur scheint es mir nicht angebracht, daß ich in Issoudun bleibe, ohne ihm von Zeit zu Zeit meine Aufwartung zu machen. Du kannst übrigens", sagte er, indem er seinem Onkel die Hand bot und ihm die seine, als er sie hineinlegte, schüttelte, „du kannst tun, was dir beliebt: ich werde nichts daran auszusetzen finden, wenn nur die Ehre der Bridaus unangetastet bleibt . . ."

Gilet konnte den Oberstleutnant in Ruhe betrachten, denn Philipp vermied es mit deutlicher Absichtlichkeit, einen Blick auf ihn zu werfen. Obgleich ihm das Blut in den Adern kochte, hatte Max ein zu großes Interesse

daran, sich mit jener Vorsicht der großen Politiker zu benehmen, die manchmal der Feigheit gleicht, als daß er hätte wie ein junger Mann Feuer fangen sollen; er blieb also ruhig und kühl.

„Es wäre nicht hübsch, Herr Oberst," sagte Flora, „wenn Sie vor den Augen Ihres Onkels, der vierzigtausend Franken Rente hat, mit sechzig Franken monatlich leben wollten; übrigens hat er sich dem Herrn Kommandanten Gilet dort, seinem natürlichen Bruder, gegenüber schon so großmütig gezeigt..." „Ja, Philipp," sagte der gute Mann, „wir werden sehen..." Bei der Vorstellung, die Flora leitete, tauschte Philipp einen fast furchtsamen Gruß mit Gilet.

„Lieber Onkel, ich habe dir auch Bilder zurückzugeben; sie stehen bei Herrn Hochon. Du wirst mir irgendeines Tages das Vergnügen machen, zu kommen und sie auf ihre Richtigkeit anzusehen." Als der Oberstleutnant Philipp Bridau diese letzten Worte in trockenem Ton gesprochen hatte, ging er hinaus.

Dieser Besuch ließ in Floras und auch in Gilets Seele eine noch tiefere Erregung zurück, als der Schauder beim ersten Anblick dieses furchtbaren Eisenfressers sie ihnen eingegeben hatte. Sobald Philipp die Tür mit der Heftigkeit des beraubten Erben zugezogen hatte, versteckten Flora und Gilet sich hinter den Vorhängen, um ihm nachzusehen, als er von seinem Onkel zu den Hochons ging. „Was für ein Schnapphahn!" sagte Flora, indem sie Gilet mit fragendem Blick ansah. „Ja, unglücklicherweise hat es ein paar solcher Leute in den Heeren des Kaisers gegeben; sieben von ihnen habe ich auf den Gefangenenschiffen niedergestreckt," erwiderte Gilet. „Ich hoffe sehr, Max, daß du mit dem keinen Streit suchst," sagte Fräulein Brazier. „O, der da ist ein räudiger Hund, der einen Knochen will," erwiderte er, indem er sich zum

Vater Rouget wandte. „Wenn sein Onkel Vertrauen zu mir hat, so wird er sich seiner durch irgendeine Schenkung entledigen; denn in Ruhe wird er uns nicht lassen, Papa Rouget.“ „Er roch recht nach Tabak,“ sagte der Greis. „Er roch auch deine Taler,“ sagte Flora gebieterisch. „Mein Rat ist, daß du es dir ersparen mußt, ihn zu empfangen.“ „Ich wünsche mir nichts Besseres,“ gab Rouget zur Antwort.

„Gnädiger Herr,“ sagte Gritte, als sie in das Zimmer trat, wo nach dem Frühstück die ganze Familie beisammen saß, „hier ist der Herr Bridau, von dem Sie sprachen.“

Unter dem tiefen Schweigen, das die allgemeine Neugier zur Folge hatte, trat Philipp höflich in den Saal. Frau Hochon zitterte von Kopf bis zu Füßen, als sie den Urheber aller Sorgen Agathes und den Mörder der guten Descoings erblickte. Auch Adolphine erschrak; Baruch und Franz tauschten einen erstaunten Blick. Der alte Hochon bewahrte seine Kaltblütigkeit und bot dem Sohn Frau Bridaus einen Stuhl an.

„Ich komme, Herr Hochon,“ sagte Philipp, „um mich Ihnen zu empfehlen; denn ich habe mich so einzurichten, daß ich fünf Jahre lang mit den monatlich sechzig Franken, die Frankreich mir zahlt, in dieser Stadt leben kann.“ „Das geht,“ erwiderte der Achtzigjährige. Philipp sprach von gleichgültigen Dingen und hielt sich vortrefflich. Er stellte den Journalisten Lousteau als einen Adler hin, eben jenen Neffen der alten Dame, deren Gunst er sich gewonnen hatte, als sie hörte, wie er verkündete, der Name Lousteau werde berühmt werden. Ferner zögerte er nicht, die Fehltritte seines Lebens einzugestehen. Als Frau Hochon ihm mit leiser Stimme einen Vorwurf machte, sagte er, er habe im Gefängnis viel nachgedacht, und er versprach ihr, ein ganz anderer Mensch zu werden.

Auf ein Wort Philipps ging Herr Hochon mit ihm hinaus. Als der Geizige und der Soldat auf dem Boulevard Baron waren, und zwar an einem Ort, wo niemand sie hören konnte, sagte der Oberst zu dem alten Mann: „Herr Hochon, wenn Sie meinen Rat folgen wollen, so werden wir weder von Geschäften noch von Personen je anders reden als während eines Spaziergangs auf dem Lande oder an Orten, wo wir plaudern können, ohne gehört zu werden. Herr Desroches hat mir trefflich auseinander gesetzt, welche Macht in einer kleinen Stadt das Geschwätz hat. Ich möchte also nicht, daß Sie in den Verdacht kommen, Sie könnten mir mit Ihrem Rat an die Hand gehen, wiewohl Desroches mir gesagt hat, ich solle Sie darum bitten; und auch ich meinerseits flehe Sie an, mir Ihre Hilfe nicht vorzuenthalten. Wir haben einen mächtigen Feind vor uns, und man darf keine Vorsichtsmaßregel versäumen, damit es gelingt, sich seiner zu entledigen. Zunächst also entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie nicht mehr besuche. Ein scheinbar etwas kühles Verhältnis zwischen uns befreit Sie von jeder Verantwortung für mein Verhalten. Wenn ich Ihren Rat nötig habe, so werde ich um halb zehn über den Platz gehen, in dem Augenblick, in dem Sie Ihr Frühstück beenden. Wenn Sie sehen, daß ich meinen Stock geschultert habe, so heißt das, daß wir uns zufällig an irgendeiner Stelle der Promenade, die Sie mir nennen werden, treffen müssen."

„All das scheint mir der Plan eines verständigen Mannes zu sein, der Erfolg haben will," sagte der Greis. „Und ich werde Erfolg haben. Vor allem nennen Sie mir die Offiziere des alten Heeres, die hierher zurückgekehrt sind und nicht zur Partei dieses Maxence Gilet gehören, so daß ich mich ihnen anschließen kann." „Da ist zunächst ein Artilleriehauptmann der Garde vorhanden, Herr Mignonnet, ein Mann, der aus dem Polytechnikum hervor-

gegangen ist; er ist vierzig Jahre alt und lebt bescheiden; er ist höchst ehrenwert, und er hat sich gegen Max ausgesprochen, da ihm sein Verhalten eines echten Offiziers unwürdig erscheint." „Schön," sagte der Oberstleutnant. „Solcher Offiziere gibt es nicht viel," fuhr Herr Hochon fort, „ich sehe hier nur noch einen ehemaligen Kavalleriehauptmann." „Das ist meine Waffe," sagte Philipp. „Hat er bei der Garde gestanden?" „Ja," erwiderte Herr Hochon. „Carpentier war 1810 bei den Dragonern Oberquartiermeister; er ging von dort fort, um als Unterleutnant in die Linie einzutreten, und dort ist er Hauptmann geworden." „Vielleicht wird Giroudeau ihn kennen," sagte Philipp bei sich selber. „Dieser Herr Carpentier hat die Stellung in der Bürgermeisterei übernommen, die Maxence nicht wollte; er ist der Freund des Kommandanten Mignonnet." „Was kann ich hier tun, um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen?" „Man wird, glaube ich, hier eine Zweigdirektion der Versicherung des Departements Le Cher begründen; da könnten Sie eine Stellung finden; aber sie wird höchstens fünfzig Franken monatlich abwerfen." „Das genügt mir."

Nach Verlauf einer Woche erhielt Philipp einen neuen Rock, eine Hose und eine Weste, alles von gutem blauem Tuch aus Elbeuf; die Sachen waren ebenso wie die Stiefel, die wildledernen Handschuhe und ein Hut gegen monatliche Zahlungen in der und der Höhe auf Kredit gekauft. Durch Giroudeau erhielt er Wäsche und seine Waffen aus Paris, und ferner einen Brief für Carpentier, der unter dem ehemaligen Dragonerhauptmann gedient hatte. Dieser Brief trug Philipp die Ergebenheit Carpentiers ein; er stellte den Oberst dem Kommandanten Mignonnet als einen Mann von höchstem Verdienst und von schönem Charakter vor. Philipp gewann sich die Bewunderung dieser beiden würdigen Offiziere durch einige Mitteilungen

über die abgeurteilte Verschwörung, die, wie man weiß, den letzten Anschlag des ehemaligen Heeres gegen die Bourbonen bedeutete, denn der Prozeß gegen die Sergeanten von La Rochelle gehört in einen anderen Zusammenhang.

Von 1822 an begnügten sich die Offiziere, die durch das Schicksal der Verschwörung vom 19. August und durch die Prozesse Berton und Caron aufgeklärt worden waren, damit, den Gang der Ereignisse abzuwarten. Diese letzte Verschwörung, eine jüngere Wiederholung jener vom 19. August, war ganz die gleiche, nur war sie mit besseren Elementen unternommen. Gleich der ersteren blieb sie der königlichen Regierung völlig unbekannt. Als sie wiederum entdeckt war, zeigten die Verschwörer sich schlau genug, ihr weitgreifendes Unternehmen in den ärmlichen Verhältnissen eines Kasernenkomplotts darzustellen. Diese Verschwörung, der mehrere Kavallerie-, Infanterie- und Artillerie-Regimenter beigetreten waren, hatte ihren Herd im Norden Frankreichs. Man wollte auf einen einzigen Schlag alle Festungen der Grenze nehmen. Im Fall des Erfolges wären die Verträge von 1815 durch einen plötzlichen Anschluß Belgiens durchbrochen worden, das man dank einem unter Soldaten abgeschlossenen Militärvertrag der Heiligen Allianz entriß. Zwei Throne wären in diesem furchtbaren Sturm im Nu gestürzt. Statt dieses von starken Köpfen entworfenen furchtbaren Plans, in den hohe Persönlichkeiten verwickelt waren, übergab man dem Pairshof nur eine Einzelheit daraus. Philipp Bridau erklärte sich bereit, seine Führer zu decken; und in dem Augenblick, in dem die Komplotte, sei es durch einen Verrat, sei es durch einen Zufall, entdeckt wurden, verschwanden sie; sie hatten ihre Mitwirkung nur versprochen, um im Herzen der Regierung, denn sie saßen in den Kammern, den Erfolg vollständig zu machen. Wollte ich den Plan hier ent-

wickeln, wiewohl ihn seit 1830 die Geständnisse der Liberalen in seiner ganzen Tiefe und in den ungeheuren Verzweigungen bloßgelegt haben, die man den unteren Eingeweihten verbarg, so müßte ich auf das Gebiet der Geschichte übergreifen und mich in eine zu lange Abschweifung einlassen. Dieser Abriß genügt, um die doppelte Rolle, die Philipp übernommen hatte, verständlich zu machen. Der ehemalige Ordonnanzoffizier des Kaisers sollte eine in Paris geplante Bewegung leiten, und zwar einzig, um die wahre Verschwörung zu maskieren und die Regierung in ihrem Zentrum zu beschäftigen, während der Kampf im Norden ausbrechen sollte. Dann erhielt Philipp den Auftrag, die Fäden zwischen den beiden Komplotten zu durchschneiden, indem er nur die nebensächlichen Geheimnisse preisgab; so diente denn selbst seine furchtbare Not, für die seine Kleidung und sein Gesundheitszustand zeugten, außerordentlich dazu, das Unternehmen in den Augen der Macht zu entwerten, zu verkleinern. Diese Rolle paßte zu der unsicheren Lage des prinzipienlosen Spielers. Als der schlaue Philipp sich zwischen zwei Parteien gestellt sah, spielte er für die königliche Regierung den Bekehrten, während er sich zugleich die Achtung der hochgestellten Leute seiner Partei bewahrte; freilich nahm er sich vor, später denjenigen der beiden Wege zu beschreiten, der ihm den größeren Vorteil zu bieten schien. Diese Enthüllungen über die ungeheure Tragweite des wirklichen Komplotts, über die Teilnahme selbst einiger der Richter machten Philipp in den Augen Carpentiers und Mignonnets zu einem Mann von der höchsten Bedeutung, denn seine Hingabe offenbarte einen Politiker, der der schönen Tage des Konvents würdig gewesen wäre. So wurde denn der schlaue Bonapartist in wenigen Tagen der Freund der beiden Offiziere, deren Ansehen auf ihn zurückfallen mußte.

Er erhielt auch auf die Empfehlung der Herren Carpentier und Mignonnet die von dem alten Hochon angegebene Stellung bei der Versicherungsgesellschaft des Departements Le Cher. Da es seine Aufgabe war, wie bei einem Steuereinnehmer die Register zu führen, vorgedruckte Briefe mit Namen und Ziffern auszufüllen und abzuschicken und Versicherungspolicen auszufertigen, so hatte er nicht mehr als täglich drei Stunden zu tun. Mignonnet und Carpentier verschafften dem Gast von Issoudun Zutritt zu ihrem Kreise, wo ihm seine Haltung und seine Manieren, die übrigens im Einklang standen mit der hohen Meinung, die Mignonnet und Carpentier von diesem Verschwörungsleiter hatten, jene Achtung eintrugen, die man einer oft trügerischen Außenseite gewährt. Philipp, dessen Verhalten gründlich überlegt war, hatte während seiner Gefangenschaft über die Nachteile eines zu lockeren Lebens nachgedacht. Er hätte also die Predigt Desroches' nicht nötig gehabt, um zu begreifen, wie notwendig es war, daß er sich durch ein ehrliches, ruhiges, anständiges Leben die Achtung der Bürgerschaft gewann. Entzückt darüber, daß er gegen Max abstechen konnte, indem er sich à la Mignonnet verhielt, wollte er Max einschläfern, indem er ihn über seinen Charakter täuschte. Er legte Wert darauf, daß man ihn für einen Tropf hielt, und deshalb zeigte er sich großmütig und uneigennützig, während er seinen Gegner umgarnte und einzig nach der Erbschaft seines Onkels gierte; seine Mutter und sein Bruder dagegen, die in Wahrheit so uneigennützig, großmütig und edel waren, hatte man der Berechnung geziehen, als sie mit naivster Einfalt handelten. Philipps Habgier war um so mehr entbrannt, je mehr das Vermögen seines Onkels in seinen Augen gewachsen war, denn Herr Hochon hatte es ihm bis ins kleinste hinein zergliedert. In der ersten Unterredung, die er heimlich

mit dem alten Mann führte, hatten sie sich darüber geeinigt, daß es notwendig sei, keinerlei Mißtrauen in Max zu wecken; denn alles mußte verloren sein, sobald Flora und Max ihr Opfer entführten, und wäre es auch nur bis Bourges. Einmal in der Woche speiste der Oberst bei dem Hauptmann Mignonnet, einmal bei Carpentier, und Donnerstags bei Herrn Hochon. Da er bald außerdem noch in zwei bis drei Häusern eingeladen wurde, so hatte er kaum noch mehr als sein Frühstück zu zahlen. Nirgends sprach er von seinem Onkel oder von der Krebsfischerin und Gilet, es sei denn, daß es sich darum handelte, etwas über den Aufenthalt seines Bruders und seiner Mutter zu erfahren. Schließlich gingen die drei Offiziere, die einzigen, die dekoriert waren und unter denen Philipp noch die Rosette voraus hatte, die ihm in aller Augen eine in der Provinz sehr ausgesprochene große Überlegenheit verlieh, vor dem Diner um die gleiche Stunde miteinander spazieren; sie bildeten ‚eine Gesellschaft für sich'. Dieses Benehmen, diese Zurückhaltung, diese Ruhe machten in Issoudun einen ausgezeichneten Eindruck. Alle Anhänger Gilets sahen in Philipp einen Dreinschlager; mit diesem Wort räumen die Soldaten den höheren Offizieren den allergewöhnlichsten Mut ein, indem sie ihnen zugleich die Fähigkeiten absprechen, wie sie eine befehlende Stellung verlangt.

„Er ist ein sehr ehrenwerter Mann," sagte der alte Goddet zu Max. „Bah!" erwiderte der Kommandant Gilet, „sein Verhalten vor dem Pairshof deutet auf einen Tölpel oder einen Spitzel; und er ist, wie Sie sagen, Tropf genug, um sich von den großen Spielern haben täuschen zu lassen."

Als Philipp seine Stellung erhalten hatte, wollte er, der über das ‚Gerede' in der Stadt zur Genüge aufgeklärt war, den Bürgern die Kenntnis gewisser Dinge soviel wie

möglich entziehen; er mietete sich also am äußersten Ende des Vororts Saint-Paterne ein, wo hinter seinem Zimmer ein sehr großer Garten lag. Dort konnte er in größter Heimlichkeit mit Carpentier fechten; der war in der Linie Fechtmeister gewesen, ehe er in die Garde übertrat. Als Philipp sich so in aller Stille seine einstige Überlegenheit zurückgewonnen hatte, lernte er von Carpentier noch mancherlei Geheimnisse hinzu, die ihn instand setzten, selbst einen erstklassigen Gegner nicht fürchten zu brauchen. Hinfort begann er mit Mignonnet und Carpentier zu schießen, angeblich zum Vergnügen, in Wahrheit, um Max den Glauben beizubringen, er zähle im Fall eines Duells auf diese Waffe. Wenn Philipp Gilet begegnete, so wartete er auf dessen Gruß und erwiderte ihn, indem er hochmütig den Rand des Hutes hob, so, wie eben ein Oberst den Gruß eines Soldaten erwidert. Maxence Gilet ließ sich weder Ungeduld noch Unzufriedenheit anmerken: nie war ihm bei der Cognette, bei der er immer noch Soupers gab, das geringste Wort über diesen Gegenstand entschlüpft. Mit den bösen Streichen hatte man seit Farios Messerstich zeitweise ausgesetzt. Nach Verlauf einer gewissen Zeit war die Verachtung des Oberstleutnant Bridau für den Kommandanten Gilet eine feststehende Tatsache; selbst ein paar Ritter des Müßiggangs, die nicht so eng mit Max verbunden waren wie Baruch, Franz und noch drei oder vier andere, unterhielten sich darüber. Man war allgemein erstaunt, daß der heftige, der feurige Max sich so zurückhaltend verhielt. Niemand in Issoudun wagte, Gilet gegenüber diesen heiklen Punkt zu berühren; nicht einmal Potel oder Renard. Potel, den dieses öffentliche Mißverhältnis zwischen zwei Helden der kaiserlichen Garde recht schmerzlich berührte, stellte Max als einen Mann hin, der ganz imstande war, eine Falle zu legen, in der der Oberst sich selber fangen

würde. Nach Potel konnte man, da Max so viel getan hatte, um die Mutter und den Bruder zu verjagen, auf etwas Neues gefaßt sein, denn die Geschichte mit Fario war kein Geheimnis mehr. Herr Hochon hatte keineswegs verfehlt, die furchtbare List Gilets den alten Köpfen der Stadt auseinander zu setzen. Übrigens hatte selbst Herr Mouilleron, der Held bürgerlichen Geredes, den Namen des Attentäters vertraulich mitgeteilt, und wäre es auch nur, um den Gründen von Farios Feindschaft gegen Max nachzuforschen, damit die Polizei bei künftigen Ereignissen gewarnt war. Wenn also die Stadt über die Stellung des Oberstleutnants Max gegenüber sprach und wenn sie zu erraten suchte, was bei diesem Ringen herauskommen würde, so machte sie sie im voraus zu Gegnern. Philipp, der eifrig nach allen Einzelheiten der Verhaftung seines Bruders und nach der Vergangenheit Gilets und der Krebsfischerin forschte, trat schließlich mit Fario, seinem Nachbarn, in ziemlich vertrauliche Beziehungen. Nachdem er den Spanier gründlich studiert hatte, glaubte er sich einem solchen Manne anvertrauen zu können. Beide fanden sich so sehr in ihrem Haß, daß Fario sich Philipp zur Verfügung stellte und ihm alles erzählte, was er von den Rittern des Müßiggangs wußte. Philipp versprach Fario, falls es ihm gelänge, Gilet die Herrschaft über seinen Onkel zu entreißen, ihn für seinen Verlust zu entschädigen; so schuf er sich einen treuen Anhänger. Max hatte also einen furchtbaren Feind vor sich; er hatte, wie man in der Stadt zu sagen pflegte, seinen Gegner gefunden. Angeregt von all dem Gerede, ahnte die Stadt Issoudun schon einen Kampf zwischen diesen Persönlichkeiten, die sich, wohlgemerkt, gegenseitig verachteten.

Als Philipp gegen Ende November eines Vormittags Herrn Hochon in der großen Allee nach Frapesle begegnete, sagte er zu ihm: „Ich habe die Entdeckung

gemacht, daß Ihre beiden Enkel Baruch und Franz die intimsten Freunde Maxence Gilets sind. Die Schlingel nehmen nachts an allen Streichen teil, die in der Stadt gespielt werden. Durch sie hat Max alles erfahren, was bei Ihnen gesprochen wurde, als mein Bruder und meine Mutter hier waren.“ „Und wie haben Sie den Beweis für diese Greuel erhalten?“ „Ich habe sie eines Nachts reden hören, als sie aus einer Kneipe kamen. Ihre beiden Enkel sind Max je tausend Taler schuldig. Der Elende sagte diesen armen Kindern, sie sollten versuchen herauszufinden, welches unsere Absichten sind; er erinnerte sie daran, daß Sie den Ausweg gefunden hätten, meinen Onkel mit dem Priestergeschmeiß zu umgarnen, und er sagte, Sie allein seien imstande, mich zu leiten, denn er hält mich zum Glück für einen Draufgänger.“ „Wie, meine Enkel . . .“ „Überwachen Sie sie,“ erwiderte Philipp, „Sie werden sehen, wie sie um zwei oder drei Uhr morgens, betrunken wie Champagnerpfropfen, in Gilets Gesellschaft über die Place Saint-Jean nach Hause kommen . . .“ „Daher sind meine Schlingel so mäßig!“ rief Herr Hochon. „Fario hat mir Auskunft gegeben über ihr nächtliches Treiben,“ erwiderte Philipp; „denn ohne ihn wäre ich nie darauf gekommen. Nach den wenigen Worten zu urteilen, die mein Spanier Max zu Ihren Enkeln hat sagen hören, steht mein Onkel unter einem furchtbaren Druck. Ich habe Max und die Krebsfischerin in Verdacht, daß sie die fünfzigtausend Franken Rente in Staatspapieren stibitzen wollen, um dann, wenn sie ihrer Taube diesen Flügel abgerissen haben, fortzugehen und sich irgendwo zu verheiraten. Es ist höchste Zeit, daß ich erfahre, was im Hause meines Onkels vorgeht; aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll.“ „Ich werde es mir überlegen,“ sagte der Greis. Philipp und Herr Hochon trennten sich, als sie einige Leute kommen sahen.

In seinem ganzen Leben hatte Jean Jacques noch keinen Augenblick so viel zu leiden gehabt wie seit dem ersten Besuch seines Neffen Philipp. Flora hatte in ihrer Angst das Vorgefühl von einer Gefahr, die Max bedrohte. Da sie ihres Herrn müde war und fürchten mußte, daß er sehr alt würde, zumal er ihren verbrecherischen Versuchen so langen Widerstand leistete, entwarf sie den sehr einfachen Plan, die Stadt zu verlassen und in Paris Max zu heiraten, sobald sie die Umschreibung der fünfzigtausend Franken Rente in Staatspapieren besaßen. Der alte Junggeselle, den weder das Interesse seiner Erben noch auch persönlicher Geiz leitete, sondern einzig seine Leidenschaft, weigerte sich, Flora die Umschreibung zu geben, indem er den Einwand erhob, sie sei ja seine einzige Erbin. Der Unglückliche wußte, wie sehr sie Max liebte, und er sah, daß sie ihn verlassen würde, sobald sie reich genug war, um sich zu verheiraten. Als Flora vergeblich alle, selbst die zärtlichsten Schmeicheleien versucht hatte, entfaltete sie ihre Strenge: sie sprach nicht mehr mit ihrem Herrn und ließ ihn von Vedie bedienen; die Magd sah eines Morgens die Augen ihres Herrn ganz gerötet, weil er die Nacht hindurch geweint hatte. Seit einer Woche schon frühstückte Vater Rouget allein, Gott weiß wie! So fand denn auch Philipp seinen Onkel, als er ihm am Tage nach seiner Unterredung mit Herrn Hochon einen zweiten Besuch machen wollte, sehr verändert. Flora blieb bei dem Greis, warf ihm liebevolle Blicke zu, sprach zärtlich auf ihn ein und spielte die Komödie so gut, daß Philipp an der vor seinen Augen entfalteten Besorgnis die ganze Gefahr der Lage erkannte. Gilet, dessen Politik darin bestand, daß er jedem Zusammenstoß mit Philipp auswich, zeigte sich nicht. Als der Oberst Vater Rouget und Flora eine Weile mit durchdringendem Blick beobachtet hatte, hielt er es für nötig, einen großen Schlag zu führen.

„Adieu, mein lieber Onkel,“ sagte er, indem er mit einer Bewegung aufstand, die die Absicht erkennen ließ, zu gehen. „O, geh noch nicht,“ rief der Greis, dem Floras gespielte Zärtlichkeit wohltat. „Iß bei uns, Philipp.“ „Ja, wenn du eine Stunde mit mir spazieren gehen willst.“ „Der Herr ist so kränklich,“ sagte Fräulein Brazier. „Eben noch hat er nicht einmal ausfahren wollen,“ fügte sie hinzu, indem sie sich zu dem guten Mann umwandte und ihn mit jenem starren Auge ansah, durch das man Wahnsinnige zähmt.

Philipp nahm Flora am Arm, zwang sie, ihn anzusehen und blickte ihr ebenso ins Auge, wie sie eben ihr Opfer angeblickt hatte. „Sagen Sie doch, Fräulein,“ fragte er, „steht es etwa meinem Onkel nicht frei, mit mir allein spazieren zu gehen?“ „Doch, doch,“ erwiderte Flora, die kaum etwas anderes erwidern konnte. „Nun, dann komm, lieber Onkel. Gehen Sie, Fräulein, bringen Sie ihm Stock und Hut ...“ „Aber sonst geht er nie ohne mich aus. Nicht wahr, gnädiger Herr?“ „Ja, Philipp, ja, ich habe sie immer recht nötig ...“ „Sie führen besser im Wagen,“ sagte Flora. „Ja, laß uns im Wagen ausfahren,“ rief der Greis in dem Wunsch, seine beiden Tyrannen zu einigen. „Lieber Onkel, du wirst zu Fuß mit mir gehen, oder ich komme nicht mehr her; denn dann hätte die Stadt Issoudun recht: du ständest wirklich unter Fräulein Braziers Herrschaft ... Daß mein Onkel Sie liebt, schön!“ fuhr er fort, indem er einen bleiernen Blick auf Flora heftete. „Daß Sie meinen Onkel nicht lieben, ist auch noch in der Ordnung. Aber daß Sie den guten Mann unglücklich machen ... Halt! Wenn man eine Erbschaft will, muß man sie sich verdienen Kommst du, lieber Onkel?“

Philipp sah, wie sich auf dem Gesicht dieses armen Dummkopfs, dessen Augen von Philipp zu Flora schweif-

ten, grausames Zögern malte. „Ah! So steht es!“ fuhr der Oberstleutnant fort. „Also adieu, lieber Onkel. Ihnen, gnädiges Fräulein, küsse ich die Hände.“

An der Tür wandte er sich plötzlich um und überraschte Flora noch einmal, wie sie seinem Onkel eine drohende Geste zeigte. „Lieber Onkel,“ sagte er, „wenn du mit mir spazieren gehen willst, so werde ich dich vor deiner Tür treffen; ich will Herrn Hochon einen Besuch von zehn Minuten machen ... Wenn wir nicht spazieren gehen, so übernehme ich es, allerlei Leute spazieren zu schicken.“ Und Philipp schritt über die Place Saint-Jean, um zu den Hochons zu gehen.

Jedermann wird ahnen, was für eine Szene die Herrn Hochon von Philipp gemachte Enthüllung über seine beiden Enkel in dieser Familie vorbereitet hatte. Um neun Uhr stellte sich der alte Herr Héron, mit Papieren versehen, in dem Saal ein, den der Greis seiner Gewohnheit entgegen hatte heizen lassen. Frau Hochon, die um diese ungewohnte Stunde bereits angekleidet war, saß in ihrem Sessel am Kamin. Die beiden Enkel, die durch Adolphine vor einem Gewitter gewarnt worden waren, das sich seit dem gestrigen Tage über ihren Häuptern zusammengezogen hatte, waren mit Hausarrest belegt worden. Als Gritte sie gerufen hatte, erschraken sie vor der Feierlichkeit ihrer Großeltern, deren Kälte und Zorn seit vierundzwanzig Stunden über ihnen grollten.

„Stehen Sie um ihretwillen nicht auf,“ sagte der Greis zu Herrn Héron, „Sie sehen zwei Elende, die jeder Verzeihung unwürdig sind.“ „O, Großpapa!“ erwiderte Franz. „Schweigt!“ rief der alte Mann feierlich. „Ich kenne euer nächtliches Treiben und eure Verbindung mit Herrn Maxence Gilet; aber ihr werdet ihn nicht mehr um ein Uhr nachts bei der Cognette aufsuchen, denn ihr werdet dies Haus nur verlassen, um euch an euren Bestimmungsort zu

begeben. Was! Ihr habt Fario ruiniert? Was! Ihr seid mehrmals fast mit dem Gericht in Konflikt geraten?... Schweigt!“ rief er, als er sah, daß Baruch den Mund auftun wollte. „Ihr schuldet Herrn Maxence, der euch seit sechs Jahren alles für eure Ausschweifungen leiht, beide Geld? Hört meinen Vormundschaftsbericht an, reden können wir nachher. Ihr werdet aus diesen Akten erkennen, ob ihr euch über mich, ob ihr euch über die Familie und ihre Gesetze lustig machen könnt, indem ihr die Geheimnisse meines Hauses verratet, indem ihr einem Herrn Maxence Gilet berichtet, was hier gesagt wird und geschieht... Für tausend Taler macht ihr euch zu Spionen; ihr würdet für tausend Taler wohl auch zu Meuchelmördern werden?... Aber habt ihr nicht Frau Bridau schon beinahe getötet? Denn Herr Gilet wußte sehr genau, daß Fario ihm den Messerstich versetzt hatte, als er dieses Attentat auf meinen Gast, auf Joseph Bridau, schob. Wenn dieser Galgenbube ein solches Verbrechen begehen konnte, so lag es daran, daß er durch euch von Frau Agathes Absicht erfahren hatte, hier zu bleiben. Ihr, meine Enkel, seid die Spione eines solchen Menschen! Ihr seid Räuber!... Wußtet ihr nicht, daß euer würdiger Führer schon zu Beginn seiner Laufbahn, 1806, ein armes junges Geschöpf getötet hat? Ich will in meiner Familie keine Diebe oder Mörder haben; ihr w[illegible]et eure Koffer packen, und ihr werdet euch ander[illegible]gen lassen!“ Die jungen Leute standen blaß und [illegible]gslos wie Gipsstatuen da.

„Bitte, Herr Héron,“ sagte der Geizhals zu dem Notar. Der Greis las einen Vormundschaftsbericht ab, aus dem hervorging, daß das reine und flüssige Vermögen der beiden Kinder Borniches sich auf siebzigtausend Franken belief, eine Summe, die die Mitgift ihrer Mutter darstellte; aber Herr Hochon hatte seiner Tochter ziemlich hohe

Summen leihen lassen, und unter dem Namen der Darleiher sah er sich im Besitz eines Teils des Vermögens seiner Enkel Borniche. Die Hälfte, die Baruch zufiel, belief sich auf zwanzigtausend Franken. „Da bist du ja reich," sagte der Greis; „nimm dein Vermögen und lerne selber gehen! Mir bleibt das Recht, meinen Besitz und den meiner Gattin, die in diesem Augenblick all meine Gedanken teilt, unserer lieben Adolphine zu geben; ja, wir werden sie, wenn wir wollen, mit dem Sohn eines Pairs von Frankreich verheiraten, denn sie wird all unsere Kapitalien erhalten." „Ein schönes Vermögen!" sagte Herr Héron. „Herr Maxence Gilet wird euch entschädigen," sagte Frau Hochon. „Da sammle noch einer Frankenstücke für solche Halunken! . . ." rief Herr Hochon. „Verzeiht," sagte Baruch stammelnd. „Verzeiht, ich will's nicht wieder tun!" wiederholte der Greis spottend, indem er Kinderstimmen nachahmte. „Wenn ich euch verzeihe, so geht ihr hin und sagt Herrn Maxence, was vorgeht, damit er auf der Hut ist . . . Nein, nein, meine kleinen Herren. Ich weiß ein Mittel, zu erfahren, wie ihr euch aufführen werdet. Wie ihr handelt, so werde ich handeln. Ich will euch nicht nach dem guten Verhalten eines Tages oder eines Monats beurteilen, sondern nach dem mehrerer Jahre! . . . Ich habe noch gute Beine, ein gutes Auge und eine gute Gesundheit. Ich hoffe noch lange genug zu leben, um zu sehen, auf welchen Weg ihr die Füße setzen werdet. Du, Herr Kapitalist, wirst zunächst nach Paris gehen, um bei Herrn Mongenod das Bankfach zu studieren. Weh dir, wenn du nicht auf dem geraden Wege bleibst: dort wird man ein Auge auf dich haben. Dein Geld wird bei den Herren Mongenod und Sohn liegen bleiben; hier hast du einen Wechsel über die Summe. Also entlaste mich und unterschreibe den Vormundschaftsbericht, der mit einer Quittung schließt,"

sagte er, indem er Herrn Héron den Bericht aus der Hand nahm und ihn Baruch hinhielt. „Und was dich angeht, Franz Hochon, so schuldest du mir Geld, statt welches zu erheben,“ fuhr der Greis fort, indem er seinen zweiten Enkel ansah. „Herr Héron, lesen Sie ihm seinen Bericht vor; er ist klar . . . sehr klar.“ Die Vorlesung fand unter tiefstem Schweigen statt. „Du wirst mit sechshundert Franken jährlich nach Poitiers gehen, um dort die Rechte zu studieren,“ sagte der Großvater, als der Notar zu Ende war. „Ich hatte dir ein schönes Leben bestimmt: jetzt mußt du Advokat werden, um dir dein Leben zu verdienen. Ah, meine Schlingel, ihr habt mich sechs Jahre lang überflügelt! Wißt, daß ich nur eine Stunde nötig hatte, um euch einzuholen: ich habe Siebenmeilenstiefel.“

In dem Augenblick, als der alte Herr Héron ging und seine Akten mitnahm, meldete Gritte den Herrn Obersten Philipp Bridau. Frau Hochon ging hinaus und führte ihre beiden Enkel in ihr Zimmer, um sie, wie der alte Hochon es ausdrückte, ‚in die Beichte zu nehmen‘ und auszuforschen, welchen Eindruck diese Szene auf sie gemacht hatte.

Philipp trat mit dem Greis in die Nische eines Fensters, wo sie mit leiser Stimme zu sprechen begannen. „Ich habe mir den Stand Ihrer Geschäfte genau überlegt,“ sagte Herr Hochon, indem er auf das Haus Rouget zeigte. „Ich habe eben mit Herrn Héron darüber gesprochen. Die Papiere über die fünfzigtausend Franken Rente kann nur der verkaufen, dessen Namen sie tragen, oder ein Bevollmächtigter. Nun hat Ihr Onkel, seit Sie hier sind, bei keinem Notar eine Vollmacht unterschrieben; und da er Issoudun nicht verlassen hat, so kann er sie auch nicht anderswo unterschrieben haben. Wenn er hier eine Vollmacht unterschreibt, so werden wir es sofort erfahren;

wenn er außerhalb eine gibt, so werden wir es genau so gut erfahren, denn er muß sie eintragen lassen, und der würdige Herr Héron wird sogleich gewarnt. Wenn also der gute Mann Issoudun verläßt, so lassen Sie ihn verfolgen, bringen Sie in Erfahrung, wohin er gegangen ist, und wir werden Mittel und Wege finden, zu erkunden, was er dort gemacht hat."

„Die Vollmacht ist noch nicht erteilt," sagte Philipp. „Man verlangt sie; aber ich hoffe, ich kann verhindern, daß sie erteilt wird; und — sie — wird — nicht — erteilt — werden!" rief der Kriegsknecht, als er seinen Onkel auf der Schwelle seiner Tür sah. Er zeigte ihn Herrn Hochon und setzte ihm in Kürze die Ereignisse auseinander, die, zugleich so klein und so groß, bei seinem Besuch einander gefolgt waren. „Maxence hat Angst vor mir, aber er kann mir nicht ausweichen. Mignonnet hat mir gesagt, alle Offiziere der alten Armee feierten jedes Jahr das Krönungsfest des Kaisers hier in Issoudun: nun, in zwei Tagen werden Maxence und ich uns sehen." „Wenn er die Vollmacht am ersten Dezember morgens hat, so steigt er in die Post und fährt nach Paris; dann wird er das Fest in aller Ruhe versäumen . . ." „Gut, es handelt sich also darum, meinen Onkel festzuhalten; aber ich habe den Blick, der die Dummköpfe hypnotisiert," sagte Philipp, indem er Herrn Hochon unter einem grauenhaften Blick erbeben ließ. „Wenn sie ihn mit Ihnen spazieren gehen lassen, so hat Maxence ohne Frage ein Mittel entdeckt, die Partie trotzdem zu gewinnen," bemerkte der geizige Greis. „Oh! Fario wacht!" erwiderte Philipp; „und er wacht nicht allein. Dieser Spanier hat mir in der Umgebung von Vatan einen meiner alten Soldaten aufgetrieben, dem ich einen Dienst geleistet habe. Ohne daß man es ahnt, steht Benjamin Bourdet unter dem Befehl meines Spaniers, der ihm selbst eins seiner

I

Pferde zur Verfügung gestellt hat." „Wenn Sie dieses Ungeheuer töten, das mir meine Enkel verführt hat, so tun Sie gewiß eine gute Tat." „Heute weiß man dank meiner Bemühungen in ganz Issoudun, was Maxence seit sechs Jahren in den Nächten getrieben hat," erwiderte Philipp „Und das Gerede, wie Sie sagen, nimmt mit ihm seinen Lauf. Moralisch ist er verloren."

Sowie Philipp seinen Onkel verlassen hatte, trat Flora zu Max ins Zimmer, um ihm selbst die geringsten Einzelheiten des Besuches mitzuteilen, den sein verwegener Neffe ihm soeben gemacht hatte. „Was tun?" fragte sie. „Ehe ich zum letzten Mittel greife, das heißt, mich mit diesem großen Leichnam schlage," erwiderte Maxence, „müssen wir mit einem großen Schachzug alles daran setzen. Laß also unseren Dummkopf mit seinem Neffen ausgehen!" „Aber dieser Hundsfott macht keine langen Umwege," rief Flora aus, „er wird ihm die Dinge bei ihrem Namen nennen." „Höre doch zu," sagte Maxence mit schneidendem Ton. „Meinst du, ich hätte nicht an der Tür gehorcht und unsere Lage überlegt? Bitte den Vater Cognet um ein Pferd und einen kleinen Wagen; wir brauchen ihn gleich; alles muß in fünf Minuten bereit sein. Tu deine ganzen Sachen hinein, nimm Vedie mit und fahre nach Vatan; richte dich dort ein wie eine Frau, die dort bleiben will, und nimm die zwanzigtausend Franken, die er in seinem Sekretär hat. Wenn ich dir den guten Mann nach Vatan bringe, so willigst du nicht eher ein, hierher zurückzukehren, als bis du die Vollmacht unterschrieben in der Hand hast. Ich fahre nach Paris, während du nach Issoudun zurückkehrst. Wenn Jean Jacques von seinem Spaziergang zurückkommt und dich nicht mehr vorfindet, so wird er den Kopf verlieren, er wird dir nachlaufen wollen ... Nun gut, dann übernehme ich es, mit ihm zu reden ..."

Während dies Komplott geschmiedet wurde, führte Philipp seinen Onkel, dem er den Arm gereicht hatte, davon, um mit ihm auf dem Boulevard Baron spazieren zu gehen.

„Da sind zwei große Politiker im Kampf," sagte der alte Hochon bei sich selber, als er dem Neffen, der seinen Onkel führte, mit den Augen folgte. „Ich bin auf den Ausgang dieses Spiels begierig, dessen Einsatz neunzigtausend Franken Rente sind."

„Mein lieber Onkel," sagte Philipp zu dem Vater Rouget, und die Wahl seiner Worte roch nach seinen Liebeleien in Paris, „du liebst dies Mädchen, und du tust verteufelt recht daran; sie ist verdammt schön! Statt dich zu hätscheln, hat sie dich zu ihrem Lakaien gemacht, auch das ist ganz einfach; sie sähe dich gern sechs Fuß unter der Erde, um Maxence heiraten zu können, denn sie betet ihn an ..." „Ja, ich weiß das, Philipp, aber ich liebe sie trotzdem." „Nun, bei den Eingeweiden meiner Mutter, die ja deine Schwester ist," fuhr Philipp fort, „ich habe geschworen, dir deine Krebsfischerin geschmeidig zu machen wie einen Handschuh, genau wie sie war, ehe dieser Schlingel, der nicht wert ist, in der kaiserlichen Garde gedient zu haben, in dein Haus zog ..." „O, wenn du das tätest! ..." sagte der Greis. „Das ist ganz einfach," erwiderte Philipp, indem er seinem Onkel das Wort abschnitt, „ich werde dir Maxence wie einen Hund töten ... Aber ... unter einer Bedingung," sagte der Kriegsknecht. „Unter welcher?" fragte der alte Rouget, indem er seinen Neffen mit stumpfem Blick ansah. „Daß du die Vollmacht, die man von dir verlangt, nicht vor dem dritten Dezember unterschreibst; bis dahin mußt du es hinausschieben. Diese beiden Halsabschneider verlangen die Erlaubnis, deine fünfzigtausend Franken Rente zu verkaufen, einzig, um nach Paris zu entschlüpfen, sich da zu heiraten und sich mit deiner Million gütlich

zu tun . . .“ „Das fürchte ich auch,“ erwiderte Rouget. „Nun, was man auch tue, verschiebe die Vollmacht bis zur nächsten Woche.“ „Ja, aber wenn Flora mit mir redet, dann rührt sie mir die Seele auf, daß ich den Verstand verlieren könnte. Und wenn sie mich auf eine gewisse Art ansieht, dann scheinen mir ihre blauen Augen das Paradies, und ich bin nicht mehr mein eigener Herr, besonders wenn sie mich seit ein paar Tagen streng behandelt hat.“ „Gut, wenn sie die Zuckersüße spielt, so begnüge dich damit, die Vollmacht zu versprechen, und melde es mir am Tage vor der Unterschrift. Das soll mir genügen. Maxence darf nicht dein Bevollmächtigter werden, oder er soll zuvor mich getötet haben. Wenn ich ihn töte, nimmst du mich an seiner Stelle zu dir, und dann soll dies hübsche Mädchen dir nach dem Wink und nach den Augen tanzen. Ja, Flora soll dich lieben, Gottsdonnerwetter! Und wenn du nicht mit ihr zufrieden bist, so werde ich sie peitschen.“ „O, das würde ich niemals dulden. Ein Schlag gegen Flora würde mich ins Herz treffen.“ „Und doch ist das die einzige Art und Weise, Frauen und Pferde zu lenken. So macht der Mann sich gefürchtet, geliebt und geachtet. Das ist alles, was ich dir ins Ohr sagen wollte . . . Guten Tag, meine Herren!“ sagte er zu Mignonnet und Carpentier. „Ich führe meinen Onkel spazieren, wie Sie sehen, und ich versuche, ihn zu erziehen; denn wir leben in einem Jahrhundert, in dem die Kinder sich gezwungen sehen, ihre Großeltern in Zucht zu nehmen.“ Man grüßte sich gegenseitig. „Sie sehen in meinem lieben Onkel die Wirkungen einer unglücklichen Leidenschaft,“ fuhr der Oberst fort. „Man will ihn seines Vermögens berauben und ihn dann wie Baba sitzen lassen; Sie wissen, von wem ich rede. Der gute Mann kennt das Komplott, und er hat nicht die Kraft, Liebchen ein paar Tage zu entbehren,

um den Anschlag zunichte zu machen.“ Philipp setzte die Lage, in der sein Onkel sich befand, klar auseinander. „Meine Herren,“ sagte er zum Schluß, „Sie sehen, es gibt keine zwei Wege, meinen Onkel zu befreien: der Oberst Bridau muß den Kommandanten Gilet töten, oder der Kommandant Gilet den Obersten Bridau. Wir feiern übermorgen die Krönung des Kaisers; ich zähle auf Sie, daß Sie die Plätze bei dem Festmahl so verteilen, daß ich dem Kommandanten Gilet gegenüber sitze. Ich hoffe, Sie werden mir die Ehre erweisen, meine Zeugen zu sein.“ „Wir werden Sie zum Vorsitzenden wählen und Ihnen zur Seite sitzen. Max wird als Vizepräsident Ihr Gegenüber sein,“ erwiderte Mignonnet. „O, der Halunke wird den Kommandanten Potel und den Hauptmann Renard für sich haben,“ sagte Carpentier. „Trotz allem, was man in der Stadt über seine nächtlichen Streifzüge redet, sind diese beiden wackeren Leute schon seine Sekundanten gewesen; sie werden ihm treu bleiben . . .“ „Du siehst, lieber Onkel,“ sagte Philipp, „wie sich das trifft; also unterschreibe nichts vor dem dritten Dezember, denn übermorgen bist du frei, glücklich, geliebt und der Brandschatzung entledigt . . .“ „Lieber Neffe,“ sagte der Greis entsetzt, „Du kennst ihn nicht. Maxence hat schon neun Menschen im Duell getötet.“ „Ja, aber es handelte sich dabei nicht um einen Diebstahl von hunderttausend Franken Rente,“ erwiderte Philipp. „Ein böses Gewissen verdirbt die Hand,“ sagte Mignonnet sentenziös. „In ein paar Tagen“, fuhr Philipp fort, „wirst du mit der Krebsfischerin zusammen leben wie zwei Turteltäubchen, wenn nur erst ihre Trauer vorüber ist; denn sie wird sich winden wie ein Wurm, sie wird kläffen, sie wird in Tränen ausbrechen; aber . . . laß das Wasser fließen!“

Die beiden Offiziere unterstützten Philipps Argumente und suchten dem Vater Rouget Mut zu machen, während

sie etwa zwei Stunden lang mit ihm spazieren gingen. Schließlich brachte Philipp seinen Onkel nach Hause und sagte ihm als letztes Wort: „Also fasse keinerlei Entschluß ohne mich. Ich kenne die Frauen. Ich habe eine ausgehalten, die mich teurer zu stehen gekommen ist, als Flora dich je zu stehen kommen wird! . . . Dafür habe ich auch bei ihr für den Rest meiner Tage gelernt, wie ich mich dem schönen Geschlecht gegenüber zu verhalten habe. Die Frauen sind unartige Kinder, sie sind Tiere, die rückständig sind dem Mann gegenüber; deshalb müssen sie uns fürchten; denn für uns ist das schlimmste, wenn uns diese Bestien beherrschen."

Es war etwa zwei Uhr nachmittags, als der gute Mann nach Hause kam. Kouski öffnete ihm weinend die Tür, oder wenigstens tat er auf Gilets Befehl, als weinte er. „Was gibt es?" fragte Jean Jacques. „Ach, gnädiger Herr, die gnädige Frau ist mit Vedie fort!" „Fo—ort?" wiederholte der Greis mit erstickter Stimme. Der Schlag traf so heftig, daß Rouget sich auf eine der Stufen seiner Treppe setzen mußte. Einen Augenblick später stand er wieder auf, blickte in den Saal, in die Küche, stieg nach oben in sein Zimmer, ging durch alle Räume, kehrte in den Saal zurück, warf sich in einen Sessel und brach in Tränen aus. „Wo ist sie?" rief er schluchzend. „Wo ist sie? Wo ist Max?" „Ich weiß es nicht," erwiderte Kouski; „der Kommandant ist ausgegangen, ohne mir ein Wort zu sagen."

Gilet hatte es als geschickter Politiker für nötig gehalten, in der Stadt umherzuschlendern. Wenn er den Greis seiner Verzweiflung allein überließ, so machte er ihm seine Verlassenheit erst recht fühlbar und ihn selber seinem Ratschlag gefügig. Um aber zu verhindern, daß Philipp seinem Onkel in dieser Krisis beistand, hatte Max Kouski befohlen, niemandem die Tür zu öffnen. Da Flora fort war,

so hatte der Greis Zügel und Gebiß verloren, und die Lage war äußerst kritisch. Nun wurde Maxence Gilet auf seinem Gang durch die Stadt von vielen Leuten gemieden, die sich noch gestern beeilt hätten, ihm die Hand zu drücken. Es machte sich eine allgemeine Reaktion gegen ihn geltend. Die Taten der Ritter des Müßiggangs waren auf aller Zungen. Die endlich aufgeklärte Geschichte der Verhaftung Joseph Bridaus entehrte Max, dessen Leben und Taten in einem Tage die gerechte Schätzung fanden. Gilet begegnete dem Kommandanten Potel, der ihn suchte und außer sich war.

„Was hast du, Potel?“ „Mein Lieber, die kaiserliche Garde wird in der ganzen Stadt beschimpft!... Die Zivilisten ziehen über dich her, und der Rückschlag trifft mich ins Herz.“ „Worüber beklagen sie sich?“ fragte Max. „Über das, was du ihnen nachts angetan hast.“ „Als ob man sich nicht ein wenig amüsieren könnte!...“ „Das ist noch nichts,“ sagte Potel. Er gehörte zu jener Gattung von Offizieren, die einem Bürgermeister antworteten: „Ach, man wird Ihnen Ihre Stadt bezahlen, wenn man sie abbrennt!“ Daher machte er sich sehr wenig aus den Possen des Müßiggangs. „Was noch?“ fragte Gilet. „Die Garde gegen die Garde! Das bricht mir das Herz. Bridau hat all diese Bürger gegen dich losgelassen. Die Garde gegen die Garde!... Nein, das geht nicht! Du darfst nicht mehr zurückweichen, Max, und du mußt mit Bridau antreten. Sieh, ich hatte selber Lust, mit dieser Kanaille Streit anzufangen und ihn hinzulegen; denn dann hätten die Bürger nicht die Garde gegen die Garde gesehen. Im Krieg, da will ich nichts sagen: zwei Kerle von der Garde haben Streit, man schlägt sich, es sind keine Zivilisten dabei, die sich über sie lustig machen. Nein, dieser Lümmel hat nie in der Garde gedient. Ein Mann von der Garde kann sich nicht vor all

den Bürgern so gegen einen andern von der Garde benehmen! Ach! Die Garde ist beschimpft, und noch dazu in Issoudun, wo sie sonst geehrt wurde!“ „Nun, Potel, mache dir keine Sorge,“ erwiderte Maxence. „Selbst wenn du mich bei dem Jahresfest nicht sehen solltest . . .“ „Du wolltest übermorgen nicht zu Lacroix kommen?“ rief Potel aus, indem er seinen Freund unterbrach. „Aber willst du denn als Feigling gelten; soll es aussehen, als flöhest du Bridau? Nein, nein! Die Grenadiere der Garde dürfen nicht vor den Gardedragonern weichen. Ordne deine Geschäfte anderweitig und sei da! . . .“ „Noch einen in die Nacht zu befördern,“ sagte Max. „Also ich denke, ich kann da sein und meine Geschäfte außerdem noch ordnen! . . . Denn“, sagte er bei sich selber, „die Vollmacht darf nicht auf meinen Namen lauten. Wie der alte Héron sagt, das würde zu sehr nach einem Diebstahl aussehen.“ Dieser Löwe knirschte mit den Zähnen, als er sich in den von Philipp Bridau gesponnenen Netzen verstrickt sah; er mied die Blicke all derer, denen er begegnete, und ging über den Boulevard Vilatte nach Hause, indem er mit sich selber sprach. „Ehe ich mich schlage, muß ich die Renten haben,“ sagte er bei sich. „Wenn ich sterbe, so fällt dies Geld wenigstens nicht an diesen Philipp. Ich habe es bis dahin auf Floras Namen überschrieben. Nach meinen Anweisungen wird das [illegible] geradenwegs nach Paris gehen und kann, wenn sie [illegible] den Sohn irgendeines Marschalls [illegible] heiraten, den man abgesetzt hat. [illegible] Vollmacht muß [illegible] auf Baruchs Namen ausstellen, und [illegible] nur auf meinen Befehl umschreiben.“

Max, soweit muß [illegible] gerecht [illegible] dem Schein nach nie ruhiger, als wenn sein Blut [illegible] seine Gedanken kochten. Daher konnte man auch nirgends die [illegible] schaften, die den großen General ausmachen, in so hohem

Grade in einem Offizier vereinigt finden. Wäre er nicht durch die Gefangenschaft in seiner Laufbahn aufgehalten worden, so hätte Napoleon in diesem Burschen sicherlich einen jener Männer gefunden, wie sie für ungeheure Unternehmungen so notwendig sind. Als er in den Saal trat, wo das Opfer all dieser zugleich so komischen und tragischen Szenen immer noch weinte, fragte Max nach der Ursache dieser Verzweiflung, er spielte den Erstaunten, er wußte von nichts, er erfuhr von Floras Abreise mit gut gespielter Überraschung, er stellte Kouski Fragen, [illegible] ein[illegible] Aufklärung über diese unbegreifliche Reise zu erhalten.

„Die gnädige Frau hat mir gesagt," erwiderte Kouski, „[illegible] dem Herrn sagen, sie hätte die zwanzigtausend [illegible] Gold, die in dem Sekretär lagen, mitgenommen; [illegible] die Summe würde ihr der Herr als ihren L[illegible] zweiundzwanzig Jahren nicht abschlagen." „Ihren Lohn?" fragte Rouget. „Ja," erwiderte Kouski. „‚Ach, ich komm nicht wieder!' hat sie zu Vedie gesagt, als sie ging, denn die arme Vedie, die sehr an dem Herrn hängt, machte der gnädigen Frau Vorstellungen. ‚Nein, nein,' sagte sie, ‚er hat nicht die geringste Zuneigung zu mir; er hat mich von seinem [illegible] behandeln lassen wie die letzte der letzten!...' Und sie weinte... heiße Tränen!" „Ach, was mache ich mir aus Philipp!" rief der Greis, den Maxence beobachtete. „Wo ist Flora? Wie kann man erfahren, wo sie ist?" „Philipp, auf dessen Rat Sie hören, wird Ihnen helfen," erwiderte Maxence kühl. „Philipp?" sagte der Greis, „was vermag der über dieses Kind? Nur du kannst Flora finden, mein guter Max, dir wird sie folgen, du mußt sie mir wiederbringen..." „Ich will Herrn Bridau keinerlei Hindernis in den Weg legen," sagte Max. „Bei Gott!" rief Rouget, „wenn dir das Bedenken macht, so hat er mir versprochen,

dich zu töten.“ „Ah!“ rief Gilet lachend, „wir werden ja sehen!“ „Mein Freund,“ sagte der Greis, „suche Flora und sage ihr, ich würde alles tun, was sie will ...“ „Man wird sie wohl irgendwo in der Stadt haben vorüberfahren sehen,“ sagte Max zu Kouski. „Serviere uns das Diner, setze alles auf den Tisch und erkundige dich von Ort zu Ort, damit du uns beim Dessert sagen kannst, welchen Weg Fräulein Brazier eingeschlagen hat.“

Dieser Befehl beruhigte den armen Mann wenigstens für den Augenblick, obwohl er stöhnte wie ein Kind, dem seine Amme genommen wird. Jetzt erschien Max Rouget, der ihn als die Ursache all seines Unglücks haßte, wie ein Engel. Eine Leidenschaft wie die des Vaters Rouget für Flora gleicht in erstaunlichem Grade kindischer Dummheit. Um sechs Uhr kam der Pole, der ganz einfach spazieren gegangen war, zurück und meldete, die Krebsfischerin habe den Weg nach Vatan eingeschlagen. „Die gnädige Frau kehrt in ihre Heimat zurück, das ist klar,“ sagte Kouski.

„Wollen Sie noch heute abend mit nach Vatan kommen?“ fragte Max den Greis. „Die Straße ist schlecht, aber Kouski kann fahren, und Sie werden die Versöhnung besser heute abend um acht als morgen früh abschließen.“ „Auf!“ rief Rouget. „Spanne vorsichtig das Pferd an und sieh zu, daß um der Ehre des Herrn Rouget willen die Stadt nichts von diesen Dummheiten erfährt. Sattle mir meinen Gaul, ich reite vorauf,“ fügte er Kouski ins Ohr flüsternd hinzu.

Herr Hochon hatte Philipp Bridau bereits von Fräulein Braziers Abreise verständigt. Der stand bei Herrn Mignonnet vom Tisch auf und eilte auf die Place Saint-Jean, denn er erriet das Ziel dieser geschickten Strategie sehr gut. Als Philipp pochte, um zu seinem Onkel hinein zu kommen, gab Kouski ihm durch ein Fenster des

ersten Stocks zur Antwort, Herr Rouget könne niemanden empfangen.

„Fario,“ sagte Philipp zu dem Spanier, der in der Grande-Narette spazieren ging, „lauf und sage Benjamin, er solle aufsitzen; es ist wichtig, daß ich erfahre, was aus meinem Onkel und Maxence wird.“ „Man spannt das Pferd vor die Berline,“ erwiderte Fario, der Rougets Haus überwachte. „Wenn sie nach Vatan fahren,“ sagte Philipp, „so treibe mir ein zweites Pferd auf und komm mit Benjamin zu Herrn Mignonnet.“

„Was denken Sie zu tun?“ sagte Herr Hochon, der aus seinem Hause trat, als er Philipp und Fario auf dem Platz sah. „Das Talent eines Generals, mein lieber Herr Hochon, besteht nicht nur darin, die Bewegungen des Feindes genau zu beobachten, sondern auch darin, aus seinen Bewegungen seine Absichten zu erraten und seinen Plan stets zu ändern, wenn der Feind ihn durch einen unvorhergesehenen Schritt zerstört. Sehen Sie, wenn mein Onkel und Maxence zusammen in dem Wagen sitzen, so fahren sie nach Vatan; Maxence hat ihm versprochen, ihn mit Flora, die fugit ad salices — denn dieses Manöver gehört dem General Virgil — zu versöhnen. Wenn es sich so abspielt, dann weiß ich nicht, was ich machen soll; aber ich habe die Nacht vor mir, denn mein Onkel wird die Vollmacht nicht um zehn Uhr abends unterschreiben, da liegen die Notare im Bett. Wenn, wie das Stampfen des zweiten Pferdes mir meldet, Max Flora Anweisungen geben will, indem er ihm vorauseilt, und das scheint mir für ihn nötig und wahrscheinlich, so ist der Schelm verloren! Dann werden Sie sehen, wie wir im Spiel um die Erbschaft Revanche nehmen, wir alten Soldaten ... Und da ich für diesen letzten Stich der Partie einen zweiten brauche, so kehre ich zu Herrn Mignonnet zurück, um mich dort mit meinem Freund Carpentier zu verständigen.“

Nachdem er Herrn Hochon die Hand gedrückt hatte, stieg Philipp die Petite-Narette hinab, um zum Kommandanten Mignonnet zu gehen. Zehn Minuten darauf sah Herr Hochon Maxence im Trab davonreiten, und seine greisenhafte Neugier wurde dadurch so sehr angereizt, daß er am Saalfenster stehen blieb und auf das Geräusch des alten Einspänners lauschte, das nicht auf sich warten ließ. In seiner Ungeduld folgte Jean Jacques Maxence mit zwanzig Minuten Abstand. Kouski fuhr, ohne Zweifel auf Befehl seines wahren Herrn, im Schritt, wenigstens durch die Stadt. „Wenn sie nach Paris fahren, so ist alles verloren," sagte Herr Hochon bei sich.

In diesem Augenblick traf ein kleiner Junge aus dem Römischen Viertel bei Herrn Hochon ein: er brachte einen Brief für Baruch. Die beiden Enkel, die seit dem Morgen noch wie arme Sünder umhergingen, hatten sich freiwillig Hausarrest auferlegt. Als sie sich ihre Zukunft überlegten, hatten sie erkannt, wieviel Rücksicht sie auf ihre Großeltern nehmen mußten. Es konnte Baruch nicht unbekannt sein, welchen Einfluß sein Großvater Hochon auf seine Großeltern Borniche ausübte; Herr Hochon würde nicht verfehlen, Adolphine auch das Vermögen der Borniches zuzuwenden, wenn ihr Verhalten sie dazu ermächtigte, ihre Hoffnungen auf die große Heirat zu setzen, mit der man noch am Morgen gedroht hatte. Er war reicher als Franz und hatte also viel zu verlieren; deshalb war er für eine vollständige Unterwerfung, indem er keine anderen Bedingungen stellte, als daß man seine Schulden bei Max bezahlte. Was Franz anging, so lag seine Zukunft in der Hand seines Großvaters; er hatte ein Vermögen nur von ihm zu erwarten, denn nach dem Vormundschaftsbericht war er sein Schuldner. Nun leisteten die beiden jungen Leute feierliche Versprechungen, zumal ihre Reue durch ihre gefährdeten Interessen an-

gestachelt wurde, und Frau Hochon beruhigte sie in betreff ihrer Schulden bei Maxence. „Ihr habt Dummheiten gemacht,“ sagte sie; „macht sie durch ein verständiges Benehmen wieder gut, und Herr Hochon wird sich versöhnen lassen.“

Als also Franz über Baruchs Schulter hinweg den Brief gelesen hatte, flüsterte er ihm ins Ohr: „Frage Großpapa um Rat.“ „Da,“ sagte Baruch, als er dem alten Mann den Brief überbrachte. „Lies ihn mir vor, ich habe meine Brille nicht da.“

„Mein lieber Freund!

Ich hoffe, Du wirst unter den ernsten Umständen, denen ich mich gegenüber sehe, nicht zögern, mir einen Dienst zu leisten, indem Du Dich bereit erklärst, Herrn Rougets Bevollmächtigter zu sein. Sei also morgen früh um neun Uhr in Vatan. Ich werde Dich ohne Zweifel nach Paris schicken; aber sei ruhig, ich werde Dir das Geld für die Reise geben und schleunigst zu Dir stoßen, denn ich bin so gut wie sicher, daß ich Issoudun am dritten Dezember verlassen muß. Adieu, ich zähle auf Deine Freundschaft, zähle Du auf die Deines Maxence.“

„Gott sei gelobt!“ rief Herr Hochon, „die Erbschaft ist aus den Krallen dieser Teufel gerettet!“ „Das wird so sein, wenn du es sagst,“ sagte Frau Hochon; „und ich danke Gott dafür, der ohne Zweifel meine Gebete erhört hat. Der Triumph der Bösen ist stets nur vorübergehend.“ „Du wirst nach Vatan gehen, du wirst die Vollmacht des Herrn Rouget annehmen,“ sagte der Greis zu Baruch. „Es handelt sich darum, fünfzigtausend Franken Rente auf den Namen des Fräulein Brazier umzuschreiben. Du wirst auch nach Paris aufbrechen; aber du wirst in Orleans halt machen und auf ein Wort von mir warten. Laß niemanden, wer es auch sei, wissen, wo du wohnst, und

steige in der letzten Herberge des Vororts Bannier ab, und wäre es eine Fuhrmannsherberge ..." „Schön!" rief Franz, den das Geräusch eines Wagens in der Grande-Narette an das Fenster gelockt hatte; „hier gibt es Neues: Vater Rouget und Philipp kehren zusammen in der Kalesche zurück, Benjamin und Herr Carpentier folgen zu Pferde! ..." „Ich gehe hinüber," rief Herr Hochon, dessen Neugier über jede andere Empfindung siegte.

Herr Hochon fand den alten Rouget in seinem Zimmer damit beschäftigt, wie er folgenden Brief schrieb, den sein Neffe ihm diktierte:

„Gnädiges Fräulein!

Wenn Sie nicht gleich nach Empfang dieses Briefes aufbrechen, um zu mir zurückzukehren, so zeigt Ihr Verhalten einen solchen Undank für meine Güte, daß ich das zu Ihren Gunsten gemachte Testament widerrufen und mein Vermögen meinem Neffen Philipp geben werde. Sie begreifen auch, daß Herr Gilet nicht mehr mein Gast sein kann, wenn er sich bei Ihnen in Vatan befindet. Ich beauftrage Herrn Hauptmann Carpentier, Ihnen diesen Brief zu überreichen, und ich hoffe, Sie werden auf seine Ratschläge hören, denn er wird mit Ihnen reden, wie es täte Ihr anhänglicher

J. J. Rouget."

„Der Hauptmann Carpentier und ich, wir sind meinem Onkel begegnet, als er die Dummheit beging, nach Vatan zu fahren und Fräulein Brazier und den Kommandanten Gilet aufzusuchen," sagte Philipp mit beißender Ironie zu Herrn Hochon. „Ich habe meinem Onkel begreiflich gemacht, daß er mit gesenktem Kopf in eine Falle lief: wird ihn dies Mädchen nicht verlassen, sobald er die Vollmacht unterschrieben hat, die sie verlangt, um sich

selbst eine Rente von fünfzigtausend Franken zu verkaufen? Wenn er diesen Brief schreibt, wird er es da nicht erleben, daß die schöne Flüchtige noch heute nacht unter sein Dach zurückkehrt? ... Ich verspreche, Fräulein Brazier für den Rest ihrer Tage geschmeidig zu machen wie eine Binse, wenn mein Onkel mir erlaubt, an Herrn Gilets Stelle zu treten, denn den finde ich hier mehr als nicht am Platz. Habe ich recht? ... Und mein Onkel beklagt sich!" „Lieber Nachbar," sagte Herr Hochon, „Sie haben das beste Mittel ergriffen, um Frieden in Ihrem Hause zu bekommen. Wenn Sie mir glauben wollen, so müssen Sie Ihr Testament aufheben, und dann werden Sie es erleben, daß Flora Ihnen wieder wird, was sie in den ersten Tagen für Sie war." „Nein; denn sie wird mir nicht verzeihen, welchen Schmerz ich ihr antun werde," erwiderte der Greis weinend; „sie wird mich nicht mehr lieben." „Sie wird dich lieben, und tüchtig, ich bürge dafür," sagte Philipp. „Aber machen Sie doch die Augen auf!" rief Herr Hochon Rouget zu. „Man will Sie berauben und verlassen ..." „Ach, wenn ich das sicher wüßte! ..." rief der Dummkopf. „Sehen Sie, hier ist ein Brief, den Maxence an meinen Enkel Borniche geschrieben hat," sagte der alte Hochon. „Lesen Sie!" „Was für ein Greuel!" rief Carpentier aus, als er Rouget unter Tränen den Brief hatte lesen hören. „Ist es nun klar genug, lieber Onkel?" fragte Philipp. „Komm, halte mir dies Mädchen an ihrem Interesse fest, und sie wird dich anbeten ... wie du nur angebetet werden kannst, halb wahr, halb falsch." „Sie liebt Maxence zu sehr, sie wird mich verlassen," sagte der Greis, der ganz verängstigt schien. „Aber, lieber Onkel, Maxence oder ich, einer von uns wird übermorgen keine Spur mehr auf den Straßen Issouduns hinterlassen ..." „Nun also, gehen Sie, Herr Carpentier," erwiderte der gute Mann; „wenn Sie mir

versprechen, daß sie zurückkehrt, so gehen Sie! Sie sind ein ehrlicher Mann, sagen Sie ihr in meinem Namen alles, was Sie ihr sagen zu müssen glauben ...“ „Der Hauptmann Carpentier wird ihr ins Ohr flüstern, daß ich eine Frau aus Paris kommen lasse, deren Jugend und Schönheit etwas ganz Allerliebstes sind,“ sagte Philipp Bridau, „und die Halunkin kehrt in Karriere zurück.“

Der Hauptmann brach auf und fuhr die alte Kalesche selbst; Benjamin begleitete ihn zu Pferde, denn Kouski war nirgends zu finden. Obgleich die beiden Offiziere ihm mit einem Prozeß und mit dem Verlust seiner Stellung gedroht hatten, war der Pole auf einem Mietspferd nach Vatan entflohen, um Maxence und Flora den Handstreich ihres Gegners zu melden. Wenn Carpentier seine Mission erfüllt hatte, sollte er Benjamins Pferd nehmen, da er nicht mit der Krebsfischerin fahren wollte. Als Philipp von Kouskis Flucht vernahm, sagte er zu Benjamin: „Du wirst den Polen hier von heute abend an ersetzen. Also versuche, ohne daß Flora es merkt, hinten auf die Kalesche zu klettern, damit du zugleich mit ihr hier bist ... Das nimmt Gestalt an, Papa Hochon!“ rief der Oberstleutnant. „Das Festmahl übermorgen wird heiter!“ „Sie wollen sich hier einrichten?“ fragte der geizige Greis. „Ich habe eben Fario gesagt, daß er mir all meine Sachen schicken soll. Ich werde in dem Zimmer schlafen, dessen Tür auf denselben Flur geht wie Gilets Zimmer; mein Onkel ist damit einverstanden.“

„Was wird aus all dem werden?“ rief der gute Mann ängstlich. „In vier Stunden wird Ihnen eine Flora werden, sanft wie ein Osterlamm,“ erwiderte Herr Hochon. „Gott gebe es!“ sagte Rouget, indem er sich die Tränen abwischte. „Es ist sieben Uhr,“ sagte Philipp, „die Königin deines Herzens wird also gegen halb zwölf hier sein. Gilet wirst du nicht mehr sehen; mußt du nicht glücklich

sein wie ein Papst? ... Wenn Sie wollen, daß ich triumphiere,“ flüsterte er Herrn Hochon ins Ohr, „so bleiben Sie bei mir, bis diese Äffin kommt, dann können Sie mir helfen, den guten Mann bei seinem Entschluß festzuhalten; und zu zweit werden wir dem Fräulein Krebsfischerin schon ihre wahren Interessen begreiflich machen.“

Da Herr Hochon die Berechtigung dieser Bitte anerkannte, so leistete er Philipp Gesellschaft; aber sie hatten beide genug zu tun, denn Vater Rouget erging sich in den Klagen eines Kindes, die vor Philipps Argument erst wichen, als er zum zehntenmal wiederholte: „Lieber Onkel, wenn Flora zurückkehrt und wenn sie zärtlich gegen dich ist, so wirst du erkennen, daß ich recht hatte. Du wirst gehätschelt werden, du behältst deine Renten, du wirst dich in Zukunft nach meinen Ratschlägen richten, und alles wird sein wie im Paradiese.“

Als man um halb zwölf das Geräusch der Kalesche hörte, die die Grande-Narette herabkam, war die Frage die, ob der Wagen leer oder voll zurückkehrte. Rougets Gesicht zeigte den Ausdruck einer furchtbaren Angst, die erst durch die Erschlaffung einer übermäßigen Freude verdrängt wurde, als der Wagen sich wandte, um in die Einfahrt zu kommen, und er die beiden Frauen bemerkte. „Kouski,“ sagte Philipp, als er Flora die Hand reichte, um ihr beim Aussteigen zu helfen, „Sie stehen nicht mehr im Dienst des Herrn Rouget, Sie werden heute nacht nicht mehr hier schlafen, also packen Sie Ihren Koffer; Benjamin hier wird an Ihre Stelle treten.“ „So sind Sie der Herr?“ fragte Flora ironisch. „Mit Ihrer Erlaubnis,“ erwiderte Philipp, indem er Floras Hand in der seinen wie in einem Schraubstock drückte. „Kommen Sie, wir beide haben uns das Herz zu ‚stochern‘!“

Philipp führte die verblüffte Frau ein paar Schritte fort, bis auf die Place Saint-Jean. „Meine Schönste, über-

morgen wird Gilet von diesem Arm ins Dunkel befördert," sagte der Haudegen, indem er die rechte Hand streckte, „oder der seine hat mich von meinem Posten abgelöst. Wenn ich sterbe, so sind Sie Herrin über den armen Dummkopf, meinen Onkel: bene sit! Bleibe ich auf meinen Stelzen, dann marsch geradeaus, und tischen Sie ihm Glück auf von der besten Nummer! Sonst kenne ich in Paris Krebsfischerinnen, die, ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, hübscher sind als Sie, denn sie sind erst siebzehn Jahre alt; sie werden meinen Onkel überglücklich machen und in meinem Interesse wirken. Beginnen Sie heute abend mit dem Dienst; denn wenn der gute Mann morgen nicht lustig ist wie ein Fink . . . Ich sage Ihnen nur ein Wort, hören Sie gut zu! Es gibt nur einen einzigen Weg, einen Mann zu töten, ohne daß die Polizei das geringste dagegen zu sagen hat: nämlich den, daß man sich im Duell mit ihm schlägt; aber ich kenne drei Wege, um mich einer Frau zu entledigen. Also, Schätzchen!"

Während dieser Rede zitterte Flora wie ein Mensch, den das Fieber schüttelt. „Max töten? . . ." sagte sie, indem sie Philipp beim Mondschein ansah. „Still, genug! Da ist mein Onkel . . ."

Wirklich kam Vater Rouget, was Herr Hochon auch sagen mochte, auf die Straße hinaus, um Flora bei der Hand zu nehmen, wie etwa ein Geizhals seinen Schatz hereingeholt hätte. Er ging ins Haus zurück, führte sie in sein Zimmer und schloß sich darin ein.

„Heute ist Lambertustag, wer den Platz verläßt, ihn nicht haben mag!" sagte Benjamin zu dem Polen. „Mein Herr wird euch allen das Maul schließen," erwiderte Kouski, indem er zu Max ging, der sich im Gasthof zur Post niederließ.

Am folgenden Morgen plauderten die Frauen von neun bis elf Uhr an den Türen ihrer Häuser. In der ganzen Stadt

war nur die Rede von der seltsamen Revolution, die sich am Abend zuvor im Hause des Vaters Rouget vollzogen hatte. Das Ergebnis dieser Unterhaltungen war überall das gleiche: „Was wird morgen beim Krönungsbankett zwischen Max und dem Obersten Bridau geschehen?“

Vedie sagte Philipp zwei Worte, die sie für den Augenblick zur Neutralität zwischen zwei so furchtbaren Mächten zwangen, wie Philipp und Flora es waren: „Sechshundert Franken Leibrente, oder fortgejagt!“

Da Flora Max in Lebensgefahr wußte, so wurde sie gegen den alten Rouget liebenswürdiger, als sie es in den ersten Tagen ihres Zusammenlebens gewesen war. Denn ach! in der Liebe ist die interessierte Täuschung der Wahrheit überlegen; deshalb müssen so viele Männer geschickte Betrügerinnen so teuer bezahlen. Die Krebsfischerin zeigte sich erst beim Frühstück, als sie Arm in Arm mit Rouget herunterkam. Sie hatte Tränen in den Augen, als sie an Gilets Stelle den schrecklichen Haudegen mit den düsterblauen Augen und dem kühl finsteren Gesicht erblickte.

„Was haben Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte er, als er seinem Onkel Gutenmorgen gesagt hatte. „Was sie hat, lieber Neffe? Sie kann den Gedanken nicht ertragen, daß du dich mit dem Kommandanten Gilet schlagen willst...“ „Ich habe nicht die geringste Lust, diesen Gilet zu töten,“ erwiderte Philipp; „er braucht nur Issoudun zu verlassen und sich mit einiger Ausrüstung nach Amerika einzuschiffen. Ich werde der erste sein, der dir rät, ihm soviel zu geben, daß er sich die besten Sachen kaufen kann; und der erste, der ihm glückliche Reise wünscht! Er wird sein Glück machen, und das ist weit ehrenwerter als nachts in Issoudun Exzesse zu begehen und in diesem Hause den Satan zu spielen.“ „Nun, das ist doch hübsch?“ sagte Rouget mit einem Blick auf Flora. „Nach A—me—

ri—ka?“ erwiderte sie schluchzend. „Es ist besser, in New York die Beine zu strecken, als in Frankreich in einem Überrock aus Fichtenholz zu verfaulen!... Und dann werden Sie mir sagen, er sei gewandt: er kann mich töten!“ bemerkte der Oberst. „Wollen Sie mir erlauben, daß ich mit ihm rede?“ sagte Flora demütig und unterwürfig in flehendem Ton zu Philipp. „Gewiß, er kann sich auch seine Sachen holen; ich werde jedoch inzwischen bei meinem Onkel bleiben, denn ich verlasse den guten Mann nicht mehr,“ erwiderte Philipp.

„Vedie!“ rief Flora, „lauf zur ‚Post‘, mein Kind, und sag dem Kommandanten, ich bäte ihn...“ „Daß er sich seine sämtlichen Sachen holt,“ sagte Philipp, indem er Flora ins Wort fiel. „Ja, ja, Vedie. Das wird der anständige Vorwand sein, um mich zu sehen; ich will mit ihm reden...“

Die Angst drängte den Haß schon so sehr zurück; und die Bestürzung, als sie sich einer starken und unerbittlichen Natur gegenüber sah, sie, der man bisher nur geschmeichelt hatte, war so groß, daß sie sich daran gewöhnte, sich vor Philipp zu beugen, wie der arme Rouget sich daran gewöhnt hatte, sich vor ihr zu beugen. Sie wartete voll Angst auf die Rückkehr Vedies; aber als sie kam, brachte sie eine förmliche Absage Gilets, der Fräulein Brazier bat, ihm seine Sachen in den Gasthof zur Post zu schicken.

„Erlauben Sie mir, daß ich sie ihm bringe?“ fragte sie Jean Jacques Rouget. „Ja, aber du kommst zurück?“ sagte der Greis. „Wenn Fräulein Brazier um zwölf Uhr nicht wieder hier ist, so wirst du mir um ein Uhr deine Vollmacht geben, die Renten zu verkaufen,“ sagte Philipp, indem er Flora ansah. „Gehen Sie mit Vedie, um den Schein zu wahren, gnädiges Fräulein. Sie müssen in Zukunft auf die Ehre meines Onkels Rücksicht nehmen.“

Flora konnte von Maxence nichts erreichen. Der Kommandant war verzweifelt, weil er sich vor den Augen der ganzen Stadt in einer unedlen Stellung hatte aufstöbern lassen, und er war zu stolz, um vor Philipp zu fliehen. Die Krebsfischerin kämpfte wider diese Gründe an, indem sie ihrem Freund vorschlug, zusammen nach Amerika zu fliehen; aber Gilet, der Flora ohne das Vermögen des Vaters Rouget nicht wollte, und der diesem Mädchen nicht sein tiefstes Herz enthüllen konnte, blieb bei seiner Absicht, Philipp zu töten. „Wir haben eine schwere Dummheit begangen," sagte er; „wir hätten alle drei nach Paris gehen müssen, um den Winter dort zu verbringen; aber wie sollte man sich denken, als wir diesen Kadaver sahen, daß die Dinge einen solchen Verlauf nehmen würden? Die Ereignisse wirbeln mit einer Geschwindigkeit vorwärts, die einen berauscht. Ich hielt den Obersten für einen jener Draufgänger, die keine zwei Gedanken haben: das ist mein Fehler. Da ich nicht gleich zu Anfang einen Haken zu schlagen verstanden habe wie ein Hase, so wäre es jetzt feige, wenn ich vor dem Obersten um einen Fußbreit wiche. Er hat mich in den Augen der Stadt ruiniert; ich kann mich nur durch seinen Tod rehabilitieren." „Reise mit vierzigtausend Franken nach Amerika! Ich werde es schon fertig bringen, mich dieses Wilden zu entledigen. Ich stoße dann zu dir; das ist viel verständiger . . ." „Was sollte man von mir denken?" rief er, da ihn das Vorurteil gegen das Gerede trieb. „Nein! Übrigens habe ich schon neun begraben. Mir scheint, dieser Bursche kann nicht sehr stark sein. Er ist aus der Schule gleich ins Heer übergetreten, bis 1815 hat er fortwährend im Feld gestanden; nachher ist er in Amerika gereist, und also kann der Halunke nie den Fuß in einen Fechtsaal gesetzt haben. Ich dagegen habe in meiner Waffe nicht meinesgleichen! Der Säbel ist seine Waffe;

ich kann noch den Großmütigen spielen, wenn ich sie ihm anbieten lasse, denn ich werde versuchen, der Beleidigte zu sein; und dann will ich ihn in Grund und Boden schlagen. Das ist entschieden besser. Beruhige dich; übermorgen sind wir die Herren."

So war der bornierte Ehrbegriff bei Max stärker als die gesunde Politik. Als Flora um ein Uhr nach Hause kam, schloß sie sich in ihrem Zimmer ein, um dort in aller Ruhe zu weinen. Während dieses ganzen Tages ging das Gerede in Issoudun seinen Gang, denn man sah das Duell zwischen Philipp und Maxence als unvermeidlich an.

„Ach, Herr Hochon," sagte Mignonnet, als er auf einem Spaziergang mit Carpentier dem Greis auf dem Boulevard Baron begegnete, „wir machen uns Sorgen, denn Gilet ist in jeder Waffe sehr bewandert." „Einerlei," erwiderte der alte Provinzdiplomat; „Philipp hat diese Sache gut geleitet... Und ich hätte nicht geglaubt, daß dieser unhöfliche Mensch so schnell Erfolg haben könnte. Diese beiden Burschen sind wie zwei Gewitter aufeinander zugerollt..." „Oh!" sagte Carpentier, „Philipp ist ein tiefer Mensch; sein Verhalten vor dem Pairshof ist ein Meisterwerk der Diplomatie."

„Nun, Hauptmann Renard," bemerkte ein Bürger, „man sagt, unter sich fräßen die Wölfe sich nicht, aber es scheint, als wolle Max gegen den Obersten Bridau vom Leder ziehen. Das wird ernst; zwischen Leuten von der alten Garde!" „Sie lachen darüber! Weil dieser arme Bursche sich nachts amüsierte, grollen Sie ihm," sagte der Kommandant Potel. „Aber Gilet ist ein Mensch, der kaum in einem Loch wie Issoudun bleiben konnte, ohne sich eine Beschäftigung zu suchen!" „Nun, meine Herren," sagte ein vierter, „Max und der Oberst haben ihr Spiel gespielt. Mußte nicht der Oberst seinen Bruder rächen? Entsinnen Sie sich, wie Max diesen armen Burschen ver-

raten hat!“ „Bah, einen Künstler,“ sagte Renard. „Aber es handelt sich um die Erbschaft des Vaters Rouget. Man sagt, Herr Gilet hätte sich gerade, als der Oberst zu seinem Onkel zog, der fünfzig tausend Franken Rente bemächtigen wollen.“ „Gilet jemandem seine Renten stehlen? . . . Hören Sie, Herr G[illegible]nivet, sagen Sie das nicht anderswo,“ rief Potel, „sonst müssen Sie Ihre Zunge schlucken, und ohne Sauce!“ In allen Bürgerhäusern betete man für den würdigen Oberst Bridau.

Am folgenden Tage gingen die Offiziere der alten Armee, die in Issoudun oder der Umgegend wohnten, gegen vier Uhr auf dem Marktplatz vor der Tür eines Restaurateurs namens Lacroix spazieren, während sie Philipp Bridau erwarteten. Das Festmahl, das stattfinden sollte, um die Krönung zu feiern, war auf fünf Uhr angesetzt, auf die militärische Stunde. In allen Gruppen sprach man von Gilets Angelegenheit und von seiner Verbannung aus dem Hause des Vaters Rouget; auch die einfachen Soldaten hatten sich zu einer Versammlung bei einem Weinhändler am Platz verabredet. Unter den Offizieren versuchten nur Potel und Renard ihren Freund zu verteidigen.

„Dürfen wir uns in das einmischen, was zwischen zwei Erben vorgeht?“ sagte Renard. „Max ist schwach gegen die Frauen,“ bemerkte der zynische Potel.

„Trotzdem wird man Säbel aus der Scheide ziehen,“ sagte ein ehemaliger Unterleutnant, der im oberen Baltan eine Marsch bebaute. „Nachdem Herr Maxence Gilet einmal die Dummheit begangen hatte, zu dem guten Rouget zu ziehen, so wäre er ein Feigling, wenn er sich wie ein Diener hinauswerfen ließe, ohne Genugtuung zu verlangen.“ „Gewiß,“ erwiderte Mignonnet trocken; „eine erfolglose Dummheit wird zum Verbrechen.“

Max, der jetzt zu den alten Soldaten Napoleons stieß, wurde mit recht bedeutsamem Schweigen empfangen. Potel

und Renard nahmen ihren Freund bei je einem Arm und gingen ein paar Schritte abseits, um mit ihm zu plaudern. In diesem Augenblick sah man Philipp in Gala daherkommen; die unerschütterliche Miene, mit der er seinen Stock nachschleifen ließ, stand in scharfem Gegensatz zu der Aufmerksamkeit, die Max den Reden seiner beiden letzten Freunde zu widmen gezwungen war. Philipp drückte Mignonnet, Carpentier und ein paar anderen die Hand. Dieser Empfang, der von dem Maxence bereiteten so verschieden war, verjagte aus dem Geist dieses Burschen ein paar feige Gedanken, ein paar verständige, wenn man will, wie sie Floras Bitten, und vor allem ihre Zärtlichkeiten in ihm hatten aufsteigen lassen, als er sich mit sich selbst allein befunden hatte. „Wir werden uns schlagen," sagte er zu dem Hauptmann Renard, „und auf den Tod! Also redet nicht mehr, laßt mich meine Rolle spielen."

Nach diesem letzten Wort, das in fiebrischem Ton gesprochen wurde, mischten die drei Bonapartisten sich wieder unter die Gruppen der Offiziere. Max grüßte als erster Philipp Bridau, der seinen Gruß mit dem kältesten Blick zurückgab.

„Auf, meine Herren, zu Tisch!" rief der Kommandant Potel. „Lassen Sie uns auf den unvergänglichen Ruhm Napoleons trinken, der jetzt im Paradies der Helden ist," rief Renard.

Da jedermann fühlte, daß es bei Tisch leichter war, eine schickliche Haltung zu bewahren, so verstand man die Absicht des kleinen Füsilierhauptmanns. Man stürzte in den langen, niedrigen Saal des Restaurants Lacroix, dessen Fenster auf den Markt gingen. Alle Gäste setzten sich schnell an den Tisch, und die beiden Gegner saßen sich, wie Philipp es erbeten hatte, gegenüber. Mehrere junge Leute aus der Stadt, vor allem ein paar einstige Ritter

des Müßiggangs, die sich Sorge machten um das, was bei diesem Festmahl geschehen sollte, gingen draußen spazieren und unterhielten sich über die kritische Lage, in die Philipp Gilet hinein zu drängen gewußt hatte. Man beklagte diesen Zusammenstoß, sah jedoch das Duell als notwendig an. Bis zum Dessert ging alles gut, wiewohl die beiden Kämpfer trotz des scheinbaren Schwungs in der Festlichkeit eine Art Aufmerksamkeit bewahrten, die der Besorgnis ziemlich ähnlich sah. Während sie den Streit erwarteten, den sie beide beabsichtigen mußten, zeigte Philipp eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit, Max einen betäubenden Übermut; aber für den Kenner spielten beide eine Rolle.

Als das Dessert serviert wurde, sagte Philipp: „Füllen Sie Ihre Gläser, meine Freunde, ich bitte um die Erlaubnis, den ersten Trinkspruch auszubringen." „Er hat gesagt: ‚meine Freunde', fülle dein Glas nicht!" flüsterte Renard Max ins Ohr. Max goß sich ein. „Auf das große Heer!" rief Philipp mit echter Begeisterung. „Auf das große Heer!" wiederholten in einem einzigen Ruf alle Stimmen.

In diesem Augenblick sah man auf der Schwelle des Saals elf einfache Soldaten erscheinen, unter denen sich auch Benjamin und Kouski befanden; sie wiederholten: „Auf das große Heer!" „Herein, meine Kinder! Man wird auf ‚seine' Gesundheit trinken," sagte der Kommandant Potel. Die alten Soldaten traten ein und reihten sich stehend hinter den Offizieren auf. „Du siehst, ‚er' ist nicht tot!" sagte Kouski zu einem ehemaligen Sergeanten, der ohne Zweifel die endlich beendete Todesqual des Kaisers beklagt hatte.

„Ich bitte um den zweiten Toast," sagte der Kommandant Mignonnet. Man plünderte um der Schicklichkeit willen ein paar Dessertteller. Mignonnet stand auf. „Für

die, die den Versuch gemacht haben, Seinen Sohn wieder einzusetzen!“ sagte er. Alle außer Maxence Gilet begrüßten Philipp, indem sie ihm ihre Gläser hinhielten.

„Jetzt ich,“ sagte Max und stand auf. „Das ist Max! Das ist Max!“ sagte man draußen. „Mögen wir uns im nächsten Jahr ‚alle‘ zu einem gleichen Tage zusammenfinden können!“ Und er grüßte Philipp ironisch. „Das häuft sich,“ sagte Kouski zu seinem Nachbarn.

„In Paris duldete die Polizei nicht, daß Sie solche Bankette feierten,“ sagte der Kommandant Potel zu Philipp. „Weshalb zum Henker sprichst du dem Obersten Bridau von der Polizei?“ fragte Gilet unverschämt. „Der Kommandant Potel hatte es nicht böse gemeint, der! . . .“ sagte Philipp mit bitterem Lächeln. Das Schweigen wurde so tief, daß man eine Fliege hätte kriechen hören können. „Die Polizei fürchtet mich gerade genug,“ erwiderte Philipp, „um mich nach Issoudun zu schicken, einer Stadt, in der ich zu meinem Vergnügen alte Kameraden getroffen habe; aber das müssen wir zugeben, viel Zerstreuung gibt es hier nicht. Nun, ich werde Ersparnisse machen für meine Damen, denn ich gehöre nicht zu denen, denen Federbetten auch noch Renten abwerfen, und Mariette von der Großen Oper hat mich wahnsinnige Summen gekostet.“ „Sagen Sie das für mich, mein lieber Oberst?“ fragte Max, indem er einen Blick auf Philipp richtete, der einem elektrischen Strom glich. „Das können Sie aufnehmen, wie Sie wollen, Kommandant Gilet,“ erwiderte Philipp. „Oberst, meine beiden Freunde hier, Potel und Renard, werden sich morgen mit . . .“ „Mit Mignonnet und Carpentier verständigen,“ versetzte Philipp, indem er Gilet ins Wort fiel und auf seine beiden Nachbarn zeigte.

„Jetzt“, sagte Max, „wollen wir die Toaste fortsetzen.“ Keiner der beiden Gegner hatte den gewöhnlichen Ton

der Unterhaltung durchbrochen; nur das Schweigen, in dem man sie anhörte, war feierlich.

„Ah ja, ihr da," sagte Philipp, indem er einen Blick auf die einfachen Soldaten warf; „beachtet wohl, daß unsere Angelegenheiten die Bürger nichts angehen . . . Kein Wort von dem, was eben vorgegangen ist. Das muß unter der alten Garde bleiben." „Sie werden die Instruktion beachten, Oberst," sagte Renard, „ich bürge dafür." „Es lebe sein Kleiner! Möge er Frankreich einmal regieren können!" rief Potel. „Tod den Engländern!" rief Carpentier. Dieser Toast hatte einen ungeheuren Erfolg. „Schmach über Hudson Lowe!" sagte der Hauptmann Renard.

Das Dessert ging in aller Ruhe vorüber; man trank viel. Die beiden Gegner und ihre vier Zeugen setzten ihre Ehre darein, daß dieses Duell, in dem es sich um ein ungeheures Vermögen handelte und in das zwei durch ihren Mut so hervorragende Männer verwickelt waren, nichts mit gewöhnlichen Streitereien gemein hatte. Zwei englische Edelleute hätten sich nicht besser halten können als Max und Philipp. Daher blieb denn auch die Erwartung der jungen Leute und der Bürger, die sich auf dem Platz gesammelt hatten, unerfüllt. All die Gäste bewahrten als echte Offiziere das tiefste Geheimnis über die Episode beim Dessert. Um zehn Uhr erfuhren die beiden Gegner, daß die vereinbarte Waffe der Säbel war. Man wählte für die Begegnung die Chorhaube der Kapuzinerkirche und die achte Stunde des Morgens. Goddet, der in seiner Eigenschaft als ehemaliger Feldscher an dem Bankett teilnahm, wurde gebeten, dem Zweikampf beizuwohnen. Was auch geschah, so hatten die Zeugen beschlossen: der Kampf sollte nicht länger als zehn Minuten dauern. Um elf Uhr abends führte Herr Hochon zur großen Überraschung des Obersten in dem Augenblick, als er zu Bett gehen wollte, seine Frau zu ihm herein.

„Wir wissen, was vorgeht,“ sagte die alte Dame, deren Augen voll Tränen standen, „und ich komme, um Sie zu bitten, daß Sie morgen früh nicht ausgehen, ohne gebetet zu haben ... Erheben Sie Ihre Seele zu Gott!“ „Ja, gnädige Frau,“ erwiderte Philipp, dem der alte Hochon, der sich hinter seiner Frau hielt, einen Wink gab. „Das ist nicht alles,“ sagte Agathes Patin, „ich versetze mich an die Stelle Ihrer armen Mutter, und ich habe mich von dem Kostbarsten losgerissen, was ich besaß; nehmen Sie! ...“ Und sie hielt Philipp einen Zahn hin, der auf schwarzem, goldgesticktem Samt befestigt war, über den sie zwei grüne Bänder genäht hatte; und nachdem sie ihn ihm gezeigt hatte, legte sie ihn in ein Säckchen zurück. „Es ist eine Reliquie von der heiligen Solange, der Schutzherrin des Berri; ich habe sie aus der Revolution gerettet; behalten Sie sie morgen früh auf der Brust.“ „Kann sie gegen Säbelhiebe schützen?“ fragte Philipp. „Ja,“ erwiderte die alte Dame. „Ich darf ein solches Lederzeug so wenig tragen wie einen Panzer!“ rief Agathes Sohn aus. „Was sagt er?“ fragte Frau Hochon ihren Mann. „Er sagt, es sei kein Spiel,“ erwiderte der alte Hochon. „Nun gut, reden wir nicht mehr davon,“ sagte die alte Dame. „Ich werde für Sie beten.“ „Aber, gnädige Frau, ein Gebet und ein guter Hieb, das kann nicht schaden,“ sagte der Oberst, indem er eine Bewegung machte, als durchbohrte er Herrn Hochon das Herz.

Die alte Dame wollte Philipp durchaus auf die Stirn küssen. Dann, als sie hinunterging, gab sie Benjamin zehn Taler, alles, was sie an Geld besaß, um ihn dazu zu bewegen, daß er Philipp die Reliquie in die Tasche seiner Hose einnähte. Benjamin tat es, nicht weil er an die Kraft dieses Zahns glaubte, denn er sagte, sein Herr habe bessere Zähne gegen Gilet, sondern weil er

einen so teuer bezahlten Auftrag ausführen wollte. Frau Hochon ging voll Vertrauen auf die heilige Solange davon.

Am folgenden Morgen, dem dritten Dezember, traf Max bei grauem Wetter um acht Uhr auf der kleinen Wiese ein, die damals die Chorhaube der ehemaligen Kapuzinerkirche umschloß. Sie fanden Philipp und die Seinen mit Benjamin bereits vor. Potel und Mignonnet maßen vierundzwanzig Fuß ab. An den beiden Grenzen dieses Zwischenraums zogen die beiden Soldaten mit einem Spaten zwei Linien. Wollten sie nicht als feig gelten, so durften die Gegner nicht über ihre Linie zurückweichen; beide sollten sich auf ihre Linie stellen und beliebig vorrücken, wenn die Zeugen ihr ,Fertig, los!' gesagt hatten.

„Legen wir ab?" fragte Philipp Gilet kühl. „Gern, Oberst," erwiderte Max mit der Sicherheit des Raufbolds.

Die beiden Gegner behielten nur die Hose an. Unter dem Perkal der Hemden sah man rosig ihr Fleisch schimmern. Beide stellten sie sich, bewaffnet mit ihrem Säbel — man hatte solche von gleichem Gewicht, drei Pfund, und gleicher Länge, drei Fuß, gewählt —, mit gesenkter Klinge auf und warteten des Zeichens. Auf beiden Seiten war man so ruhig, daß trotz der Kälte die Muskeln so wenig bebten, wie wenn sie aus Bronze gewesen wären. Goddet, die vier Zeugen und die beiden Soldaten durchlief ein unwillkürlicher Schauder. „Das sind stolze Kerle!" dieser Ausruf entschlüpfte dem Munde des Kommandanten Potel.

In dem Augenblick, als der Befehl ,Fertig, los!' ertönte, bemerkte Max den Unglückskopf Farios, der ihnen durch das Loch zusah, das die Ritter in das Dach der Kirche gebrochen hatten, um die Tauben in sein Magazin zu setzen. Diese beiden Augen, aus denen zwei Strahlen des Feuers, der Rache und des Hasses sprühten, blendeten

Max. Der Oberst ging geradenwegs auf seinen Gegner zu, indem er sich so deckte, daß er die Oberhand gewinnen mußte. Wer in der Kunst des Tötens bewandert ist, weiß, daß von zwei Gegnern der Geschicktere die hohe Deckung wählen kann. Diese Stellung, die gewissermaßen erlaubt, etwas abzuwarten, verrät einen Schläger ersten Ranges so schnell, daß Max sofort das Gefühl seiner Unterlegenheit in die Seele drang, um dort jene Verwirrung der Kräfte hervorzurufen, die einen Spieler demoralisiert, wenn er vor einem Meister oder einem Glücklichen in einer gewissen Verstörung schlechter spielt als gewöhnlich. „Ah, der Lump!" sagte Max bei sich selber; „er ist erstklassig, ich bin verloren." Max versuchte es mit einem Moulinet, indem er den Säbel mit der Geschicklichkeit eines Klopffechters handhabte; er wollte Philipp blenden und seinem Säbel begegnen, um ihn zu entwaffnen; aber beim ersten Anprall merkte er, daß der Oberst ein eisernes Handgelenk besaß, das noch dazu biegsam war wie eine stählerne Feder. Maxence mußte an etwas anderes denken, und er wollte nachdenken! Der Unglückliche! Philipp dagegen, dessen Augen ihm noch lebhaftere Blitze zuwarfen als die Säbel, parierte alle Angriffe mit der Kaltblütigkeit eines Fechtmeisters, der im Saal unter seinem Panzer ficht.

Zwischen zwei so starken Leuten wie diesen Kämpfern spielte sich eine Erscheinung ab, die etwa jener zwischen Leuten aus dem Volke gleicht, wenn sie den furchtbaren Kampf des ‚Fußboxens' ausfechten. Der Sieg hängt ab von einer falschen Bewegung, von einem Irrtum in jener Berechnung, die rasch vor sich geht wie ein Blitz und die man instinktiv vollziehen muß. Während einer ganzen Zeit, die den Zuschauern kurz erscheint, aber den Kämpfern lang wird, besteht das Ringen einzig in einer Beobachtung, in der sich die seelischen und körperlichen

Kräfte zu erschöpfen, einer Beobachtung, die sich unter Finten verbirgt, deren Langsamkeit und scheinbare Vorsicht den Eindruck zu erwecken scheinen, als wolle sich keiner der Gegner schlagen. Dieser Augenblick, dem ein schneller und entscheidender Kampf folgt, ist für den Kenner furchtbar. Als Max schlecht parierte, schlug der Oberst ihm den Säbel aus der Hand. „Heben Sie ihn auf!“ sagte er, indem er den Kampf abbrach; „ich bin nicht der Mann, einen entwaffneten Feind zu töten.“

Dadurch wurde das Grauenhafte zum Erhabenen. Diese Großmut sprach von solcher Überlegenheit, daß die Zuschauer sie für die geschickteste aller Berechnungen hielten. Wirklich hatte Max, als er wieder in Deckung lag, seine Kaltblütigkeit verloren, und notwendigerweise sah er sich immer noch unter dieser hohen Deckung, die einen bedroht, während sie zugleich den Gegner schützt. Er wollte seine schmähliche Niederlage durch eine Verwegenheit wieder gut machen, er dachte an keine Deckung mehr, er griff mit beiden Händen zum Säbel und stürzte rasend auf den Obersten ein, um ihn zu Tode zu verwunden, indem er sein eigenes Leben preisgab. Während Philipp einen Säbelhieb davontrug, der ihm die Stirn und einen Teil des Gesichts aufschnitt, spaltete er Max durch ein furchtbares ‚verkehrtes Moulinet‘, das er ihm entgegenhielt, um den Todeshieb, den Max gegen ihn führte, abzuschwächen, den Kopf. Diese beiden rasenden Hiebe beendeten den Kampf in der neunten Minute. Fario kam herab, um sich an dem Anblick seines Feindes zu weiden. Max lag in den Zuckungen des Todes, denn bei einem Mann von seiner Kraft mußten die Muskeln des Körpers grauenhaft toben. Philipp trug man zu seinem Onkel.

So kam einer jener Menschen um, die zu großen Dingen bestimmt schienen, wäre er nur in der ihm günstigen

Umgebung geblieben; ein Mensch, den die Natur wie ein verzogenes Kind bedacht hatte, denn sie gab ihm den Mut, die Kaltblütigkeit und den politischen Sinn eines Cesare Borgia mit. Aber die Erziehung hatte ihm jene Vornehmheit des Denkens und der Lebensführung versagt, ohne die in keiner Laufbahn irgend etwas möglich ist. Infolge der Perfidie, mit der ihm sein Gegner, der weniger wert war als er, alle Achtung geraubt hatte, bedauerte ihn niemand. Sein Tod setzte den Taten des Müßiggangs ein Ziel, und zwar zur großen Befriedigung der Stadt Issoudun. Daher wurde denn auch Philipp wegen dieses Duells keineswegs belästigt, zumal es als eine Wirkung der göttlichen Rache erschien. In der ganzen Gegend erzählte man sich unter einstimmigem Lob der beiden Gegner alle Einzelheiten des Kampfes.

„Sie hätten sich beide umbringen sollen," sagte Herr Mouilleron, „das wäre für die Regierung nur eine rechte Erleichterung gewesen."

Flora Braziers Lage wäre sehr peinlich geworden, hätte nicht Gilets Tod sie in eine akute Krisis gestürzt: sie wurde von einem Fieberwahnsinn befallen, zu dem noch eine durch die Erregungen dieser drei Tage veranlaßte gefährliche Entzündung hinzutrat. Hätte sie ihre volle Gesundheit behalten, so wäre sie vielleicht aus diesem Hause entflohen, in dem über ihr auf Gilets Bett, in Gilets Decken Gilets Mörder lag. Drei Monate hindurch schwebte sie zwischen Leben und Tod, gepflegt von Goddet, der auch Philipp pflegte.

Sowie der Oberst eine Feder halten konnte, schrieb er die folgenden Briefe:

„An Herrn Desroches, Anwalt.

Die giftigste der beiden Bestien habe ich bereits getötet; es ist nicht abgegangen, ohne daß mir ein Säbelhieb eine

Bresche in den Kopf geschlagen hat; aber der Schlingel führte ihn zum Glück schon mit schlaffer Hand. Es bleibt noch eine Viper übrig; ich will versuchen, mich mit ihr zu verständigen, denn mein Onkel hängt an ihr wie an seinem Schlund. Ich fürchtete, diese Krebsfischerin, die verteufelt schön ist, würde ausrücken, denn dann wäre mein Onkel ihr gefolgt; aber die Erschütterung, die sie in einem ernsten Augenblick packte, hat sie ins Bett genagelt. Wenn Gott mir wohl wollte, so würde er diese Seele zu sich rufen, solange sie noch ihre Fehler bereut. Inzwischen habe ich dank Herrn Hochon — dem Alten geht's gut! — den Arzt für mich, einen gewissen Goddet, einen guten Heiligen, der übrigens Einfluß auf einen gewissen Papa Fichet hat; dessen Tochter ist reich, und Goddet möchte sie für seinen Sohn zur Frau; daher spielt der Tausendfrankenschein, den man ihm für die Heilung meines Dickkopfs in Aussicht gestellt hat, in seiner Ergebenheit kaum eine Rolle. Dieser Goddet, ein ehemaliger Feldscher im dritten Linienregiment, ist obendrein von meinen beiden Freunden Mignonnet und Carpentier, zwei wackeren Offizieren, bearbeitet worden, so daß er vor seiner Kranken den Scheinheiligen spielt.

‚Schließlich gibt es einen Gott, mein Kind, sehen Sie!' sagt er, wenn er ihr den Puls gefühlt. ‚Sie haben ein großes Unglück angerichtet, das müssen Sie wieder gut machen. In all dem zeigt sich der Finger Gottes. (Es ist unfaßbar, was der Finger Gottes alles tun soll!) Die Religion ist die Religion; unterwerfen Sie sich, ergeben Sie sich darein, das wird Sie gleich beruhigen, das wird Sie fast ebenso schnell heilen wie meine Medikamente. Vor allem bleiben Sie hier, pflegen Sie Ihren Herrn. Und dann vergessen Sie, vergeben Sie, das ist Christengesetz!'

Dieser Goddet hat mir versprochen, die Krebsfischerin drei Monate lang im Bett festzuhalten. Unmerklich wird

das Mädchen sich daran gewöhnen, daß wir unter demselben Dache leben. Die Köchin habe ich für mich gewonnen. Diese greuliche Alte hat ihrer Herrin gesagt, Max habe ihr das Leben recht schwer gemacht. Sie sagt, sie habe den Verstorbenen davon sprechen hören, daß er nicht daran dächte, wenn er beim Tode des guten Mannes gezwungen wäre, Flora zu heiraten, seinem Ehrgeiz von einem Mädchen Fesseln anlegen zu lassen. Und diese Köchin ist sogar so weit gegangen, ihrer Herrin den Gedanken einzuflüstern, daß Max sich ihrer entledigt hätte. Also geht alles gut. Mein Onkel hat auf den Rat des Vaters Hochon sein Testament zerrissen."

„An Herrn Giroudeau
(durch Vermittlung von Fräulein Florentine),
Rue de Vendome, am Théâtre du Marais.

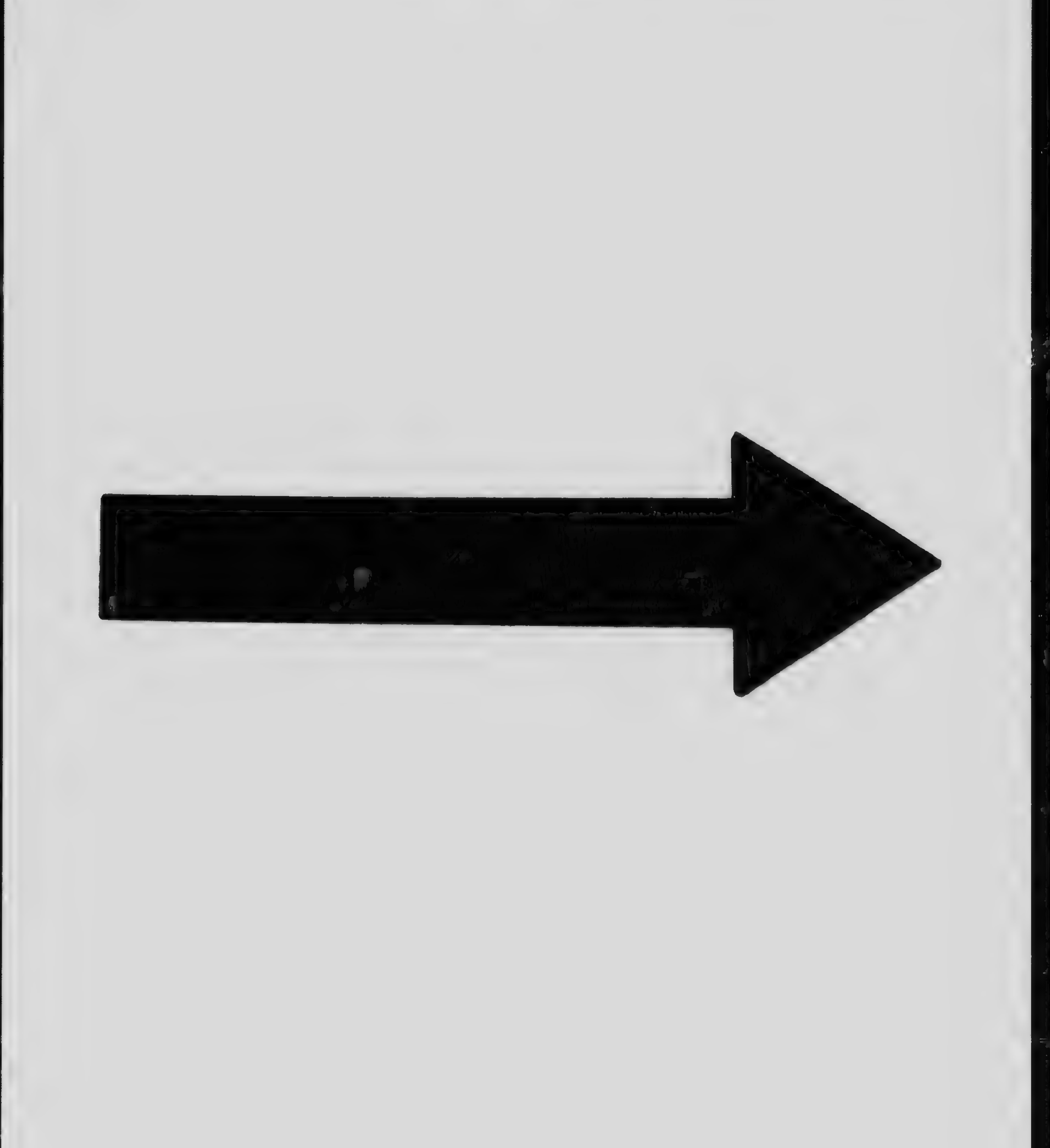
Lieber alter Kamerad!

Erkundige Dich, ob Cäsarine, die kleine Maus, besetzt ist, und sieh zu, daß sie sich bereit hält, sowie ich darum bitte, nach Issoudun zu kommen. Das Mädel müßte dann postwendend da sein. Es wird sich darum handeln, anständig aufzutreten und alles zu vermeiden, was nach den Kulissen riecht, denn sie muß in der Stadt als die Tochter eines alten Offiziers gelten, der auf dem Felde der Ehre gestorben ist. Also viel Moral, Kleider einer höheren Tochter und Tugend erster Klasse: das ist die Instruktion. Wenn ich Cäsarine brauche und wenn sie Erfolg hat, so fallen bei dem Tode meines Onkels fünfzigtausend Franken für sie ab. Wenn sie nicht kann, so setze die Sache Florentine auseinander, und sucht mir zusammen eine Choristin, die imstande ist, diese Rolle zu spielen. Mir ist in dem Duell mit meinem Erbschaftsschlinger, der daran glauben mußte, der Schädel ein wenig

angestoßen worden. Ich werde Dir das erzählen. Ach, Alter, wir werden noch einmal schöne Tage sehen, und wir werden uns amüsieren, oder der andere müßte nicht der andere sein! Wenn Du mir fünfhundert Patronen schicken kannst, so sollen sie platzen. Adieu, alter Kriegsknecht. Mit meinem Brief zünde Dir die Zigarre an. Wohlverstanden, die Offizierstochter kommt aus Châteauroux und tut, als bäte sie um Hilfe. Ich hoffe jedoch, daß ich dieses gefährliche Mittel werde entbehren können. Empfiehl mich Mariette und all meinen Freunden."

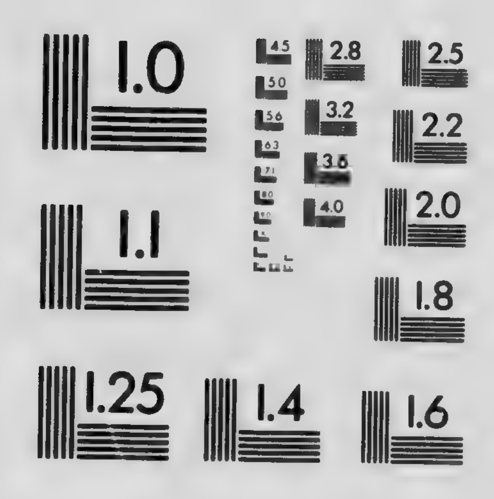
Als Agathe durch einen Brief der Frau Hochon benachrichtigt worden war, eilte sie nach Issoudun und wurde dort von ihrem Bruder aufgenommen, der ihr das ehemalige Zimmer Philipps gab. Die arme Mutter, die für den verfluchten Sohn die ganze Liebe zurückgewann, zählte ein paar glückliche Tage, als sie hörte, wie die Bürgerschaft der Stadt ihr Philipps Lob sang.

„Schließlich, meine Kleine," sagte Frau Hochon am Tage ihrer Ankunft zu ihr, „muß die Jugend sich austoben. Bei den Offizieren der Zeit des Kaisers kann der Leichtsinn nicht dasselbe bedeuten wie bei solchen Söhnen, die von ihren Vätern überwacht werden. Ach, wenn du wüßtest, was dieser elende Max sich hier nachts erlaubte!... Dank deinem Sohn kann Issoudun in Ruhe atmen und schlafen. Die Vernunft ist Philipp ein wenig spät gekommen, aber sie ist gekommen; wie er zu uns sagte: drei Monate Gefangenschaft im Luxembourg geben Blei in den Kopf; kurz, sein Auftreten hier entzückt Herrn Hochon, und er genießt die allgemeine Achtung. Wenn dein Sohn den Pariser Versuchungen eine Weile fern bleiben kann, so wird er euch schließlich noch recht viel Freude machen." Als Agathe diese trostreichen Worte hörte, zeigte sie ihrer Patin Augen voller Glückstränen.



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)





Philipp spielte seiner Mutter gegenüber den frommen Heiligen. Dieser schlaue Politiker wollte zu Cäsarine nur dann seine Zuflucht nehmen, wenn er für Fräulein Brazier ein Gegenstand des Grauens geworden war. Da er in Flora ein ausgezeichnetes Werkzeug erkannte, das Maxence geformt, und an das sein Onkel sich zudem vollkommen gewöhnt hatte, so wollte er sich lieber ihrer bedienen als einer Pariserin, die imstande war, sich von dem guten Mann heiraten zu lassen. Ebenso wie Fouché zu Ludwig XVIII. sagte, er solle sich in Napoleons Laken schlafen legen, statt eine Verfassung zu geben, wünschte auch Philipp, in Gilets Laken liegen zu bleiben; aber es widerstrebte ihm auch, den Ruf, den er sich im Berri geschaffen hatte, zu vernichten. Wenn er nun Max bei der Krebsfischerin ersetzte, so war das ebenso abscheulich von seiten des Mädchens wie von seiner Seite. Er konnte nach dem Gesetz des Nepotismus, ohne sich zu entehren, bei seinem Onkel und auf Kosten seines Onkels leben; aber Flora mußte rehabilitiert werden, ehe er sie nahm. Unter so viel Schwierigkeiten entwarf er, angereizt durch die Hoffnung, sich der Erbschaft zu bemächtigen, den ausgezeichneten Plan, die Krebsfischerin zu seiner Tante zu machen. In dieser versteckten Absicht bat er seine Mutter, das Mädchen aufzusuchen und ihr einige Neigung zu bezeigen, indem sie sie wie eine Schwägerin behandelte.

„Ich gestehe, meine liebe Mutter,“ sagte er, indem er eine scheinheilige Miene annahm und Frau Hochon ins Gesicht blickte, denn sie war gekommen, um ihrer lieben Agathe Gesellschaft zu leisten, „daß die Lebensweise meines Onkels wenig schicklich ist; und dabei würde es genügen, wenn er sie rechtlich ordnete, um Fräulein Brazier die Achtung der Stadt zu sichern. Ist es nicht besser für sie, Frau Rouget zu werden, als die Dienstbotengeliebte eines alten Junggesellen zu bleiben? Ist

es nicht einfacher, durch einen Ehevertrag definitive Rechte zu erwerben, als eine Familie mit der Enterbung zu bedrohen? Wenn du, wenn Herr Hochon, wenn irgendein guter Priester ihr von dieser Angelegenheit reden wollte, so würde man einem Skandal ein Ende machen, der alle anständigen Leute betrüben muß. Und dann wäre Fräulein Brazier glücklich, wenn sie sich von dir als Schwester und von mir als Tante aufgenommen sähe."

Am anderen Tage saßen Agathe und Frau Hochon an Floras Bett und offenbarten der Kranken und Rouget die ausgezeichneten Gesinnungen Philipps. Man sprach in ganz Issoudun von dem Obersten als von einem vortrefflichen Mann von schönem Charakter, und zwar vor allem wegen seines Verhaltens Flora gegenüber. Einen Monat hindurch hörte die Krebsfischerin zu, wie der alte Goddet, ihr Arzt, ein Mann, der so viel über den Geist des Kranken vermag, wie die ehrwürdige Frau Hochon, die der religiöse Geist trieb, und die so sanfte und fromme Agathe ihr alle Vorteile einer Heirat mit Rouget vorstellten. Als sie, verführt von dem Gedanken, Frau Rouget zu werden, eine würdige und anständige Bürgersfrau, das lebhafte Verlangen nach der Genesung zu spüren begann, um diese Hochzeit feiern zu können, da fiel es nicht schwer, ihr begreiflich zu machen, daß sie nicht in die alte Familie der Rougets eintreten könnte, indem sie Philipp vor die Tür setzte. „Übrigens", sagte eines Tages der alte Goddet zu ihr, „verdanken Sie nicht ihm dieses große Glück? Max hätte nie geduldet, daß Sie sich mit dem Vater Rouget verheirateten. Und dann," flüsterte er ihr ins Ohr, „rächen Sie nicht Max, wenn Sie Kinder haben? Dann sind die Bridaus enterbt."

Zwei Monate nach dem verhängnisvollen Ereignis, im Februar 1823, empfing also die Kranke auf den Rat all derer, die sie umgaben, und auf die Bitte Rougets Philipp,

über dessen Narbe sie weinen mußte, dessen sanftes und fast liebevolles Wesen sie jedoch beruhigte. Auf Philipps Wunsch ließ man ihn mit seiner künftigen Tante allein.

„Mein liebes Kind,“ sagte der Soldat zu ihr, „von Anfang an habe einzig ich zu Ihrer Heirat mit meinem Onkel geraten; und wenn Sie einwilligen, so wird sie gleich nach Ihrer Wiederherstellung stattfinden . . .“ „Das hat man mir gesagt,“ erwiderte sie. „Es ist natürlich, daß, wenn mich die Umstände zwangen, Ihnen Arges anzutun, ich Ihnen jetzt so viel Gutes zu tun wünsche, wie nur möglich. Reichtum, Ansehen und eine Familie sind mehr wert, als was Sie verloren haben. Wenn mein Onkel starb, so wären Sie nicht lange die Frau dieses Burschen gewesen; ich habe von seinen Freunden erfahren, daß er Ihnen kein schönes Los bereitete. Sehen Sie, meine liebe Kleine, wir müssen uns verständigen, so werden wir alle glücklich leben. Sie werden meine Tante sein, und nichts als meine Tante. Sie werden dafür sorgen, daß mein Onkel mich in seinem Testament nicht vergißt; ich meinerseits . . . Sie werden ja sehen, wie ich in Ihrem Ehevertrag für Sie sorgen werde . . . Beruhigen Sie sich, denken Sie darüber nach; wir reden noch davon. Sie sehen ja, die verständigsten Leute, die ganze Stadt rät Ihnen, einem illegalen Verhältnis ein Ende zu machen, und niemand nimmt es Ihnen übel, daß Sie mich empfangen. Man begreift, daß im Leben die Interessen über den Empfindungen stehen. Sie werden an Ihrem Hochzeitstage schöner sein als je. Ihre Krankheit hat Sie bleich gemacht und Ihnen dadurch die Vornehmheit zurückgegeben. Wenn mein Onkel Sie nicht wahnsinnig liebte, auf Ehre,“ sagte er, indem er aufstand und ihr die Hand küßte, „so würden Sie die Frau des Obersten Bridau.“

Als Philipp das Zimmer verließ, blieb dieses letzte Wort in Floras Seele haften und weckte dort einen unbestimmten Gedanken der Rache, der diesem Mädchen in der Ferne lächelte. Sie war fast glücklich, daß sie den beängstigenden Menschen zu ihren Füßen gesehen hatte. Philipp hatte im kleinen die Szene gespielt, die Richard III. mit der Königin spielt, als er sie eben zur Witwe gemacht hat. Der Sinn dieser Szene zeigt, daß die hinter einer Empfindung versteckte Berechnung tief ins Herz eindringt und die echteste Trauer aus ihm vertreibt. So erlaubt die Natur sich im Privatleben, was in den Werken des Genies der Gipfel der Kunst ist; ihr eigenstes Mittel ist das Interesse, das heißt das Genie des Geldes.

Im Anfang des Monats April bot also Jean Jacques Rougets Saal, ohne daß irgend jemand darüber erstaunte, das Schauspiel eines prunkvollen Diners, gegeben, um die Unterschrift des Ehevertrags zwischen Fräulein Flora Brazier und dem alten Junggesellen zu feiern. Als Gäste waren da: Herr Héron, die vier Zeugen, nämlich die Herren Mignonnet, Carpentier, Hochon und der alte Goddet; der Bürgermeister und der Pfarrer; ferner Agathe Bridau, Frau Hochon und ihre Freundin Frau Borniche, das heißt, die beiden alten Damen, die in Issoudun den Ton angaben. Die künftige Gattin war außerordentlich empfänglich für diese Konzession, die Philipp den Damen abgerungen hatte; und diese wiederum sahen darin ein Zeichen der Gönnerschaft, das man einem bereuenden Mädchen nicht vorenthalten durfte. Flora war von blendender Schönheit. Der Pfarrer, der die unwissende Krebsfischerin seit vierzehn Tagen unterrichtete, sollte ihr am folgenden Tage das erste Abendmahl verabreichen. Diese Heirat gab Anlaß zu folgendem religiösen Artikel, der im ‚Journal du Cher‘ zu Bourges und im ‚Journal de l'Indre‘ zu Châteauroux erschien:

„Issoudun.

Die religiöse Bewegung macht Fortschritte im Berri. Alle Freunde der Kirche und alle anständigen Leute dieser Stadt waren gestern Zeugen einer Feierlichkeit, durch die einer der ersten Grundbesitzer der Gegend einem Ärgernis erregenden Zustand ein Ende machte, der sich noch aus der Zeit herschrieb, da die Religion in unseren Landschaften machtlos war. Dieses Ergebnis, das wir dem aufgeklärten Eifer der Geistlichen in unserer Stadt verdanken, wird, so hoffen wir, Nachahmer finden und dem Mißbrauch der nichtkirchlichen Eheschließungen ein Ende machen, wie sie in den unheilvollsten Zeiten des revolutionären Regiments so häufig waren.

Merkwürdig war an dem Ereignis, von dem wir reden, daß es die Folge der ernsten Bitten eines Obersten war, der dem einstigen Heere angehört hat, und der kraft eines Wahrspruchs der Pairskammer in unsere Stadt geschickt worden ist. Er verliert obendrein durch diese Heirat die Erbschaft seines Onkels. Diese Uneigennützigkeit ist in unserer Zeit selten genug, um die Veröffentlichung zu verdienen."

Durch den Vertrag erkannte Rouget Flora eine Brautgabe von hunderttausend Franken zu und ferner warf er ihr eine Leibrente von dreißigtausend Franken aus. Nach der prunkvollen Hochzeit kehrte Agathe als glücklichste der Mütter nach Paris zurück, wo sie Joseph und Desroches ihre guten Nachrichten, wie sie es nannte, überbrachte.

„Ihr Sohn ist ein zu durchtriebener Mensch, um nicht die Hand auf diese Erbschaft zu legen," erwiderte der Anwalt, als er Frau Bridau angehört hatte. „Und Sie und der arme Joseph werden nie einen Heller von dem Vermögen Ihres Bruders erhalten." „So wollen Sie wie Joseph immer ungerecht gegen den armen Jungen bleiben?"

rief die Mutter. „Sein Verhalten vor dem Pairshof ist das eines großen Politikers; es ist ihm gelungen, viele Köpfe zu retten! ... Philipps Fehltritte entsprangen der Tatenlosigkeit, in der seine großen Fähigkeiten verkamen; aber er hat erkannt, wie sehr der Mangel an Haltung einem Menschen, der es zu etwas bringen will, schaden muß; und er hat Ehrgeiz, dessen bin ich gewiß: ich bin auch nicht die einzige, die ihm eine Zukunft prophezeit. Herr Hochon glaubt fest daran, daß Philipp ein schönes Schicksal bevorsteht.“ „O, wenn er seine gründlich verdorbene Intelligenz dazu verwenden will, sich ein Vermögen zu erwerben, so wird er es zu etwas bringen, denn er ist zu allem imstande, und solche Leute gehen schnell,“ sagte Desroches. „Weshalb sollte er es nicht auf ehrliche Weise zu etwas bringen?“ fragte Frau Bridau. „Sie werden ja sehen!“ rief Desroches. „Ob glücklich oder unglücklich, Philipp wird stets der Mann der Rue Mazarine bleiben: der Mörder der Frau Descoings, der Familiendieb; aber seien Sie ruhig, er wird vor aller Welt sehr ehrlich scheinen!“

Am Tage nach der Hochzeit nahm Philipp, als das Frühstück vorüber war, Frau Rouget beim Arm, sobald sein Onkel aufgestanden war, um sich anzuziehen, denn die Neuvermählten waren, Flora im Morgenrock, der Greis im Schlafrock, heruntergekommen. „Meine schöne Tante,“ sagte er, indem er sie in eine Fensternische führte, „Sie gehören jetzt zur Familie. Dank mir sind alle Notare daraus verbannt. Ah ja, keine Possen! Ich hoffe, wir werden offenes Spiel spielen. Ich weiß genau, welche Streiche Sie mir spielen könnten, und ich werde Sie schärfer bewachen als eine Dueña. So werden Sie niemals ausgehen, ohne mir den Arm zu reichen, und Sie werden mich nicht verlassen. Was die Möglichkeiten innerhalb des Hauses angeht, so werde ich mich, weiß

Gott, wie eine Spinne in ihrem Netz, nicht daraus rühren. Hier haben Sie den Beweis, daß ich Sie, als Sie in Ihrem Bett lagen und nicht Fuß noch Pfote rühren konnten, ohne einen Sou hätte auf die Straße setzen können. Lesen Sie!“ Und er reichte der verblüfften Flora folgenden Brief:

„Mein liebes Kind! Florentine, die endlich im neuen Saal der Oper mit Mariette und Tullia in einem Tanz zu dritt debütiert hat, denkt Deiner noch immer, und ebenso Flora, die Lousteau endgültig abgeschüttelt hat, um Nathan zu nehmen. Diese beiden Geriebenen haben Dir das entzückendste Geschöpf von der Welt ausgesucht, ein kleines Mädchen von siebzehn Jahren, schön wie eine Engländerin, von verständigem Äußeren wie eine Lady, die Streiche spielt, listig wie Desroches und treu wie Godeschal: Mariette hat ihr Stil gegeben, indem sie Dir viel Glück wünscht. Keine Frau kann sich gegen diesen kleinen Engel halten, unter dem sich ein Satan verbirgt: sie wird jede Rolle spielen, Deinen Onkel beschwindeln und ihn vor Liebe verrückt machen. Sie hat die Himmelsmiene der armen Coralie, sie kann weinen, und sie hat eine Stimme, die selbst aus dem granitensten Herzen einen Tausendfrankenschein lockt; dazu schluckt das Mädel den Champagner besser als wir. Sie ist ein kostbares Stück; sie hat Verpflichtungen gegen Mariette und wünscht, ihr gefällig zu sein. Nachdem Fräulein Esther zwei Engländern, einem Russen und einem rumänischen Prinzen, ihr Vermögen ausgetrunken hat, sitzt sie in der fürchterlichsten Klemme; du wirst ihr zehntausend Franken geben, und sie ist zufrieden. Eben hat sie lachend gesagt: ‚Sieh da, ich habe noch nie einen Bürger gerupft, da werde ich etwas lernen!‘ Sie ist gut bekannt mit Finot, mit Bixiou, mit den Lupeaulx, kurz, mit unserer ganzen Gesellschaft. Oh! Wenn es noch Reichtum in Frankreich

gäbe, dann würde sie die größte Kurtisane der modernen Zeiten. Meine Redaktion riecht nach Nathan, Bixiou und Finot, die mit besagter Esther ihre Dummheiten machen, und zwar in der prunkvollsten Wohnung, die man sehen kann; der alte Lord Dudley, der wirkliche Vater de Marsays, hat sie für Florine eingerichtet, denn die geistreiche Schauspielerin hat ihn dank dem Kostüm ihrer letzten Rolle gekapert. Tullia ist immer noch bei dem Herzog von Rhétoré, Mariette ist immer noch bei dem Herzog von Maufrigneuse; die beiden werden Dir am Geburtstag des Königs den Erlaß der Polizeiaufsicht bewirken. Sieh zu, daß bis zum nächsten Namenstag Dein Onkel unter den Rosen liegt, komm mit der Erbschaft her, und Du sollst mit Esther und Deinen alten Freunden einen Teil von ihr verzehren; sie unterschreiben in Mengen, um sich Deinem Gedächtnis zu empfehlen.

Nathan, Florine, Bixiou, Finot, Mariette,
Florentine, Giroudeau, Tullia."

Das Zittern des Briefes, den Frau Rouget in den Händen hielt, sprach von dem Schrecken ihrer Seele und ihres Leibes. Die Tante wagte nicht, ihren Neffen anzusehen, der zwei Augen von furchtbarem Ausdruck auf sie heftete.

[illegible] Vertrauen zu Ihnen, wie Sie sehen," sagte er; [illegible] will, daß man es erwidert. Ich habe Sie zu meiner Ta[illegible] gemacht, um Sie eines Tages heiraten zu können. Esther können Sie bei meinem Onkel recht wohl ersetzen. In einem Jahr müssen wir in Paris sein, der einzigen Stadt, wo die Schönheit leben kann. Da werden Sie sich ein wenig besser amüsieren als hier, denn da herrscht ein ewiger Karneval. Ich selbst werde wieder ins Heer eintreten, ich werde General, und dann sind Sie eine große Dame. Das ist Ihre Zukunft, arbeiten Sie daran . . . Aber ich will ein Pfand für unser Bündnis. Sie werden

mir innerhalb eines Monats die Generalvollmacht meines Onkels verschaffen, und zwar unter dem Vorwand, daß Sie sich wie ihn von der Sorge um das Vermögen befreien wollen. Einen Monat darauf verlange ich eine besondere Vollmacht, um seine Staatspapiere umschreiben zu können. Lauten einmal die Papiere auf meinen Namen, so haben wir ein gleiches Interesse daran, uns eines Tages zu heiraten. All das, meine schöne Tante, ist einfach und klar. Zwischen uns darf es keine Zweideutigkeiten geben. Meine Tante kann ich nach einem Jahr der Witwenschaft heiraten, während ich ein entehrtes Mädchen nicht heiraten konnte."

Er verließ sie, ohne die Antwort abzuwarten. Als Vedie eine Viertelstunde darauf eintrat, um abzudecken, fand sie ihre Herrin bleich und trotz der Jahreszeit in Schweiß gebadet. Flora hatte die Empfindung einer Frau, die auf den Boden eines Abgrunds gefallen ist; sie sah nur Finsternisse in ihrer Zukunft, und auf diesen Finsternissen zeichneten sich in tiefer Ferne ungeheuerliche Dinge ab, die sie nur unklar sah und die sie beängstigten. Sie fühlte die feuchte Kühle unterirdischer Gemächer. Sie hatte instinktiv Angst vor diesem Menschen, und doch rief ihr eine Stimme zu, daß sie es verdiente, ihn zum Herrn zu haben. Sie konnte nicht wider ihr Schicksal ringen. Flora Brazier hatte um des Anstands willen ein Zimmer für sich gehabt; aber Frau Rouget mußte ihrem Gatten gehören, und so sah sie sich der kostbaren Willensfreiheit beraubt, die die Dienstbotengeliebte genießt. In ihrer furchtbaren Not kam ihr die Hoffnung auf ein Kind; aber während der letzten fünf Jahre hatte sie Jean Jacques zum hinfälligsten der Greise gemacht. Diese Heirat mußte auf den Armen die Wirkung der zweiten Heirat Ludwigs XII. haben. Übrigens machte die Überwachung eines Mannes wie Philipps, der nichts zu tun hatte, denn er gab seine Stellung auf, jede Rache

unmöglich. Benjamin war ein unschuldiger und ergebener Spion; und Vedie zitterte vor Philipp. Flora sah sich also allein und hilflos. Schließlich fürchtete sie sich vor dem Tode. Ohne zu wissen, wie es Philipp gelingen sollte, sie zu töten, erriet sie, daß die bloße Vermutung einer Schwangerschaft ihr Todesurteil bedeutet hätte: der Ton dieser Stimme, der verschleierte Glanz dieser Spieleraugen und die geringsten Bewegungen dieses Soldaten, der sie mit der höflichsten Brutalität behandelte, ließen sie erzittern. Was die Vollmacht angeht, die dieser wilde Oberst, der in Issouduns Augen ein Held war, verlangte, so erhielt er sie, als er sie brauchte, denn Flora verfiel der Herrschaft dieses Mannes, wie Frankreich der Napoleons verfallen war. Gleich einem Schmetterling, dessen Beine sich im schmelzenden Wachs einer Kerze verfangen haben, vergeudete Rouget rasch seine letzten Kräfte. Vor dieser Todesqual stand der Neffe kühl und ungerührt, wie 1814 die Diplomaten vor den Zuckungen des kaiserlichen Frankreich gestanden hatten. Philipp, der an Napoleon II. nicht recht glaubte, schrieb damals an den Kriegsminister folgenden Brief, den Mariette durch den Herzog von Maufrigneuse überreichen ließ:

„Exzellenz!

Napoleon ist nicht mehr; ich habe ihm treu bleiben wollen, da ich ihm meine Schwüre geleistet hatte; jetzt steht es mir frei, Seiner Majestät meine Dienste anzubieten. Wenn Eure Exzellenz Seiner Majestät mein Verhalten zu erklären geruhen, so wird der König es mit den Gesetzen der Ehre, ja mit denen des Königtums im Einklang finden. Der König, der es natürlich fand, daß sein Adjutant, der General Rapp, seinen einstigen Herrn beweinte, wird ohne Zweifel Nachsicht mit mir haben: Napoleon war mein Wohltäter.

Ich flehe also Eure Exzellenz an, die Bitte, die ich an ihn richte, in Erwägung zu ziehen, die Bitte um eine Verwendung in meinem Rang, und ich versichere Sie hier meiner vollständigen Unterwerfung. Es wird das genügen, um Ihnen zu sagen, Exzellenz, daß der König in mir einen treuen Untertanen finden wird.

Nehmen Sie die Versicherung der Achtung, mit der ich die Ehre habe zu verbleiben

Euer Exzellenz
untertänigster und demütigster Diener
Philipp Bridau,
Schwadronschef a. D. der Gardedragoner,
Offizier der Ehrenlegion, unter Aufsicht
der politischen Polizei zu Issoudun."

Diesem Brief war eine Bitte um die Erlaubnis beigelegt, in Familienangelegenheiten nach Paris reisen zu dürfen. Herr Mouilleron schloß außerdem noch Briefe des Bürgermeisters, des Unterpräfekten und des Polizeikommissars von Issoudun ein, die Philipp das größte Lob spendeten, indem sie sich auf den Zeitungsartikel über die Heirat seines Onkels stützten.

Vierzehn Tage darauf erhielt Philipp im Augenblick der Ausstellung die erbetene Erlaubnis, und ein Brief des Kriegsministeriums meldete ihm, daß er auf Befehl des Königs als erstes Gnadenzeichen seine Wiedereinstellung in das Heer erhalten habe, und zwar als Oberstleutnant.

Philipp ging mit seiner Tante und dem alten Rouget nach Paris und führte diesen drei Tage nach der Ankunft auf das Schatzamt, um dort die Umschreibung der Papiere vorzunehmen, die jetzt sein Eigentum wurden. Der Sterbende war ebenso wie die Krebsfischerin von dem Neffen in die übertriebenen Vergnügungen der so gefährlichen Gesellschaft unermüdlicher Schauspielerinnen, Jour-

nalisten, Künstler und zweifelhafter Frauen hineingestürzt worden, in der Philipp bereits seine Jugend ausgegeben hatte, und in der jetzt der alte Rouget so viel Krebsfischerinnen fand, daß man daran sterben konnte. Giroudeau übernahm es, dem Vater Rouget den angenehmen Tod zu verschaffen, der später, wie man sagt, durch einen französischen Marschall berühmt wurde. Lolotte, eine der schönsten Choristinnen der Oper, wurde zu der liebenswürdigen Mörderin dieses Greises. Rouget starb nach einem prachtvollen Diner, das Florentine gegeben hatte; es war also schwer zu entscheiden, ob das Souper oder Fräulein Lolotte den alten Berrichonen umgebracht hatte. Lolotte schob seinen Tod auf eine Schnitte Gänseleberpastete, und da dies Erzeugnis Straßburgs nicht antworten konnte, so gilt es als feststehend, daß der gute Mann an Verdauungsbeschwerden gestorben ist. Frau Rouget fühlte sich in dieser äußerst dekolletierten Gesellschaft wie in ihrem Element; aber Philipp gab ihr Mariette zur Aufseherin, die die Witwe, deren Trauer von einigen Galanterien verziert wurde, vor Dummheiten bewahrte.

Im Oktober 1823 kehrte Philipp mit der Vollmacht seiner Tante nach Issoudun zurück, um die Hinterlassenschaft seines Onkels zu ordnen. Die ganze Transaktion ging schnell vonstatten, denn im März 1824 war er mit einer Million sechshunderttausend Franken wieder in Paris; das war das Nettoergebnis der Besitzungen seines verstorbenen Onkels, nicht zu zählen die wertvollen Gemälde, die Herrn Hochons Haus nie verlassen hatten. Philipp legte seine Kapitalien im Hause Mongenod und Sohn nieder, in dem der junge Baruch Borniche angestellt war, und über dessen Solvenz und Rechtlichkeit ihm der alte Hochon befriedigende Auskunft erteilt hatte. Dieses Haus übernahm die sechzehnhunderttausend Franken gegen

sechs Prozent jährlicher Zinsen und unter dreimonatlicher Kündigung bei geplanter Abhebung von Geldern.

Eines schönen Tages kam Philipp und bat seine Mutter, seiner Hochzeit beizuwohnen, deren Zeugen Giroudeau, Finot, Nathan und Bixiou waren. Durch den Vertrag vermachte Frau Witwe Rouget, die eine Million einbrachte, ihrem künftigen Gatten für den Fall, daß sie ohne Kinder sterben würde, ihre ganze Habe. Man verschickte keine Anzeigen, es gab kein Fest und man erregte kein Aufsehen, denn Philipp hatte seine Pläne. Er brachte seine Frau in der Rue Saint-Georges unter, wo Lolotte ihm eine fertig möblierte Wohnung verkaufte. Die junge Frau Bridau fand sie entzückend, ihr Gatte aber setzte sehr selten den Fuß hinein. Ohne daß irgend jemand etwas davon erfuhr, kaufte Philipp für zweihundertfünfzigtausend Franken in der Rue de Clichy, zu einer Zeit, als noch niemand ahnte, welchen Wert dieses Viertel eines Tages erlangen würde, ein prachtvolles Hotel, auf dessen Preis er fünfzigtausend Taler von seinen Einkünften anzahlte, indem er für die Tilgung der Restschuld zwei Jahre ausbedang. Er gab ungeheure Summen für die Inneneinrichtung und das Mobiliar hin, denn er widmete zwei Jahre lang seine ganzen Einkünfte diesem Hause. Die prachtvollen Gemälde, die restauriert worden waren, und die man auf dreihunderttausend Franken schätzte, zeigten sich dort in all ihrem Glanz.

Die Thronbesteigung Karls X. hatte die Familie des Herzogs von Chaulieu, dessen älterer Sohn, der Herzog von Rhétoré, Philipp oft bei Tullia sah, zu noch höherer Gunst erhoben als früher. Unter Karl X. glaubte die ältere Linie des Hauses Bourbon definitiv auf dem Thron zu sitzen, und sie befolgte den Rat, den der Marschall Gouvion-Saint-Cyr schon früher gegeben hatte, die Offiziere des Kaiserreichs an sich zu fesseln. Philipp, der ohne

Zweifel wertvolle Enthüllungen über die Verschwörungen von 1820 und 1822 machte, wurde zum Oberstleutnant im Regiment des Herzogs von Maufrigneuse ernannt. Dieser reizende Edelmann hielt sich für verpflichtet, einen Menschen zu begönnern, dem er Mariette entführt hatte. Das Ballettkorps stand dieser Ernennung nicht ganz unbeteiligt gegenüber. Man hatte übrigens in der Weisheit des geheimen Rats unter Karl X. beschlossen, Seiner Hoheit dem Dauphin eine leise Schattierung von Liberalismus zu verleihen. Philipp, der gewissermaßen der Handlanger des Herzogs von Maufrigneuse war, wurde also nicht nur dem Dauphin, sondern sogar der Dauphine vorgestellt; beiden mißfielen rauhe Charaktere und Offiziere, die wegen ihrer Treue bekannt waren, keineswegs. Philipp erkannte die Rolle des Dauphins sehr gut, und er benutzte die erste Inszenierung dieses falschen Liberalismus, um sich zum Adjutanten eines am Hof sehr angesehenen Marschalls ernennen zu lassen. Im Januar 1827 bat Philipp, der als Oberstleutnant in die königliche Garde übertrat, und zwar in das Regiment, das der Herzog von Maufrigneuse damals befehligte, um die Gunst der Verleihung des Adels. Unter der Restauration wurde die Verleihung des Adels für die Bürgerlichen, die in der Garde dienten, beinahe zu einem Recht, das sie beanspruchen konnten. Der Oberst Bridau, der eben das Schloß Brambourg gekauft hatte, bat um die Gnade, es mit dem Grafentitel in ein Majorat verwandeln zu dürfen. Man gewährte ihm diese Gunst, da er seine Verbindungen in der höchsten Gesellschaft ausnutzte, in der er mit allem Prunk an Wagen und Livreen, kurz mit dem Pomp des großen Herrn auftrat. Sowie Philipp sich als Oberstleutnant des schönsten Kavallerieregiments der Garde unter dem Namen des Grafen von Brambourg im königlichen Almanach eingetragen sah, begann er, viel im Hause

des Artilleriegenerals Grafen von Soulanges zu verkehren und der jüngsten Tochter, Fräulein Amélie von Soulanges, den Hof zu machen. Philipp war unersättlich, und da ihn die Mätressen aller einflußreichen Leute unterstützten, so strebte er nach der Ehre, einer der Adjutanten Seiner Hoheit des Dauphins zu werden. Er war verwegen genug, zu der Dauphine zu sagen: ein alter Offizier, der auf mehreren Schlachtfeldern verwundet worden sei und der den großen Krieg kenne, werde Seiner Hoheit gegebenenfalls nicht ohne Nutzen sein. Philipp, der den Ton jedes Schranzentums anzunehmen wußte, benahm sich in dieser oberen Gesellschaft genau, wie er sich benehmen mußte; hatte er es doch verstanden, sich in Issoudun zu einem Mignonnet zu machen. Übrigens führte er ein großartiges Leben, er gab prachtvolle Feste und Diners; doch ließ er in seinem Hause keinen seiner einstigen Freunde zu, deren Stellung seine Zukunft hätte gefährden können. Er war unerbittlich gegen die Genossen seiner Ausschweifungen. Er schlug es Bixiou glatt ab, für Giroudeau zu sprechen, der wieder Dienste nehmen wollte, als Florentine ihn im Stich ließ. „Das ist ein Mensch ohne Moral!" sagte Philipp.

„Ah! Das hat er von mir gesagt?" rief Giroudeau. „Von mir, der ich ihn von seinem Onkel befreit habe?"
„Wir werden ihn wieder zwicken," sagte Bixiou.

Philipp wollte Fräulein Amélie von Soulanges heiraten, General werden und eins der Regimenter der königlichen Garde befehligen. Er verlangte so viel, daß man ihn, um ihn zum Schweigen zu bringen, zum Kommandanten der Ehrenlegion und zum Kommandanten des Heiligen-Ludwigs-Ordens ernannte. Als Agathe und Joseph eines Abends bei Regenwetter nach Hause gingen, sahen sie Philipp in Uniform, geputzt mit seinen Bändern, hingeschmiegt in die Ecke seines schönen, mit gelber Seide

bespannten Wagens, dessen Wappen von einer Grafenkrone überragt wurde, vorüberfahren, wie er zu einem Fest im Elysée-Bourbon ging; er bespritzte seine Mutter und seinen Bruder mit Kot, als er sie mit begönnernder Miene grüßte. „Dem geht's gut, dem Schlingel!" sagte Joseph zu seiner Mutter. „Nichtsdestoweniger sollte er uns anderes schicken als Kot ins Gesicht." „Er ist in einer so schönen, so hohen Stellung, daß man es ihm nicht übelnehmen darf, wenn er uns vergißt," sagte Frau Bridau; „da er einen so steilen Berg hinaufsteigt, hat er so viel Verpflichtungen zu erfüllen, so viel Opfer zu bringen, daß er uns nicht aufsuchen kann, soviel er auch an uns denkt."

„Mein Lieber," sagte eines Abends der Herzog von Maufrigneuse zu dem neuen Grafen von Brambourg, „ich bin überzeugt, daß Ihr Antrag freundliche Aufnahme finden würde; aber um Amélie von Soulanges zu heiraten, müßten Sie frei sein. Was haben Sie mit Ihrer Frau gemacht?" „Meiner Frau? . . ." sagte Philipp mit einer Geste, einem Blick und einem Ton, die Frédéric Lemaître später in einer seiner schrecklichsten Rollen erriet. „Ach, ich habe leider die traurige Gewißheit, daß sie mir nicht erhalten bleibt. Sie hat keine acht Tage mehr zu leben. Ach, mein lieber Herzog, Sie ahnen nicht, was eine Mesalliance bedeutet! Eine Frau, die einmal Köchin war, die die Neigungen einer Köchin hat und die mich entehrt; denn ich bin recht zu beklagen. Aber ich habe schon die Ehre gehabt, Ihrer Hoheit der Dauphine meine Lage auseinander zu setzen. Es handelte sich damals darum, eine Million zu retten, die mein Onkel testamentarisch diesem Geschöpf hinterlassen hatte. Zum Glück hatte meine Frau sich dem Branntwein ergeben; bei ihrem Tode fällt mir eine Million zu, die dem Hause Mongenod anvertraut worden ist. Ich habe außerdem dreißigtausend Franken

Rente in Staatspapieren und mein Majorat, das vierzigtausend Franken Rente wert ist. Wenn Herr von Soulanges, wie alles vermuten läßt, den Marschallstab erhält, so kann ich mit dem Titel eines Grafen von Brambourg General und Pair von Frankreich werden. Das ist dann die Pension eines Adjutanten des Dauphin."

Nach dem Salon des Jahres 1823 hatte der erste Hofmaler des Königs, einer der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit, für Josephs Mutter ein Lotteriebureau in der Umgebung der Markthalle erwirkt. Später konnte Agathe, ohne einen Zuschlag zahlen zu müssen, mit dem Inhaber eines Bureaus der Rue de Seine, das in einem Hause lag, in dem auch Joseph ein Atelier fand, einen sehr günstigen Tausch vollziehen. Jetzt nahm die Witwe ihrerseits sich einen Geschäftsführer und kostete ihren Sohn nichts mehr. Nun glaubte Agathe noch im Jahre 1828, wiewohl sie Direktrice eines ausgezeichneten Lotteriebureaus war, das sie einzig Josephs Ruhm verdankte, immer noch nicht an diesen Ruhm, der freilich wie jeder echte Ruhm höchst umstritten war. Der große Maler, der stets mit seinen Leidenschaften rang, hatte ungeheure Bedürfnisse; er verdiente nicht genug, um den Luxus unterhalten zu können, zu dem ihn sowohl seine Beziehungen in der Gesellschaft wie auch seine hervorragende Stellung in der jungen Schule zwangen. Wiewohl seine Freunde aus dem Kreise und Fräulein des Touches ihn kräftig unterstützten, gefiel er dem Bürger nicht. Dieses Wesen, von dem heute das Geld kommen muß, bindet die Schnüre seines Geldbeutels niemals für umstrittene Talente auf, und Joseph hatte die Klassizisten, das Institut und jene Kritiker, die von diesen beiden Mächten abhingen, gegen sich. Der Graf von Brambourg schließlich spielte den Erstaunten, wenn man ihm von Joseph sprach. Dieser mutige Künstler erhielt, obgleich Gros und Gérard

ihn stützten und ihm im Salon des Jahres 1827 das Kreuz verschafften, wenig Aufträge. Wenn schon das Ministerium des Inneren und das Hausministerium des Königs seine großen Bilder ungern nahmen, so mochten sich die Händler und die reichen Fremden noch weniger damit beladen. Übrigens überläßt Joseph sich, wie man weiß, ein wenig der Laune, und daraus entspringen Ungleichheiten, die seine Feinde benutzen, um sein Talent zu leugnen.

„Die große Malerei liegt schwer krank," sagte sein Freund Pierre Grassou, der Sudeleien nach dem Geschmack der Bürger malte, die den großen Bildern ihre Zimmer schließen. „Du müßtest eine ganze Kathedrale auszumalen haben," sagte Schinner immer von neuem; „durch ein großes Werk würdest du die Kritik zum Schweigen bringen."

Diese Reden, die Agathe erschreckten, bestärkten das Urteil, das sie von allem Anfang an über Joseph und Philipp gefällt hatte. Die Tatsachen gaben dieser Frau, die Provinzialin geblieben war, recht: war nicht Philipp, ihr Lieblingskind, endlich der große Mann der Familie? Sie sah in den ersten Fehltritten dieses Burschen die Seitensprünge des Genies. Joseph, dessen Werke sie verständnislos fanden, denn sie sah sie zuviel in ihren Windeln, als daß sie sie nach der Vollendung hätte bewundern können, schien ihr im Jahre 1828 noch nicht weiter gekommen zu sein als im Jahre 1816. Der arme Joseph schuldete Geld, er beugte sich unter der Last seiner Schulden, ‚er hatte einen undankbaren Beruf ergriffen, der nichts einbrachte'. Kurz, sie begriff nicht, weshalb man Joseph das Kreuz gegeben hatte. Philipp, der stark genug war, um nicht mehr zum Spiel zu gehen, der zu den Festen der höchsten Herrschaften eingeladen wurde, dieser glänzende Oberst, der bei den Paraden und Aufzügen in seiner prunkvollen Uniform, mit seinen beiden

roten Bändern dahinzog, verwirklichte die mütterliche Träume Agathes. Eines Tages, als eine öffentliche Feie stattfand, hatte Philipp das grauenhafte Schauspiel seine Elends auf dem Quai de l'École ausgelöscht, indem e an der gleichen Stelle an seiner Mutter vorüberzog; e schritt vor dem Dauphin her, mit fliegenden Reiher auf der Tschapka, und mit einem Dolman, der von Gol und Pelzen funkelte! Da Agathe für den Künstler ein Art barmherziger Grauer Schwester geworden war, s fühlte sie sich nur noch für den verwegenen Adjutante Seiner königlichen Hoheit des Dauphins als Mutter! I ihrem Stolz auf Philipp mußte sie ihm ja bald auch de Wohlstand verdanken, und so vergaß sie, daß sie da Lotteriebureau, von dem sie lebte, durch Joseph erhalte hatte. Eines Tages sah Agathe, wie ihr armer Künstle sich um die Rechnung seines Farbenhändlers solche Sorgen machte, daß sie beschloß, wenn auch unter Flüche auf die Kunst, ihn von seinen Schulden zu befreien. Di arme Frau, die das Haus mit dem Gewinn ihres Lotteriebureaus unterhielt, hütete sich wohl, Joseph je um eine Heller zu bitten. So hatte sie denn auch kein Geld; abe sie zählte auf Philipps gutes Herz und auf seine Börse Sie wartete seit drei Jahren von Tag zu Tag auf de Besuch ihres Sohnes; sie sah es schon, wie er ihr ein ungeheure Summe brachte, und sie genoß schon im vorau das Vergnügen, mit dem sie Joseph das Geld geben würde denn dessen Meinung über Philipp war ebenso unveränderlich wie die Desroches'. Ohne Vorwissen Joseph schrieb sie also folgenden Brief an Philipp:

„Mein teurer Philipp, Du hast Deiner Mutter seit fün Jahren nicht die geringste Erinnerung gewidmet! Da ist nicht recht. Du solltest ein wenig der Vergangenhei denken, und wäre es auch nur um Deines ausgezeichnete Bruders willen. Heute ist Joseph in Not, während Du

im Reichtum schwimmst; er arbeitet, während Du von Fest zu Fest fliegst. Du hast das ganze Vermögen meines Bruders für Dich allein. Wenn man dem kleinen Borniche glauben kann, so hättest Du zweihunderttausend Franken Rente. Nun, suche Joseph auf! Während Deines Besuchs lege zwanzig Tausendfrankenscheine in den Totenkopf! Du bist sie uns schuldig, Philipp. Nichtsdestoweniger wird Dein Bruder sich für Deinen Schuldner halten; das Vergnügen, das Du Deiner Mutter machst, gar nicht zu rechnen.

Agathe Bridau, geb. Rouget."

Zwei Tage darauf brachte das Dienstmädchen folgenden furchtbaren Brief in das Atelier, wo die arme Agathe eben mit Joseph gefrühstückt hatte:

„Meine liebe Mutter, man heiratet nicht Fräulein Amélie von Soulanges, indem man ihr Nußschalen einbringt, wenn sich unter dem Namen des Grafen von Brambourg verbirgt der Deines Sohnes

Philipp Bridau."

Als Agathe fast ohnmächtig auf den Diwan des Ateliers fiel, ließ sie den Brief aus der Hand. Bei dem leichten Geräusch des entgleitenden Papiers und Agathes dumpfem, aber furchtbarem Aufschrei schrak Joseph zusammen; er hatte seine Mutter in eben diesem Augenblick vollständig vergessen, denn er pinselte wütend an einer Skizze herum; er bog den Kopf um die Leinwand, um zu sehen, was es gäbe. Beim Anblick seiner hingestürzten Mutter ließ der Maler Palette und Pinsel fallen und sprang herzu, um etwas wie einen Leichnam aufzuheben. Er nahm Agathe in die Arme, trug sie in ihr Zimmer aufs Bett und schickte das Mädchen zu seinem Freund Bianchon. Sobald Joseph seine Mutter befragen konnte, gestand sie ihm, daß sie an Philipp geschrieben und welche Antwort er ihr gegeben hatte. Der Künstler holte die Antwort,

deren kurze Brutalität der armen Mutter das zarte Herz gebrochen hatte, indem sie das pomphafte Gebäude einriß, das ihre mütterliche Vorliebe noch eben baute. Als Joseph an das Bett seiner Mutter zurückkehrte, hatte er den Takt, zu schweigen. Während der drei Wochen, die nicht die Krankheit, sondern die Todesqual dieser armen Frau dauerte, sprach er kein Wort von seinem Bruder. Bianchon, der jeden Tag kam und die Kranke mit der Hingabe eines echten Freundes pflegte, hatte Joseph gleich am ersten Tage aufgeklärt. „In diesem Alter", sagte er, „und unter diesen Umständen kann man nur daran denken, ihr den Tod so wenig bitter zu machen wie nur möglich."

Agathe hatte übrigens das Gefühl, daß Gott sie rief, und zwar so deutlich, daß sie schon am folgenden Tage um die religiöse Hilfe des alten Abbé Loraux bat, der nun seit zweiundzwanzig Jahren ihr Beichtvater war. Sowie sie mit ihm allein war und diesem Herzen all ihren Kummer ausgeschüttet hatte, wiederholte sie, was sie zu ihrer Patin gesagt hatte und was sie immer noch sagte: „Womit habe ich Gottes Mißfallen erregen können? Liebe ich ihn nicht von ganzer Seele? Bin ich nicht immer auf dem Wege des Heils gewandelt? Worin besteht meine Schuld? Und wenn ich eines Fehltritts schuldig bin, von dem ich nicht weiß, habe ich da noch Zeit, ihn wieder gut zu machen?" „Nein," sagte der Greis mit sanfter Stimme. „Ach ja, Ihr Leben scheint rein zu sein, und Ihre Seele fleckenlos; aber Gottes Auge, Sie armes, heimgesuchtes Geschöpf, ist schärfer als das seiner Diener! Ich erkenne all das ein wenig zu spät, denn Sie hatten auch mich getäuscht!"

Als Agathe aus einem Munde, der bis dahin nur friedliche Honigworte für sie gehabt hatte, diese Sätze hörte, da richtete sie sich im Bett auf, und ihre Augen wurden

weit vor Schreck und Angst. „Reden Sie! reden Sie!“ rief sie aus.

„Trösten Sie sich!“ fuhr der alte Priester fort. „Schon an der Art, wie Sie gestraft werden, läßt sich die Vergebung erkennen. Gott ist hier unten nur gegen seine Auserwählten streng. Weh denen, deren Missetaten glückliche Zufälle finden; sie werden immer wieder in die menschliche Form geknetet, bis auch sie für einfache Fehltritte hart bestraft sind und zur Reife der himmlischen Früchte gelangen. Ihr ganzes Leben, liebe Tochter, ist nur ein einziger Fehltritt gewesen. Sie stürzen in die Grube, die Sie sich selbst gegraben haben, denn wir sündigen nur durch die Teile in uns, die wir selbst geschwächt haben. Sie haben Ihr Herz einem Ungeheuer geschenkt, in dem Sie Ihren Ruhm sahen, und Sie haben dasjenige Ihrer Kinder verkannt, in dem Ihr wahrer Ruhm liegt! Sie sind so von Grund aus ungerecht gewesen, daß Sie diesen so auffälligen Gegensatz nicht bemerkt haben: Sie haben Ihre Lebensmöglichkeit von Joseph erhalten, während Ihr anderer Sohn Sie fortwährend geplündert hat. Der arme Sohn, der Sie liebt, ohne durch eine gleiche Zärtlichkeit belohnt zu werden, bringt Ihnen Ihr täglich Brot; während der reiche, der nie an Sie gedacht hat und Sie verachtet, Ihren Tod herbeiwünscht.“ „Oh! Was das angeht . . .“ sagte sie. „Ja,“ fuhr der Priester fort, „Sie hemmen durch Ihren niederen Stand die Hoffnungen seines Hochmuts . . . Mutter, da liegen deine Verbrechen! Weib, deine Qualen und Leiden verkünden dir, daß du den Frieden des Herrn genießen wirst! Ihr Sohn Joseph ist so groß, daß seine Zärtlichkeit nie durch die Ungerechtigkeit Ihrer mütterlichen Bevorzugung verringert wurde; also lieben Sie ihn! Geben Sie ihm während dieser letzten Tage Ihr ganzes Herz; ja, beten Sie für ihn, ich werde für Sie beten.“

Als die Augen dieser Mutter von so gewaltiger Hand geöffnet wurden, umfaßten sie in einem einzigen Rückblick den ganzen Lauf ihres Lebens. Durch diesen Lichtstrahl aufgeklärt, erkannte sie ihr unfreiwilliges Unrecht und brach in Tränen aus. Der alte Priester fühlte eine solche Rührung beim Anblick der Reue eines Geschöpfes, das einzig aus Unwissenheit gesündigt hatte, daß er hinausging, um nicht sein Mitleid zu zeigen. Etwa zwei Stunden, nachdem der Beichtvater gegangen war, trat Joseph wieder in das Zimmer seiner Mutter. Er war bei einem seiner Freunde gewesen, um das Geld für die Tilgung seiner dringendsten Schulden zu borgen, und er trat auf den Zehenspitzen ein, da er glaubte, Agathe schliefe. Er konnte sich also in seinen Sessel setzen, ohne daß die Kranke ihn sah. Ein Schluchzen, das von den Worten: „Wird er mir verzeihen?“ unterbrochen wurde, trieb Joseph in die Höhe; der Schweiß stand ihm auf dem Rücken, denn er glaubte, seine Mutter liege schon in dem Delirium, das dem Tode vorangeht.

„Was hast du, liebe Mutter?“ fragte er, als er vor den vom Weinen geröteten Augen und dem zerknirschten Gesicht der Kranken erschrak. „Ach, Joseph! Wirst du mir verzeihen, mein Kind?“ rief sie. „Was denn?“ fragte der Künstler. „Ich habe dich nicht so geliebt, wie du es verdientest . . .“ „[illegible]s wäre? . . .“ rief er. „Du hast mich nicht geliebt? . . . Leben wir nicht seit sieben Jahren zusammen? Führst du mir nicht seit sieben Jahren meinen Haushalt? Sehe ich dich nicht alle Tage? Höre ich nicht deine Stimme? Bist du nicht die sanfte und nachsichtige Gefährtin meines elenden Lebens? Du verstehst nichts von der Malerei! . . . Aber das kann man nicht lernen. Und ich habe noch gestern zu Grassou gesagt: ‚Was mich in all meinen Kämpfen tröstet, ist, daß ich eine gute Mutter habe; sie ist mir, was die Frau

einem Künstler sein muß; sie sorgt für alles, sie wacht über meine materiellen Bedürfnisse, ohne mir die geringste Schwierigkeit zu machen ...'" „Nein, Joseph, nein, du hast mich geliebt, du! Und ich habe dir nicht Zärtlichkeit für Zärtlichkeit gegeben. Ach, wie gern würde ich weiterleben! ... Gib mir die Hand! ..."

Agathe ergriff die Hand ihres Sohnes, küßte sie und behielt sie auf dem Herzen, während sie ihn lange ansah und ihm das Blau ihrer Augen zeigte, das jetzt von der Zärtlichkeit strahlte, die sie bislang Philipp vorbehalten hatte. Dem Maler, der sich auf diesen Ausdruck verstand, fiel dieser Wandel so sehr auf, er sah so deutlich, wie seiner Mutter Herz ihm aufging, daß er sie in die Arme nahm und sie ein paar Augenblicke an sich gepreßt hielt, indem er wie ein Sinnloser sagte: „O meine Mutter! O meine Mutter!" „Ach, ich fühle, mir wird vergeben!" sagte sie. „Gott muß die Vergebung bestätigen, die ein Kind seiner Mutter zuteil werden läßt!" „Du brauchst Ruhe, quäle dich nicht! Dies genügt: ich fühle mich in diesem Augenblick für die ganze Vergangenheit geliebt," rief Joseph, indem er seine Mutter wieder auf das Kopfkissen legte.

Während der zwei Wochen, die bei diesem heiligen Geschöpf der Kampf zwischen Leben und Tod dauerte, zeigte sie Joseph Blicke, Seelenregungen und Gesten, in denen so viel Liebe durchbrach, daß in jedem ihrer Ergüsse ein ganzes Leben zu liegen schien ... Die Mutter dachte nur noch an ihren Sohn; sich zählte sie als ein Nichts; und da ihre Liebe sie aufrecht hielt, so spürte sie ihre Leiden nicht mehr. Sie sprach Worte, die naiv waren wie die der Kinder. D'Arthez, Michel Chrestien, Fulgence Ridal, Pierre Grassou, Bianchon kamen, um Joseph Gesellschaft zu leisten, und oft stritten sie mit leiser Stimme im Zimmer der Kranken. „O, wie gern

möchte ich wissen, was die Farbe ist!“ rief sie eines Abends, als sie einem Streit über ein Bild zuhörte.

Joseph seinerseits war wundervoll gegen seine Mutter; er verließ das Zimmer nicht mehr, er verzärtelte Agathe in seinem Herzen, er erwiderte ihre Zärtlichkeit mit der gleichen Zärtlichkeit. Für die Freunde des großen Malers war es eins jener schönen Schauspiele, die man nie vergißt. Diese Männer, die alle den Einklang eines echten Talents und eines großen Charakters zeigten, waren für Joseph und seine Mutter, was sie sein mußten: Engel, die mit ihr beteten und weinten, nicht zwar, indem sie Gebete sprachen und Tränen vergossen, sondern, indem sie sich mit ihr in Denken und Handeln eins wußten. Als ein Künstler, der ebenso groß war durch seine Empfindung wie durch sein Talent, erriet Joseph an einigen Blicken seiner Mutter einen in diesem Herzen vergrabenen Wunsch; und eines Tages sagte er zu d'Arthez: „Sie hat diesen Räuber Philipp zu sehr geliebt, um ihn nicht vor ihrem Tode noch einmal sehen zu wollen.“

Joseph bat Bixiou, der in der Welt der Bohemiens, die Philipp bisweilen aufsuchte, eine Rolle spielte, er möge es bei diesem elenden Emporkömmling durchsetzen, daß er aus Mitleid die Komödie irgendwelcher Zärtlichkeit spielte, um das Herz dieser armen Mutter in ein mit Illusionen besticktes Leichentuch zu hüllen. Als Beobachter und menschenfeindlicher Spötter verlangte Bixiou nichts Besseres, als eine solche Mission zu übernehmen.

Als er dem Grafen von Brambourg, der ihn in einem mit gelber Seide bespannten Schlafzimmer empfing, Agathes Lage auseinander gesetzt hatte, lachte der Oberst auf. „Ach, was zum Henker soll ich da?“ rief er aus. „Der einzige Dienst, den mir die gute Frau noch leisten kann, ist der, so schnell wie möglich zu verenden, denn sie würde bei meiner Hochzeit mit Fräulein von Soulanges eine

traurige Rolle spielen. Je weniger Familie ich habe, um so besser wird meine Stellung. Du begreifst, daß ich den Namen Bridau unter allen Grabmonumenten des Père Lachaise begraben möchte!... Mein Bruder tötet mich, indem er meinen Namen in die volle Öffentlichkeit schleppt! Du hast zuviel Geist, um nicht auf der Höhe meiner Situation zu stehen! Laß sehen, wenn du Deputierter würdest, du hast ein famoses Mundwerk, man würde dich fürchten wie Chauvelin, und man könnte dich zum Grafen Bixiou machen, zum Minister der schönen Künste: wärst du, wenn du es dahin brächtest, zufrieden, wenn deine Großmutter Descoings noch lebte und du diese brave Frau, die aussah wie eine Frau Saint-Léon, immer zur Seite hättest? Würdest du ihr in den Tuilerien den Arm reichen? Würdest du sie der adligen Familie vorstellen, in die du gerade einzudringen versuchtest? Du würdest, weiß Gott, wünschen, sie sechs Fuß unter der Erde zu wissen, eingepackt in ein Hemd aus Blei. Komm, frühstücke mit mir, und laß uns von anderen Dingen reden! Ich bin ein Emporkömmling, mein Lieber, ich weiß. Ich will nicht meine Windeln zeigen! . . . Mein Sohn, der wird glücklicher sein als ich, der ist ein großer Herr! Der Schlingel wird sich nach meinem Tode sehnen, darauf mache ich mich gefaßt, oder er wäre nicht mein Sohn!"

Er schellte; der Kammerdiener trat ein, und er sagte: „Mein Freund frühstückt mit mir, serviere uns ein hübsches kleines Frühstück!"

„Immerhin würde dich die große Welt ja in der Kammer deiner Mutter nicht sehen," erwiderte Bixiou. „Was würde es dich kosten, wenn du ein paar Stunden lang tätest, als liebtest du die arme Frau?" „Prosit!" sagte Philipp, indem er ein Auge zusammenkniff. „Du kommst von ihnen. Ich bin ein altes Kamel, das sich auf Knie-

beugen versteht. Meine Mutter will mir gelegentlich ihres letzten Seufzers für Joseph einiges aus der Tasche locken! ... Danke."

Als Bixiou Joseph diese Szene schilderte, wurde es dem armen Maler bis in die Seele hinein kalt. „Weiß Philipp, daß ich krank bin?" fragte Agathe mit leidender Stimme am Abend eben des Tages, als Bixiou über seinen Gang Bericht erstattet hatte. Joseph ging hinaus, da seine Tränen ihn erstickten. Der Abbé Loraux, der am Kopfkissen seines Beichtkindes saß, ergriff ihre Hand, drückte sie und erwiderte: „Ach, liebes Kind, Sie haben stets nur einen Sohn gehabt! ..."

Als Agathe dieses Wort hörte, das sie verstand, verfiel sie in eine Krisis, mit der ihr Todeskampf begann. Sie starb zwanzig Stunden darauf. In dem Delirium, das dem Tode vorausging, entschlüpfte ihr das Wort: „Woher weiß denn Philipp? ..."

Joseph folgte dem Sarge seiner Mutter allein. Philipp war dienstlich nach Orleans gegangen. Folgender Brief, den Joseph ihm in dem Augenblick schrieb, als ihre Mutter den letzten Seufzer ausstieß, hatte ihn aus Paris verjagt:

„Ungeheuer, meine arme Mutter ist infolge des Schlages gestorben, den Dein Brief ihr beigebracht hat; lege Trauer an, aber werde krank: ich will nicht, daß ihr Mörder hinter dem Sarg an meiner Seite geht.

Joseph Br."

Der Maler, der nicht den Mut in sich fühlte, zu malen, obwohl sein tiefer Schmerz die Zerstreuung verlangte, die die Arbeit mechanisch mit sich bringt, wurde von seinen Freunden umringt, die sich dahin verständigten, ihn nicht allein zu lassen. So war auch Bixiou, der Joseph so sehr liebte, wie ein Spötter irgend jemanden lieben kann, vierzehn Tage nach dem Begräbnis unter den Freunden, die im Atelier umherstanden. Plötzlich trat das Mädchen ein

und reichte Joseph folgenden Brief, den, wie sie sagte, eine alte Frau gebracht hatte, die beim Portier auf Antwort wartete:

„Sehr geehrter Herr!

An Sie, dem ich nicht den Namen eines Bruders zu geben wage, muß ich mich wenden, und wäre es auch nur um des Namens willen, den ich trage ..."

Joseph wandte das Blatt und blickte auf die Unterschrift der letzten Seite. Die Worte ‚Gräfin Flora von Brambourg' ließen ihn erbeben, denn er ahnte irgendeinen Greuel, den sein Bruder erfunden hatte. „Dieser Räuber würde auch den Teufel betrügen," sagte er. „Und das gilt als ein Ehrenmann! Das hängt sich einen Haufen von Orden um den Hals! Das spreizt sich am Hof, statt aufs Rad geflochten zu werden! Und dieser Lümmel nennt sich der ‚Herr Graf'!" „Solcher gibt's viele!" sagte Bixiou. „Schließlich verdient diese Krebsfischerin, daß sie wieder gestochert wird," fuhr Joseph fort; „die ist nicht so viel wert wie die Räude. Sie hätte mir wie ihrem Huhn den Hals abschneiden lassen, ohne zu sagen: Er ist unschuldig!"

Als Joseph den Brief hinwarf, griff Bixiou ihn behend auf und las ihn mit lauter Stimme vor:

„Schickt es sich, daß die Frau Gräfin Bridau von Brambourg, wie sehr sie auch gesündigt haben mag, ins Hospital geht, um zu sterben? Wenn das mein Los ist, wenn das der Wille des Herrn Grafen und der Ihre ist, so geschehe er; aber dann bitten Sie, der Sie mit dem Doktor Bianchon befreundet sind, um seine Fürsprache, damit ich in ein Hospital aufgenommen werde. Die Frau, die Ihnen diesen Brief bringt, ist elf Tage nacheinander in das Hotel Brambourg gegangen, in der Rue de Clichy, ohne von meinem Mann eine Unterstützung erlangen zu können.

Der Zustand, in dem ich mich befinde, erlaubt mir nicht, einen Anwalt rufen zu lassen, um auf gerichtlichem Wege zu erlangen, was mir gebührt, und in Frieden zu sterben. Übrigens kann mich nichts mehr retten, das weiß ich. Falls Sie sich also nicht mehr um Ihre unglückliche Schwägerin kümmern wollen, so geben Sie mir das nötige Geld, um meinem Leben ein Ende zu machen; denn ich sehe es, Ihr Herr Bruder will meinen Tod, er hat ihn stets gewollt. Obgleich er mir gesagt hatte, er kenne drei Mittel, um eine Frau zu töten, so war ich doch nicht klug genug, um das zu ahnen, dessen er sich bedient hat.

Falls Sie mich mit einer Unterstützung beehren und selbst über mein Elend urteilen wollen, so wohne ich Rue du Houssay, an der Ecke der Rue Chantereine, im fünften Stock. Wenn ich nicht morgen meine rückständige Miete bezahle, so muß ich hinaus! Und wohin soll ich gehen? Darf ich mich nennen

Ihre Schwägerin

Gräfin Flora von Brambourg?“

„Was für eine Grube voll Gemeinheit!“ rief Joseph; „was steckt dahinter?“ „Lassen wir zunächst einmal die Frau kommen, die muß eine famose Vorrede zu der Geschichte abgeben,“ sagte Bixiou.

Gleich darauf erschien eine Frau, die Bixiou mit den Worten abstempelte: „Marschierende Lumpen!“ Es war wirklich ein Haufe von Lappen und alten Kleidern, deren immer eins über dem anderen saß; alle waren sie mit Kot umrändert, das lag an der Jahreszeit; und das Ganze erhob sich auf dicken Beinen mit dicken Füßen, die kaum in geflickte Strümpfe und in wasserspeiende Schuhe gehüllt waren. Über diesem Berg von Lumpen erhob sich ein Kopf, wie Charlet sie seinen Straßenkehrerinnen gegeben hat, bedeckt von einem bis in die Falten hinein zerschlissenen Tuch.

„Ihr Name?“ fragte Joseph, während Bixiou die Frau zeichnete, die sich auf einen Schirm aus dem Jahre II der Republik stützte. „Frau Gruget, zu dienen. Ich hab Renten gehabt, mein kleiner Herr,“ sagte sie zu Bixiou, dessen heimtückisches Lachen sie beleidigte. „Wenn meine arme Tochter nicht das Unglück gehabt hätt’, einen ein bißchen zu toll zu lieben, dann säh’ ich anders aus, als Sie mich da sehn. Sie ist ins Wasser gegangen, mit Respekt zu vermelden, meine arme Ida! Ich bin dumm genug gewesen, ’ne Quaterne zu spielen: deshalb, mein lieber Herr, muß ich mit siebenundsiebzig Jahren bei Kranken wachen, für zehn Sous den Tag und die Kost ...“ „Aber ohne Kleidung!“ sagte Bixiou. „Meine Großmama konnte sich auch noch kleiden, und spielte doch ihre gute Terne.“ „Aber von meinen zehn Sous muß ich auch ’n Zimmer . . .“ „Also, was hat die Dame, bei der Sie wachen?“ „Na, nichts, Herr ... Ich meine das Geld, versteht sich! Denn sie hat ’ne Krankheit, daß die Ärzte zittern . . . Sie is mir für sechzig Tage schuldig, deshalb wach ich weiter, denn sie is ’ne Gräfin, und der Mann, der is Graf, der wird mir woll meine ganze Rechnung bezahlen, wenn sie tot is; und dann hab ich ihr allens gegeben, was ich hatte . . . aber ich hab nichts mehr; ich hab all meine Sachen versetzt! . . . Sie is mir siebenundvierzig Franken zwölf Sous schuldig, außer den dreißig Franken für das Wachen; und nu will sie sich mit Kohlen töten. Das geht nich, hab ich ihr gesagt. Ich hab sogar die Portiersfrau gebeten, aufzupassen, solang ich weg bin, denn sie is imstand und wirft sich zum Fenster raus.“ „Aber was hat sie?“ fragte Joseph. „Ach, gnädiger Herr, der Schwesterarzt is gekommen, aber die Krankheit...“ Frau Gruget machte eine schamhafte Geste. „Der hat gesagt, sie muß ins Spital . . . Es is tödlich.“ „Wir gehen hin,“ rief Bixiou. „Hier,“ sagte Joseph, „da haben Sie zehn Franken.“

Nachdem Joseph in den berühmten Totenkopf gegriffen hatte, um all sein Geld zu sich zu nehmen, ging der Maler in die Rue Mazarine, stieg in eine Droschke und fuhr zu Bianchon, den er zum Glück zu Hause traf; Bixiou lief inzwischen in die Rue de Buci, um ihren Freund Desroches zu holen. Eine Stunde darauf trafen die vier Freunde sich in der Rue du Houssay.

„Dieser reitende Mephistopheles namens Philipp Bridau“, sagte Bixiou zu seinen drei Freunden, als sie die Treppe hinaufstiegen, „hat seinen Kahn wunderbar gelenkt, um seine Frau los zu werden. Ihr wißt, unser Freund Lousteau, der glücklich war, jeden Monat von Philipp einen Tausendfrankenschein zu bekommen, hat Frau Bridau in die Gesellschaft Florines, Mariettes, Tullias und der Val-Noble eingeführt. Als Philipp sah, wie die Krebsfischerin sich an die Toiletten und die kostspieligen Vergnügungen gewöhnte, hat er ihr kein Geld mehr gegeben und es ihr überlassen, sich welches zu verschaffen . . . ihr versteht schon, wie? In achtzehn Monaten hat Philipp seine Frau auf diese Weise von Quartal zu Quartal immer ein wenig weiter hinunter gestoßen; und schließlich hat er ihr vermittelst eines prachtvollen Unteroffiziers den Geschmack am Branntwein eingeflößt. Je höher er stieg, um so tiefer sank seine Frau; jetzt sitzt die Gräfin im Kot. Dieses auf dem Lande geborene Mädchen führt ein hartes Leben; ich weiß nicht, wie Philipp es angefangen hat, sie abzuschütteln. Ich bin begierig darauf, dieses kleine Drama zu studieren, denn ich habe mich an dem Kameraden zu rächen. Ach, meine Freunde,“ sagte Bixiou in einem Ton, der seine drei Gefährten im Zweifel ließ, ob er scherzte oder im Ernst sprach, „es genügt, wenn man einen Menschen einem Laster in die Arme liefert, um ihn abzuschütteln. ‚Sie liebte den Tanz zu sehr, das hat sie getötet!‘ sagt Hugo. Ja! Meine

Großmutter liebte die Lotterie, und Philipp hat sie durch die Lotterie getötet! Vater Rouget liebte die Schwänke, und Lolotte hat ihn getötet! Frau Bridau, die Ärmste, liebte Philipp, und sie ist durch ihn gestorben! . . . Das Laster! Das Laster! Meine Freunde... Wißt ihr, was das Laster ist? Der Kuppler des Todes!" „Du wirst also an einem Scherz sterben!" sagte Desroches lächelnd zu Bixiou.

Vom vierten Stock an mußten die jungen Leute eine jener geraden Treppen hinaufsteigen, die Leitern gleichen und über die man in Pariser Häusern in gewisse Mansarden klimmt. Obwohl Joseph, der Flora in ihrer Schönheit gesehen hatte, auf einen furchtbaren Gegensatz gefaßt war, hatte er sich das schreckliche Schauspiel, das sich seinen Künstleraugen bot, nicht vorstellen können. Unter dem spitzen Winkel einer Mansarde ohne Tapete bemerkten die drei jungen Leute auf einem Gurtbett, dessen magere Matratze vielleicht mit Wollabfällen gepolstert war, eine Frau, die grün aussah wie eine zwei Tage alte Wasserleiche und mager war wie eine Schwindsüchtige zwei Stunden vor ihrem Tode. Dieser infizierte Kadaver hatte auf dem haarlosen Kopf einen scheußlichen karierten Baumwollappen. Der Ring um die hohlen Augen war rot, und die Lider glichen dem Häutchen des Eies. Der einst so wundervolle Körper war nur noch ein abscheulicher Knochenhaufe. Beim Anblick ihres Besuchs zog Flora sich einen Musselinfetzen über die Brust, der einmal eine kleine Fenstergardine gewesen sein mochte, denn er war am Rand voller Rostflecke von den Stangen. Statt allen Mobiliars erblickten die jungen Leute zwei Stühle, eine elende Kommode, auf der eine Kerze in eine Kartoffel gesteckt war, Teller, die auf dem Boden standen, und in einem Kamin ohne Feuer einen tönernen Kohlentopf. Bixiou entdeckte den Rest des Papiers, das beim Krämer gekauft worden war, um

den Brief zu schreiben, den die beiden Frauen ohne Frage gemeinsam ausgeklügelt hatten. Das Wort ‚ekelhaft‘ wäre nur erst ein Positiv, für das es einen Superlativ nicht gibt; der Eindruck, den dieses Elend hervorrief, ließ sich nicht anders ausdrücken. Als die Sterbende Joseph bemerkte, rannen ihr zwei dicke Tränen über die Wangen.

„Sie kann noch weinen!“ sagte Bixiou. „Das ist mir ein komisches Schauspiel: Tränen, die aus einem Dominospiel hervorrinnen! Das erklärt Mose Wunder!“ „Sie ist recht ausgedörrt...“ sprach Joseph. „Über dem Feuer der Reue,“ erwiderte Flora. „Und ich kann keinen Priester bekommen; ich habe nichts, nicht einmal ein Kruzifix, um Gottes Bild zu sehen ... Ach, mein Herr!“ rief sie aus, indem sie ihre Arme hob, die zwei geschnitzten Holzscheiten glichen, „ich bin sehr schuldig, aber Gott hat keinen gestraft wie mich! ... Philipp hat Max getötet, der mir grauenhafte Dinge riet, und jetzt tötet er auch mich. Gott bedient sich seiner als einer Geißel! ... Führen Sie sich gut auf, denn wir haben alle unseren Philipp!“ „Laßt mich mit ihr allein,“ sagte Bianchon, „damit ich sehe, ob die Krankheit zu heilen ist.“

„Wenn man sie heilen könnte, so würde Philipp Bridau vor Wut verenden; deshalb werde ich auch den Zustand, in dem seine Frau sich befindet, protokollieren lassen. Er hat kein Urteil wegen Ehebruchs gegen sie erwirkt, sie genießt all ihre Rechte als Gattin; er soll den Skandal eines Prozesses erleben! Wir werden die Frau Gräfin zunächst in die Klinik des Doktors Dubois bringen lassen, in der Rue du Faubourg-Saint-Dénis: da wird sie sorgfältig gepflegt. Dann werde ich gegen den Grafen die Klage auf Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft erheben,“ erwiderte Desroches. „Bravo, Desroches!“ rief Bixiou. „Was für ein Vergnügen, Gutes zu stiften, wenn es so viel Unheil anrichten muß!“

Zehn Minuten darauf kam Bianchon herab und sagte zu seinen beiden Freunden: „Ich laufe zu Desplein, er kann diese Frau durch eine Operation retten. Ah! er wird sie pflegen; der Mißbrauch des Alkohols hat bei ihr eine großartige Krankheit entwickelt, die man für verloren hielt!“ „Possenreißer von einem Arzt, geh! Ist nur eine Krankheit vorhanden?“ fragte Bixiou.

Aber Bianchon war schon auf dem Hof, so eilig hatte er es, Desplein diese große Neuigkeit zu melden. Zwei Stunden darauf wurde Josephs unglückliche Schwägerin in die anständige Klinik überführt, die der Doktor Dubois gegründet hatte, und die später von der Stadt angekauft wurde.

Drei Wochen vergingen; da enthielt der Hospitalanzeiger den Bericht über einen der verwegensten Versuche der modernen Chirurgie, ausgeführt an einer Kranken, die man mit den Initialen F. B. bezeichnete. Die Kranke erlag mehr infolge des Zustandes der Schwäche, in den das Elend sie gebracht hatte, als infolge der Operation. Sofort suchte der Oberst Graf von Brambourg in tiefer Trauer den Grafen von Soulanges auf und meldete ihm ‚den schmerzlichen Verlust‘, den er soeben erlitten hatte. Man sagte sich in der höchsten Gesellschaft ins Ohr, der Graf von Soulanges wolle seine Tochter mit einem Emporkömmling von großen Verdiensten vermählen, der zum Feldmarschall und zum Obersten eines Regiments der königlichen Garde ernannt werden solle. De Marsay gab diese Neuigkeit an Rastignac weiter, der sie bei einem Souper im Rocher de Cancale erwähnte, an dem auch Bixiou teil nahm.

Wenn es unter den Freunden, die Philipp verleugnete, einige gab, die sich wie Giroudeau nicht rächen konnten, so war er doch ungeschickt genug gewesen, auch Bixiou zu verletzen, den man dank seinem Geist überall empfing,

und der so gut wie nie verzieh. In der vollen Öffentlichkeit des Rocher de Cancale hatte Philipp vor ernsthaften Leuten, die zu Nacht speisten, zu Bixiou, der ihn bat, ihn im Hotel Brambourg besuchen zu dürfen, gesagt: „Du wirst zu mir kommen, wenn du Minister bist!“ „Muß ich Protestant werden, um bei dir zu verkehren?“ erwiderte Bixiou scherzend. Aber in seinem Innern sagte er: „Wenn du ein Goliath bist, so habe ich meine Schleuder, und an Kieseln fehlt es mir auch nicht.“

Am Tage nach Floras Tode zog der Spaßvogel sich bei einem ihm befreundeten Schauspieler an, und die Allmacht des Kostüms verwandelte ihn in einen säkularisierten Priester mit grüner Brille; dann nahm er einen Wagen und ließ sich zum Hotel Soulanges fahren. Bixiou, den Philipp als Possenreißer behandelt hatte, wollte ihm einen Possen spielen. Da er eindringlich versicherte, er habe von einer ernsten Angelegenheit zu reden, so empfing Herr von Soulanges ihn, und Bixiou spielte die Rolle eines ehrwürdigen Mannes, dem man wichtige Geheimnisse anvertraut hatte. Er erzählte mit verstellter Stimme die Krankheitsgeschichte der verstorbenen Gräfin, deren furchtbares Geheimnis ihm von Bianchon anvertraut worden war, die Geschichte vom Tode Agathes, die Geschichte vom Tode des guten Rouget, deren sich der Graf von Brambourg noch gerühmt hatte, die Geschichte vom Tode der Descoings, die Geschichte von der Anleihe bei der Zeitungskasse und die Geschichte von Philipps Lebenswandel in seinen schlimmen Tagen. „Herr Graf, geben Sie ihm Ihre Tochter erst, nachdem Sie genaue Erkundigungen eingezogen haben; fragen Sie seine einstigen Freunde, Bixiou, den Hauptmann Giroudeau usw.“

Drei Monate darauf gab der Oberst von Brambourg in seinem Hause Du Tillet, Nucingen, Rastignac, Maxime de

Trailles und De Marsay ein Souper. Der Gastgeber nahm die halb tröstenden Reden seiner Gäste über seinen Bruch mit dem Hause Soulanges sehr sorglos auf.

„Du kannst Besseres finden,“ sagte Maxime. „Wieviel Vermögen muß man haben, um ein Fräulein von Grandlieu zu heiraten?“ fragte Philipp De Marsay. „Ihnen ... gäbe man die häßlichste nicht unter zehn Millionen,“ erwiderte De Marsay unverschämt. „Bah!“ sagte Rastignac, „mit zweihunderttausend Franken Rente könnten Sie Fräulein von Langeais haben, die Tochter des Marquis; sie ist häßlich, sie ist dreißig Jahre alt und hat keinen Heller Mitgift; das müßte Ihnen passen.“ „In zwei Jahren werde ich zehn Millionen haben,“ erwiderte Philipp Bridau. „Wir schreiben den sechzehnten Januar 1829!“ rief Du Tillet lächelnd. „Ich arbeite seit zehn Jahren, und ich habe sie noch nicht einmal.“ „Wir werden einander beraten, und Sie werden sehen, wieviel ich von den Finanzen verstehe!“ rief Bridau. „Wieviel besitzen Sie im ganzen?“ fragte Nucingen. „Wenn ich meine Renten verkaufe und mein Gut und mein Haus ausnehme, die ich nicht aufs Spiel setzen will und kann, denn sie gehören zu meinem Majorat, so bringe ich wohl noch drei Millionen zusammen ...“

Nucingen und Du Tillet sahen sich an. Nach diesem feinen Blick sagte Du Tillet zu Philipp: „Mein lieber Graf, wir werden zusammen arbeiten, wenn Sie wollen.“

De Marsay bemerkte den Blick, den Du Tillet Nucingen zugeworfen hatte und der etwa sagen wollte: „Die Millionen für uns!“ Wirklich standen diese beiden Persönlichkeiten der Hochfinanz mitten im Herzen der politischen Geschäfte, so daß sie zur gegebenen Zeit ein fast sicheres Spiel gegen Philipp spielen konnten, wenn ihm an der Börse alle Wahrscheinlichkeiten günstig zu sein schienen, während sie es in Wahrheit ihnen waren. Und der Fall

trat ein: bis zum Juli 1830 hatten Du Tillet und Nucingen den Grafen von Brambourg eine Million und fünfhunderttausend Franken gewinnen lassen. Da er sie offen fand und ihr Rat ihm erprobt schien, so mißtraute er ihnen nicht mehr. Philipp, der durch die Gunst der Restauration in die Höhe gekommen war, glaubte, getäuscht vor allem von seiner tiefen Verachtung für die ‚Zivilisten', an den Erfolg der drei Verordnungen, und er wollte auf die Hausse spielen; Nucingen und Du Tillet dagegen, die an eine Revolution glaubten, rechneten gegen ihn auf eine Baisse. Diese beiden schlauen Kerle stimmten dem Grafen von Brambourg bei und taten, als teilten sie all seine Überzeugungen; so flößten sie ihm die Hoffnung ein, seine Millionen zu verdoppeln, während sie sich bereit hielten, sie ihm abzugewinnen. Philipp schlug sich wie der Mensch, für den der Sieg vier Millionen bedeutete. Seine Aufopferung war so auffällig, daß er den Befehl erhielt, mit dem Herzog von Maufrigneuse nach Saint-Cloud zurückzukehren, um dort zu beraten. Dies Zeichen der Gunst rettete Philipp; denn er wollte am 28. Juli einen Angriff unternehmen, um die Boulevards sauber zu fegen, und ohne Zweifel hätte er dann eine Kugel in den Leib bekommen, die sein Freund Giroudeau, der eine Abteilung der Angreifer befehligte, ihm zugeschickt hätte.

Einen Monat darauf besaß der Oberst Bridau von seinem ungeheuren Vermögen nur noch sein Haus, sein Gut, seine Bilder und sein Mobiliar. Er beging überdies, wie er sagte, die Dummheit, an die Wiedereinsetzung der älteren Linie zu glauben, der er bis 1834 treu blieb. Als Philipp hörte, daß Giroudeau Oberst geworden war, drängte ihn eine ziemlich begreifliche Eifersucht, wieder Dienste zu nehmen. Unglücklicherweise erhielt er 1835 ein Regiment in Algier, wo er drei Jahre lang auf dem gefährlichsten Posten ausharrte, denn er hoffte immerfort, die

Generalsepauletten zu erhalten; aber ein boshafter Einfluß, der des Generals Giroudeau, ließ ihn dort sitzen. Philipp wurde hart; er übertrieb die Strenge des Dienstes und wurde trotz seiner Tapferkeit, die an Murat erinnerte, verabscheut. Im Anfang des verhängnisvollen Jahres 1839, als er einen Wiedereroberungsangriff gegen die Araber unternahm, während man vor überlegenen Kräften weichen mußte, stürzte er sich auf den Feind, gestützt auf eine einzige Kompagnie, die auf eine arabische Übermacht stieß. Der Kampf war blutig, grauenhaft, er tobte Mann gegen Mann, und die französischen Reiter schlugen sich nur in geringer Zahl durch. Als diejenigen, die weit genug entfernt waren, bemerkten, daß ihr Oberst umzingelt wurde, hielten sie es nicht für geraten, zwecklos ihr Leben zu lassen, indem sie ihn herauszuhauen versuchten. Sie hörten die Rufe: „Euer Oberst! Her zu mir! Einen Obersten des Kaiserreichs!“ denen ein furchtbares Geheul folgte; aber sie kehrten zum Regiment zurück. Philipp fand einen schrecklichen Tod: man schnitt ihm den Kopf ab, als er, von den Dolchschwertern fast zerhackt, gefallen war.

Joseph, der um diese Zeit mit Hilfe seines Gönners, des Grafen von Sérizy, die Tochter eines ehemaligen Pächters und Millionärs geheiratet hatte, erbte das Hotel und das Schloß Brambourg, über die sein Bruder nicht mehr hatte verfügen können, wiewohl er ihn der Erbschaft hatte berauben wollen. Am meisten Vergnügen machte dem Maler die schöne Bildersammlung. Joseph, dem sein Schwiegervater, eine Art ländlichen Hochons, von Tag zu Tag Taler aufhäufte, besaß bereits sechzigtausend Franken Rente. Infolge einer Klausel in der Majoratsurkunde wurde er Graf von Brambourg, worüber er in seinem Atelier unter seinen Freunden oft laut auflachte.

ENDE

INHALT DES ERSTEN BANDES

DIE ÜBERSETZUNG DIESES BANDES BESORGTE FELIX PAUL GREVE. DER DRUCK ERFOLGTE IN DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG.